



PSYCHOTHERAPIE - WISSENSCHAFT SCIENCE PSYCHOTHÉRAPEUTIQUE

Jahrgang 6 / Heft 1 / 2016

FREIE THEMEN

Rosmarie Barwinski (Hrsg.)

EDITORIAL / ÉDITORIAL

ORIGINALARBEIT / ARTICLE INÉDIT - SYNTHÈSE

Wissenschaftstheoretische Überlegungen zur Psychotherapiewissenschaft

Considérations épistémologiques sur les sciences psychothérapeutiques

Zur Geltung von Erkenntnissen in der Psychotherapieforschung

De la validité des connaissances en recherche sur la psychothérapie

Wenn der Penis auf dem Kopf sitzt: psychoanalytische Symboldeutung und logopoietische Hermeneutik

Lorsque le pénis domine la tête : Symbolique psychanalytique et herméneutique logopoïétique

Der Beitrag der „Sozialen Neurowissenschaften“ zum Verständnis der Psyche

La contribution de « Neurosciences sociales » à la compréhension de la psyché

Feminisierung von Psychotherapie und Perspektiven für die Ausbildung: weitere Überlegungen zum von Eva Jaeggi aufgegriffenen Thema

Féminisation de la psychothérapie : perspectives en matière de formation des psychothérapeutes

(Eltern)wohl und (Kindes)wehe bei Besuchskontakten: Auswirkungen der Umgangsregelungen auf die Entwicklungsförderung fremdplatzierter traumatisierter Kinder

Droit de visite des enfants traumatisés et placés – visites : bien-être (des parents) et mal-être (des enfants) : Répercussions de la réglementation du droit de visite sur le développement des enfants traumatisés placés.

„Was wahr ist, streut nicht Sand in deine Augen“: integrative Psychotherapie im Schulheim Hochsteig

« Ce qui est vrai n'est pas de la poudre jetée dans tes yeux » : la psychothérapie intégrative à l'internat Hochsteig

KONFERENZBERICHT / COMPTE-RENDU DE CONFÉRENCE

Connecting Psychotherapy Practice and Research

BERICHT

IKP-Symposium im März 2016 in Zürich

RECENSIONE / REZENSION

PSYCHOTHERAPIE - WISSENSCHAFT SCIENCE PSYCHOTHÉRAPEUTIQUE

SCHWEIZER CHARTA
FÜR PSYCHOTHERAPIE

Ausbildung
Ethik
Forschung

Wissenschaftsredaktion

Rosmarie Barwinski, Zürich
Theodor Itten, St. Gallen
Margit Koemeda, Zürich
Mario Schlegel, Zürich
Peter Schulthess, Zürich

Psychotherapie-Wissenschaft ist eine Publikation der Schweizer Charta für Psychotherapie. Diese ist eine Abteilung der Assoziation Schweizer Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten (ASP).

Die Zeitschrift veröffentlicht wissenschaftliche Beiträge aus dem gesamten Fachgebiet der Psychotherapie (schulenübergreifend und schulenspezifisch) sowie aus angrenzenden Disziplinen. Sie erscheint zweimal jährlich.

Herausgeber: Schweizer Charta für Psychotherapie im ASP
Geschäftsstelle ASP
Riedtlistr. 8
CH - 8006 Zürich

Verlag: Schweizer Charta für Psychotherapie

Layout/Gestaltung: Mario Schlegel

Lektorat: Thomas Redl, Wien

Übersetzungen: engl.: Jean Schulthess-Watt
frz./ital.: Agentur der Dolmetscher- und Übersetzervereinigung Zürich

Kontakt: info@psychotherapie-wissenschaft.info

Internet: www.psychotherapie-wissenschaft.info

ISSN Print: 1664-9583

ISSN Electronic: 1664-9591

Hinweise für AutorInnen: Diese befinden sich in der Online - Ausgabe der Zeitschrift.

INHALTSVERZEICHNIS

EDITORIAL / EDITORIAL

- 2 Editorial
4 Éditorial
Rosmarie Barwinski

ORIGINALARBEIT / ARTICLE INÉDIT - SYNTHÈSE

- 6 Wissenschaftstheoretische Überlegungen zur Psychotherapiewissenschaft
15 Considérations épistémologiques sur les sciences psychothérapeutiques
Markus Erismann
- 17 Zur Geltung von Erkenntnissen in der Psychotherapieforschung
29 De la validité des connaissances en recherche sur la psychothérapie
Xenia Petry
- 30 Wenn der Penis auf dem Kopf sitzt: psychoanalytische Symboldeutung und logopoietische Hermeneutik
40 Lorsque le pénis domine la tête : Symbolique psychanalytique et herméneutique logopoïétique
Kurt Greiner
- 41 Der Beitrag der „Sozialen Neurowissenschaften“ zum Verständnis der Psyche
51 La contribution de « Neurosciences sociales » à la compréhension de la psyché
Joachim Bauer
- 52 Feminisierung von Psychotherapie und Perspektiven für die Ausbildung: weitere Überlegungen zum von Eva Jaeggi aufgegriffenen Thema
60 Féminisation de la psychothérapie : perspectives en matière de formation des psychothérapeutes
Brigitte Schigl
- 61 (Eltern)wohl und (Kindes)wehe bei Besuchskontakten: Auswirkungen der Umgangsregelungen auf die Entwicklungsförderung fremdplatzierter traumatisierter Kinder
70 Droit de visite des enfants traumatisés et placés – visites : bien-être (des parents) et mal-être (des enfants) : Répercussions de la réglementation du droit de visite sur le développement des enfants traumatisés placés.
Monika Dreiner
- 71 „Was wahr ist, streut nicht Sand in deine Augen“: integrative Psychotherapie im Schulheim Hochsteig
79 « Ce qui est vrai n'est pas de la poudre jetée dans tes yeux » : la psychothérapie intégrative à l'internat Hochsteig
Theodor Itten

KONFERENZBERICHT / COMPTE-RENDU DE CONFÉRENCE

- 81 Connecting Psychotherapy Practice and Research
83 Connecting Psychotherapy Practice and Research
Peter Schulthess

BERICHT

- 85 IKP-Symposium im März 2016 in Zürich
Manuela Kellenberger

RECENSIONE / REZENSION

- 87 Orth, Ilse; Petzold, Hilarion G.; Sieper, Johanna: Mythen, Macht und Psychotherapie
91 Orth, Ilse; Petzold, Hilarion G.; Sieper, Johanna: Mythen, Macht und Psychotherapie
Nicola Gianinazzi

Editorial

Rosmarie Barwinski

Editorial

Die vorliegende Ausgabe der „Psychotherapie-Wissenschaft“ ist ein sogenanntes freies Heft, d. h., es beinhaltet Artikel, die nicht auf einen Themenschwerpunkt konzentriert sind, sondern Psychotherapiewissenschaft aus verschiedenen Perspektiven beleuchten.

Im ersten Beitrag, „Wissenschaftstheoretische Überlegungen zur Psychotherapiewissenschaft“, zeigt der Zürcher Philosoph Markus Erismann auf, dass die Psychotherapiewissenschaft für methodologische Selbstreflexion prädestiniert ist, welche den Grad ihrer „Methodizität“ erhöht und zur Anerkennung als eigenständige wissenschaftliche Disziplin beiträgt. Er hält fest, dass die Geschichte der Psychotherapiewissenschaft durch die Bildung einer Vielzahl von Schulen und Methoden gekennzeichnet ist, die zum Paradigma der Psychotherapiewissenschaft gehört. Ihr fehlt aber ein schulenumfassender wissenschaftstheoretischer Rahmen, der auch ihrem interdisziplinären Charakter gerecht wird. Weil die psychotherapeutische Situation durch methodische Selbstreflexion gekennzeichnet ist, liegt es nahe, dass der Psychotherapiewissenschaftler über ein ausgeprägtes Bewusstsein der methodischen und methodologischen Selbstreflexion verfügt. Durch die Entwicklung einer eigenen Wissenschaftstheorie, Methodologie und Wissenschaftsgeschichte gelangt für Erismann die Psychotherapiewissenschaft zu einem reflektierten Selbstverständnis, das im Hinblick auf ihre Anerkennung als eigenständige Disziplin grundlegend ist.

Um den Gegenstand der Psychotherapiewissenschaft zu definieren, geht Erismann von der leibseelischen Ganzheit des Menschen aus und leitet davon ihre Stellung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften ab. Psychotherapiewissenschaft müsse geisteswissenschaftliche und naturwissenschaftliche Methoden integrieren, um ihrem Forschungsgegenstand gerecht zu werden. Dieses Verhältnis zu reflektieren und eine Methodologie zu formulieren, die beide wissenschaftlichen Sichtweisen verbindet, schaffe ein eigenes methodologisches Fundament, das einer interdisziplinären Denkweise entspricht. Voraussetzung für eine solche Wissenschaftstheorie der Psychotherapie ist, dass jede einzelne Schule mittels methodologischer Selbstreflexion ihre eigenen methodologischen und erkenntnistheoretischen Grundannahmen und Leitdifferenzen reflektiert und expliziert. Aufgrund der dadurch gewonnenen Darstellungen des wissenschaftlichen Selbstverständnisses jeder einzelnen Schule lässt sich aus einer wissenschaftstheoretisch unabhängigen Perspektive zum einen eine komparative Analyse und Darstellung der Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Schulen erarbeiten, zum anderen ein schulenumfassendes, die Verschiedenheit der Schulen achtendes wissenschaftstheoretisches Grundkonzept und Selbstverständnis der Psychotherapiewissenschaft entwickeln. Markus Erismanns Vorschlag wurde meiner Meinung nach zum Teil bereits im Rahmen der Charta verwirklicht und könnte weiterhin darin verwirklicht werden.

Der anschließende Artikel von Xenia Petry greift Aspekte der Überlegungen von Markus Erismann auf, indem sie Gütekriterien diskutiert, die Gültigkeit für sowohl quantitative als auch qualitative Methoden beanspruchen. Ihr Artikel fasst Ergebnisse ihrer Dissertation zusammen, in der sie Qualitätskriterien psychotherapeutischer Forschung ausarbeitete und anhand unterschiedlicher Studientypen überprüfte. Sie betont den Sachverhalt, dass in der psychotherapeutischen Fachwelt die Qualität wissenschaftlicher Erkenntnisse hauptsächlich an der Forschungsmethodik gemessen wird. Dabei sind randomisierte kontrollierte Untersuchungen (RCTs) die Methode der Wahl, da sie methodische Qualitätsstandards vorweisen können – systematische Einzelfallstudien gelten als „unwissenschaftlich“. Qualitäts- und damit Bewertungskriterien für Psychotherapieforschung müssen, wie Petry hervorhebt, allerdings dem Gegenstand und nicht der Methode gerecht werden. Mit acht von Petry entwickelten Bewertungskriterien für Psychotherapieforschung können sowohl systematische Fallanalysen als auch experimentelle Studiendesigns (RCTs) in ihrer Güte und Geltung beurteilt werden, sodass eine methodenunabhängige Qualitätssicherung von Psychotherapieforschung erfolgt.

Der Artikel von Kurt Greiner knüpft an die Methodendiskussion an. Greiner vertritt die These, dass Psychoanalyse weder als eine „wissenschaftliche Verirrung noch als eine kausalanalytische Wissenschaft, sondern als eine hermeneutisch operierende Forschungs- und Praxisrichtung“ zu begreifen sei. Er zeigt auf, dass die hermeneutischen Prinzipien des Psychoanalysierens der traditionellen Auffassung von geisteswissenschaftlicher Hermeneutik widersprechen, weshalb psychoanalytisches Forschen auch nicht mit dem klassischen Hermeneutik-Begriff gleichgesetzt werden kann.

Die Behauptung, bei psychoanalytischem Interpretationswissen handle es sich um hermeneutisch gewonnene Erkenntnisse kausalanalytischer Art – ein Argument, das zur Verteidigung des wissenschaftlichen Werts psycho-

analytischer Auslegungen häufig gebraucht wird – stellt er infrage. Er warnt vor dem problematischen Bild einer hermeneutischen Ursachenforschung, weil diese Begriffskombination eine „*contradictio in adiecto*“ darstelle. Da Hermeneutik und Kausalanalyse per definitionem nicht zusammenpassen, lautet der von Greiner zur Diskussion gestellte Alternativvorschlag: Über psychoanalytische Deutungsarbeit, die eine logopoietische Praxis des heilungsfördernden Textverwebens repräsentiert, wird ein versteh- und damit handhabbares Sinnprodukt geschaffen, welches für die weitere therapeutische Verwertung zur Verfügung steht.

Der Beitrag von Joachim Bauer beschäftigt sich mit sozialen Neurowissenschaften. Hier steht einerseits die Frage im Vordergrund, wie sich positive oder negative soziale Erfahrungen, die uns andere Menschen zufügen, auf unser Gehirn auswirken. Andererseits geht es darum, welchem neurobiologischen „Radarsystem unseres Gehirns“ wir es verdanken, dass wir das Fühlen und Denken eines anderen Menschen wahrnehmen und verstehen können. Bauer verweist auf ein neuronales Resonanzsystem, welches uns auch dann in sozialen Kontakt kommen lässt, wenn uns höhere kognitive Funktionen noch nicht zur Verfügung stehen. Grundlage dieses Resonanzsystems ist das System der Spiegelneuronen (mirror neuron system). Dieses System ist auch für die Fähigkeit von Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten, mit ihren Patientinnen und Patienten in intuitiven Kontakt kommen und diese verstehen zu können, von Bedeutung.

Der Artikel von Brigitte Schigl setzt die von Eva Jaeggi 2014 begonnenen Überlegungen zur Feminisierung von Psychotherapie fort. Schigl fokussiert auf die Situation in den Ausbildungsgängen zur Psychotherapeutin, zum Psychotherapeuten, in denen fast 80 % weibliche Kandidatinnen zu finden sind. Welche Implikationen dieser Sachverhalt für die Teilnehmer(innen), für die Lehrtherapeut(inn)en und die Ausbildungseinrichtungen hat, wird skizziert. Brigitte Schigl kommt zum Schluss, dass ein Festhalten an einer Gleichverteilung von weiblichen und männlichen Lehrenden (zumindest in den Gruppenselbsterfahrungen) nicht angebracht ist. Die in jeder Konstellation erwachsenden Gender-Dynamiken zu reflektieren, ist ihrer Meinung nach unumgänglich.

Zwei weitere Beiträge beschäftigen sich mit integrativer Psychotherapie und interdisziplinärer Zusammenarbeit im Kinder- und Jugendbereich.

Monika Dreiner widmet sich in ihrem Beitrag dem Thema der Fremdplatzierung von Kindern und Jugendlichen. Üblich ist, dass entweder über eine richterliche Anordnung oder auf Betreiben der leiblichen Eltern ein mehr oder weniger regelmässiger Besuchskontakt des Kindes mit den leiblichen Eltern arrangiert wird. Für die Bestimmungen zum Umgang der Eltern mit ihren Kindern werden oftmals die Regelungen von Kindern aus Scheidungsfamilien generalisiert, ohne die spezifischen Bedürfnisse anderer Kinder zu berücksichtigen.

Besonders bei Kindern, die pränatal und früh von ihren primären Bezugspersonen traumatisiert worden sind, sind die Besuchskontakte in der Regel kontraindiziert. Bisherige Regelungen drängen die Ersatzbezugspersonen vielfach in eine Position, in der sie zu Übeltäter(inne)n werden, womit die Helfersysteme in einer Zwickmühle geraten. Der Aufsatz möchte darauf aufmerksam machen, die spezifische Situation dieser Kinder wahrzunehmen und das Wohl dieser Kinder unter diesem besonderen Aspekt zu sichern.

Ein Gedicht von Ingeborg Bachmann ist der rote Faden im Essay von Theodor Itten zur integrativen Psychotherapie in einem Ostschweizer Sonderschulheim. Die verschiedenen Voraussetzungen für eine gelungene, Fachkompetenz übergreifende, integrative Zusammenarbeit aller Beteiligten werden aus der Sicht des Psychotherapeuten geschildert. Eine Psychotherapie mit Kindern und Jugendlichen ist eine auf der direkt erlebten subjektiven Wahrheit beruhende Behandlung. Der Lebenskontext der Erwachsenen beeinflusst fördernd oder hindernd das seelische und schulische Wohlbefinden von Jugendlichen immens. Sinn und Unsinn von Psychopharmaka in der Kinder- und Jugendpsychotherapie werden diskutiert.

Ich wünsche Ihnen bei der zum Teil anspruchsvollen, interessanten und berührenden Lektüre viel Vergnügen!

Éditorial

Rosmarie Barwinski

Éditorial

Cette édition de la revue « Science Psychothérapeutique » est un cahier dit libre : elle contient des articles qui ne se concentrent pas sur un thème central, mais met en lumière la science psychothérapeutique sous différentes perspectives.

Dans le premier article « Réflexions de nature philosophico-scientifique autour de la science psychothérapeutique », le philosophe zurichois Markus Erismann montre que la science psychothérapeutique est prédestinée à l'autoréflexion méthodologique laquelle augmente le degré de « méthodicité » et ainsi contribue à sa reconnaissance comme discipline scientifique autonome. Il observe que l'histoire de la science psychothérapeutique est caractérisée par la création d'une multiplicité d'écoles et de méthodes qui appartiennent au paradigme de la science psychothérapeutique, à laquelle manque toutefois un cadre philosophico-scientifique incluant les diverses écoles et rendant justice à son caractère interdisciplinaire. Puisque la situation psychothérapeutique est caractérisée par l'autoréflexion méthodique, il est évident que le scientifique qui étudie la psychothérapie doit disposer d'une conscience aiguë de l'autoréflexion méthodique et méthodologique. À travers le développement d'une propre philosophie scientifique, méthodologie et histoire de la science, la science psychothérapeutique parvient à une identité réfléchie, ce qui est fondamental dans l'optique de sa reconnaissance comme discipline autonome.

Afin de définir l'objet de la science psychothérapeutique, Erismann part du principe d'un ensemble psychique et physique de l'être humain et de ce fait la positionne entre les sciences de la nature et celles de l'esprit. La science psychothérapeutique devrait intégrer des méthodes issues des sciences naturelles et humaines, afin de s'inscrire correctement dans l'objet de la recherche. Réfléchir à ce rapport et formuler une méthodologie alliant les deux optiques scientifiques permet de créer une propre base méthodologique qui correspond à un mode de pensée interdisciplinaire. Les conditions requises pour une telle théorie scientifique de la psychothérapie consistent à ce que chaque école réfléchisse et explique ses propres principes et différences fondamentaux sur le plan méthodologique et épistémologique au moyen d'autoréflexion méthodologique. De sorte que les représentations de l'identité scientifique obtenues pour chaque école permettent d'un point de vue philosophico-scientifique indépendant d'une part d'établir une analyse et une présentation comparatives des similitudes et différences entre les écoles et d'autre part de développer un concept de base et une identité philosophico-scientifiques de la science psychothérapeutique, lesquels incluent toutes les écoles tout en tenant compte de leur différence. À mon sens, la proposition de Markus Erismann a déjà été partiellement réalisée dans le cadre de la Charte, où elle pourrait être concrétisée.

L'article suivant écrit par Xenia Petry reprend certains aspects des réflexions émises par Markus Erismann en abordant les critères de qualité qui s'appliquent autant aux méthodes quantitatives que qualitatives. Son article résume les résultats de sa dissertation laquelle exposait les critères de qualité en matière de recherche psychothérapeutique, qu'elle a vérifié au moyen de différents types d'études. Elle souligne le fait que dans le milieu psychothérapeutique la qualité des connaissances scientifiques se mesure essentiellement à la méthodologie de recherche. La méthode choisie sont les RCTs (Randomized Controlled Trials, études contrôlées par randomisation), car elles présentent des normes de qualité méthodiques, alors que les études systématiques de cas particuliers sont considérées « non scientifiques ». Comme l'indique Petry, les critères de qualité et donc d'évaluation en recherche psychothérapeutique doivent toutefois rendre justice à l'objet et non à la méthode. Grâce aux huit critères d'évaluation développés par Petry pour la recherche en psychothérapie, il est possible d'évaluer la qualité et la validité tant par l'analyse systématique de cas que par les designs d'études expérimentaux (RCTs), de manière à obtenir une garantie de qualité de la recherche en psychothérapie qui se révèle indépendante de la méthode.

L'article de Kurt Greiner renvoie au débat méthodologique. Greiner défend la thèse selon laquelle la psychanalyse ne doit pas être vue comme une « aberration scientifique ni une science reposant sur l'analyse causale, mais comme un axe de recherche et de pratique opérant dans la sphère herméneutique ». Il souligne que les principes herméneutiques de la psychanalyse contredisent la conception traditionnelle de l'herméneutique qui tient des sciences humaines. Raison pour laquelle la recherche en psychanalyse ne peut être assimilée à la notion classique d'herméneutique.

Il s'interroge sur l'affirmation que le savoir d'interprétation psychanalytique relève de connaissances acquises par la voie de l'herméneutique, de nature causale – un argument fréquemment avancé dans la défense de la valeur scientifique des interprétations psychanalytiques. Il met en garde contre l'image problématique d'une recherche causale herméneutique, car cette combinaison de termes présente une « *contradictio in adiecto* ». Comme herméneutique et analyse causale ne sont par définition pas compatibles, Greiner propose le débat suivant : à travers un travail d'interprétation psychanalytique, sous forme de pratique logopœïétique par l'entrelacement des textes favorisant la guérison, un produit judicieux et compréhensible et par conséquent gérable est mis en place, lequel est mis à disposition pour la poursuite des démarches thérapeutiques.

L'article de Joachim Bauer aborde le sujet des neurosciences sociales. D'une part, la première question qui se pose ici est celle de savoir de quelle manière des expériences sociales positives ou négatives, transmises par d'autres personnes, affecte notre cerveau. D'autre part, il s'agit de savoir grâce à quel « système radar neuro-biologique de notre cerveau » nous sommes aptes à percevoir et comprendre les sentiments et pensées d'autres personnes. Bauer se réfère au système de résonance neuronal, qui nous permet d'entrer en contact social même si nous ne disposons pas encore de nos fonctions cognitives supérieures. Le système des neurones miroirs (*mirror neuron system*) constitue la base de ce système de résonance. Ce système revêt également une importance particulière sur le plan de la capacité du / de la psychothérapeute à entrer en contact intuitif avec son / sa patient/e et d'être en mesure de les comprendre.

L'article rédigé par Brigitte Schigl expose la poursuite des réflexions initiées en 2014 par Eva Jaeggi concernant la féminisation de la psychothérapie. Schigl se concentre sur la situation des filières de formation pour devenir psychothérapeute, lesquels sont fréquentés par presque 80% de candidates. Elle décrit les implications pour les participant(e)s, les enseignant(e)s en thérapie et les organismes de formation. Elle arrive à la conclusion qu'il ne serait pas approprié de persister dans la répartition uniforme d'enseignants féminins et masculins (du moins en ce qui concerne les groupes de travail sur soi-même). Elle émet l'opinion qu'il est indispensable de refléter les dynamiques de *gender* résultant dans chaque constellation.

Deux autres articles traitent de la psychothérapie intégrative et de la collaboration interdisciplinaire dans le domaine des enfants et adolescents.

Monika Dreiner se consacre dans son article au placement d'enfants et d'adolescents auprès de tiers. En règle générale, des visites plus ou moins régulières des parents biologiques auprès de l'enfant sont organisées par mandat du juge ou à l'initiative des parents biologiques. Mais le droit de visite des parents à leur enfant est souvent déterminé en suivant les dispositions générales appliquées en cas de divorce, sans prise en compte des besoins spécifiques des enfants.

Pourtant, le droit de visite est généralement contre-indiqué pour les enfants qui ont été traumatisés par les adultes de référence durant la phase prénatale ou la petite enfance. Les règles en vigueur jusqu'à présent poussent souvent les personnes de référence dans une position où ils/elles deviennent des bourreaux, ce qui place les réseaux d'aide face à un dilemme. Cet article entend attirer l'attention sur la prise en compte nécessaire de la situation spécifique de ces enfants et sur le fait d'assurer leur bien-être sous cet angle particulier.

Un poème d'Ingeborg Bachmann sert de fil rouge à l'essai de Theodor Itten consacré à la psychothérapie intégrative dans un internat avec pédagogie spécialisée, situé en Suisse orientale. Le psychothérapeute décrit les diverses conditions qu'il juge nécessaires pour permettre une coopération intégrée et transversale réussie de toutes les parties prenantes. La psychothérapie pratiquée auprès des enfants et des adolescents consiste en une thérapie reposant sur la vérité subjective directement vécue. Le contexte quotidien des adultes influe énormément sur le bien-être psychologique et scolaire des adolescents et sur leurs perturbations éventuelles. Le sens ou l'absurdité des psychotropes en matière de psychothérapie de l'enfant et de l'adolescent sont discutés.

Je vous souhaite bonne lecture de cette revue qui se révèle parfois exigeante, intéressante et touchante.

Originalarbeit

Markus Erismann

Wissenschaftstheoretische Überlegungen zur Psychotherapiewissenschaft

Zusammenfassung: Wissenschaftstheorie – verstanden als Reflexion auf die wissenschaftliche Tätigkeit –, Methodologie – verstanden als Reflexion auf die wissenschaftliche Verfahrensweise – und Wissenschaftsgeschichte erhöhen den Grad an Methodizität, d. h. der Selbstreflektiertheit einer bestimmten Wissenschaft, wodurch diese ein besseres Selbstverständnis gewinnt. Die vorliegenden wissenschaftstheoretischen Überlegungen sollen zeigen, dass die Psychotherapiewissenschaft für methodologische Selbstreflexion prädestiniert ist, welche den Grad ihrer Methodizität erhöht und zur Anerkennung als eigenständige wissenschaftliche Disziplin beiträgt. Die Geschichte der Psychotherapiewissenschaft ist gekennzeichnet durch die Bildung einer Vielzahl von Schulen und Methoden, die zum Paradigma der Psychotherapiewissenschaft gehört. Ihr fehlt aber ein schulenumfassender wissenschaftstheoretischer Rahmen, der auch ihrem interdisziplinären Charakter gerecht wird. Weil die psychotherapeutische Situation durch methodische Selbstreflexion gekennzeichnet ist, liegt es nahe, dass der Psychotherapiewissenschaftler über ein ausgeprägtes Bewusstsein der methodischen und methodologischen Selbstreflexion verfügt. Durch die Entwicklung einer eigenen Wissenschaftstheorie, Methodologie und Wissenschaftsgeschichte gelangt die Psychotherapiewissenschaft zu einem reflektierteren Selbstverständnis, das im Hinblick auf ihre Anerkennung als eigenständige Disziplin grundlegend ist.

Schlüsselwörter: Psychotherapiewissenschaft, Methodizität, Wissenschaftstheorie, Methodologie, Wissenschaftsgeschichte, reflektiertes Selbstverständnis

Epistemological considerations to the science of psychotherapy

Summary: Philosophy of science – interpreted as reflection on scientific activity –, methodology – interpreted as reflection on scientific method – and history of science increase the degree of methodicity, i.e. of self-reflection in a certain science, so that it gains a better self-conception. The present epistemological considerations aim at showing that psychotherapy science seems predestined for methodological self-reflection, which increases the degree of its methodicity and contributes to the recognition as an independent scientific discipline. The history of psychotherapy science is marked by the forming of a variety of schools and methods, which belongs to the paradigm of psychotherapy science. But it lacks an epistemological frame, which comprises the different schools and meets its interdisciplinary character. Because the psychotherapeutic situation is marked by methodical self-reflection, it stands to reason, that the psychotherapy scientist has a pronounced consciousness of methodical and methodological self-reflection. By the development of an own philosophy of science, a methodology and a history of science psychotherapy science achieves a reflected self-conception, which is fundamental in view of its recognition as an independent discipline.

Keywords: psychotherapy science, methodicity, philosophy of science, methodology, history of science, reflected self-conception

Riflessioni di natura filosofico-scientifica sulle scienze psicoterapeutiche

Riassunto: La filosofia della scienza - intesa come riflessione sull'attività scientifica - e la metodologia – intesa invece come riflessione sul metodo scientifico - e la storia della scienza aumentano il grado di metodicità, ovvero di autoriflessività di una determinata scienza. Grazie a ciò quest'ultima acquisisce una migliore coscienza di sé. Le presenti riflessioni di natura filosofico-scientifica sono volte a mostrare che le scienze psicoterapeutiche sono predestinate all'autoriflessione metodologica, la quale ne aumenta il grado di metodicità contribuendo al suo riconoscimento quale disciplina scientifica autonoma. La storia della scienze psicoterapeutiche è caratterizzata dalla creazione di una molteplicità di scuole e metodi che appartengono al paradigma delle scienze psicoterapeutiche, alle quali manca tuttavia un quadro filosofico-scientifico che includa le diverse scuole e renda giustizia al suo carattere interdisciplinare. Poiché la situazione psicoterapeutica è caratterizzata dall'autoriflessione metodica, è evidente che chi studia le scienze psicoterapeutiche deve disporre di una grande consapevolezza dell'autoriflessione metodica e metodologica. Attraverso lo sviluppo di una propria filosofia della scienza, metodologia e storia della scienza, le scienze psicoterapeutiche giungono a una coscienza riflessiva di sé, fondamentale in vista appunto del loro riconoscimento come disciplina autonoma.

Parole chiave: scienze psicoterapeutiche, metodicità, filosofia della scienza, metodologia, storia della scienza, coscienza riflessiva di sé

Die folgenden wissenschaftstheoretischen Überlegungen sollen zeigen, dass von der Psychotherapiewissenschaft ein hohes Mass an methodologischer Selbstreflexion zu erwarten ist. Von diesem lässt sich die Anerkennung der Psychotherapiewissenschaft als eigenständige wissenschaftliche Disziplin ableiten.

Methodizität als Charakteristikum für Wissenschaftlichkeit

Die Frage, was Wissenschaft ausmacht, lässt sich dahingehend beantworten, dass sich wissenschaftliche Tätigkeit durch einen hohen Grad an Methodizität auszeichnet. Unter Methodizität verstehe ich die methodologische Reflektiertheit einer Wissenschaft, d. h. die Reflexion einer Wissenschaft auf die eigenen Grundlagen, ihre Grundbegriffe und Leitdifferenzen, die Art und Weise der Erkenntnisgewinnung, der Theoriebildung, der Strukturierung und Darstellung gewonnener Erkenntnisse sowie der Entwicklung von Anwendungsverfahren. Methodizität kann als Abgrenzungskriterium gegenüber anderen Arten von Wissen wie etwa dem Alltagswissen oder dem mythischen Wissen dienen.

Wissenschaftstheorie – verstanden als Reflexion auf die wissenschaftliche Tätigkeit –, Methodologie – verstanden als Reflexion auf die wissenschaftliche Verfahrensweise – und Wissenschaftsgeschichte erhöhen den Grad an Methodizität, d. h. an Selbstreflektiertheit einer bestimmten Wissenschaft, wodurch diese ein besseres Selbstverständnis gewinnt. Die Methodologie (Heuristik und methodologische Selbstreflexion) und die Geschichte einer Wissenschaft bilden wesentliche Bestandteile der Wissenschaftstheorie. In der Methodologie einer Wissenschaft werden ihre Heuristik und methodologische Selbstreflexion formuliert und explizit gemacht. In der Wissenschaftsgeschichte werden die Entstehungsgeschichte einer Wissenschaft, die Entwicklung ihres Verhältnisses zu anderen Wissenschaften und die Etablierung als eigenständige wissenschaftliche Disziplin analysiert und beschrieben.

Während eine allgemeine Wissenschaftstheorie oder Wissenschaftsphilosophie auf die Natur der Wissenschaft und die wissenschaftliche Tätigkeit reflektiert, bedarf jede einzelne wissenschaftliche Disziplin der Entwicklung einer eigenen, speziellen Wissenschaftstheorie, Methodologie und Wissenschaftsgeschichte, welche deren Selbstverständnis konstituieren.

Eine wissenschaftstheoretische Perspektive, aus der die reflektierende Erarbeitung eines Selbstverständnisses einer bestimmten Wissenschaft möglich wird, setzt das Hinaustreten des Wissenschaftlers aus dem wissenschaftlichen Prozess, seine Distanzierung von diesem und die Einnahme eines Reflexionsstandpunktes voraus, von dem aus eine Selbstreflexion, Analyse, Kritik und Fundierung der wissenschaftlichen Praxis sowie die Entwicklung einer Wissenschaftstheorie für eine Wissenschaft erfolgen kann. Die Methodologie betrifft vornehmlich die Reflexion auf die strukturelle Dimension, die Wissenschaftsgeschichte vor allem die Reflexion auf die historische Dimension des wissenschaftlichen Prozesses. Die Reflexion auf beide Dimensionen ergibt die Grundlage für die Entwicklung einer Wissenschaftstheorie und des Selbstverständnisses einer Wissenschaft.

Wissenschaftstheorie hat die Konstitutionsbedingungen einer Wissenschaft zu ihrem Gegenstand. So hat sie etwa den Gegenstandsbereich einer Wissenschaft zu definieren und gegenüber anderen Wissenschaften abzugrenzen oder etwa die Grundannahmen und Grundbegriffe ihrer Heuristik zu analysieren und kritisch zu reflektieren. Die grundlegenden, wissenschaftskonstituierenden Strukturen basieren auf methodologischen Entscheidungen, die sich einerseits aus der wissenschaftlichen Praxis ergeben und andererseits diese prägen. So beruht zum Beispiel die Antwort auf die Frage, ob sich eine Wissenschaft auf nur eine gültige Methode, auf eine Vielzahl von Methoden oder auf gar keine bestimmte Methode festlegt, auf einer methodologischen Entscheidung. Ebenso gründet ihre Orientierung auf einem bestimmten Wissenschaftsideal, einem natur- oder geisteswissenschaftlichen, auf einer Entscheidung, welche das Selbstverständnis und die Praxis einer Wissenschaft prägen.

Die Wissenschaftstheorie einer bestimmten Wissenschaft hat deren begriffliche und methodische Grundlagen zu reflektieren und sie zu explizieren. Wenn eine wissenschaftliche Disziplin in Lehre und Forschung eine Vielzahl von Schulen mit untereinander unvereinbaren methodischen Ansätzen und philosophischen Bezügen aufweist, kann es das methodologische und wissenschaftstheoretische Interesse sein, unter Beibehaltung der verschiedenen Ansätze eine allgemeine, schulenübergreifende Methodologie zu formulieren. Eine solche allgemeine Methodologie lässt sich umso leichter finden, je ausgebildeter das Selbstverständnis einer Wissenschaft ist. Wissenschaftstheorie gehört daher nicht nur als Fach in den Lehrplan einer wissenschaftlichen Ausbildung, um die Methodenwahl zu erleichtern, sondern ist Aufgabe einer Wissenschaft, um zu einem Selbstverständnis zu gelangen. Einerseits erfordert die wissenschaftliche Tätigkeit des einzelnen Wissenschaftlers die Entscheidung und Wahl zugunsten einer bestimmten Methode, andererseits verlangen wissenschaftstheoretische Reflexion und die Entwicklung einer schulenumfassenden Methodologie das Offenlassen von Entscheidungsmöglichkeiten. In dieser Spannung zwischen wissenschaftlicher Praxis, in der Entscheidungen zu treffen sind, und wissenschaftstheoretischer Selbstreflexion, die Entscheidungen offen hält, entwickelt sich das Selbstverständnis einer Wissenschaft.

Weiter hat eine wissenschaftliche Disziplin die Aufgabe, durch methodologische Selbstreflexion ihr Verhältnis zu anderen Disziplinen zu klären und zu formulieren. Sie hat sich zum einen von anderen Wissenschaften

abzugrenzen, zum anderen ein eigenes Wissenschafts- und Forschungsverständnis zu entwickeln, von dem aus eine wechselseitige Anerkennung und ein interdisziplinärer Dialog möglich werden. Während sich etwa die Mathematik oder die formale Logik selbst genügen, zeichnet sich die Psychotherapiewissenschaft gerade durch ihre Interdisziplinarität aus.

Wissenschaftstheorie umfasst zudem die Analyse der Institutionalisierungs- und Kommunikationsformen als Konstitutionsbedingungen einer Wissenschaft. Wissenschaftliche Tätigkeit ist einerseits zwar nicht unbedingt an universitäre Institutionen gebunden, andererseits bilden aber Ausbildungs- und Forschungsstätten, Berufs- und Fachverbände, wissenschaftsspezifische Zeitschriften und Veranstaltungen, Lehr- und Handbücher die jeweilige Disziplin konstituierende Elemente. Die Analyse und Beschreibung der Entwicklung und Bildung solcher Strukturen fällt in den Bereich der Wissenschaftsgeschichte einer Disziplin.

Die Aufgabe der Methodologie einer Wissenschaft besteht einerseits in der Entwicklung einer Heuristik (Erkenntnistheorie und Forschungsmethoden) und einer Methodik der Theoriebildung, Strukturierung und Darstellung des gewonnenen Wissens sowie von Verfahren und Techniken der Anwendung des theoretischen Wissens, andererseits in der selbstreflexiven, kritischen Befragung und Offenlegung der Grundlagen dieser Erkenntnis- und Anwendungsmethoden. Je ausgebildeter und reflektierter die Methodologie einer Wissenschaft ist, desto höher ist der Grad ihrer Methodizität.

Eine methodologische Frage ist z. B., inwiefern eine Wissenschaft die Heuristik anderer Wissenschaften übernimmt oder selbst eine ihrem Gegenstand, ihrer Erkenntnissituation und ihrem Erkenntnisziel angemessene Heuristik entwickelt. In jedem Fall bedarf es einer selbstreflexiven Analyse des Gegenstandes und der geeigneten Erkenntnis- und Forschungsmethoden sowie der Erkenntnissituation und Praxis, aus welcher sich eine Wissenschaft entwickelt. Die Methodologie einer Wissenschaft hat aufzuweisen, worin die Spezifität ihrer Erkenntnissituation, ihre grundlegende Fragestellung und ihr Erkenntnisziel besteht, wodurch sie ein Selbstverständnis gewinnt, das ihr ermöglicht, sich gegenüber anderen Wissenschaften und Heuristiken zu positionieren und abzugrenzen.

Methodologische Selbstreflexion bezieht sich einerseits auf die Erkenntnissituation, d.h. die Praxis der Erkenntnisgewinnung, andererseits auf die methodischen Grundbegriffe, Leitdifferenzen und die Verfahren der Theoriebildung. Somit hat sie auch auf das wechselseitige Verhältnis zwischen Theorie und Praxis zu reflektieren. Methodologische Selbstreflexion verlangt die Bereitschaft des Wissenschaftlers und einer Wissenschaft zur Selbstkritik und Selbstveränderung, zur Reorganisation ihrer Begrifflichkeiten, zur Veränderung der Erkenntnispraxis und zur Offenheit für alternative Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten. Sie bildet zusammen mit dem historischen Wissen um ihre Traditionen und philosophischen Bezüge, ihre Entstehung und Entwicklung die Basis für das Selbstverständnis einer Wissenschaft, für die Erhöhung des Grads ihrer Methodizität und für ihre Etablierung als eigenständige Disziplin.

Geschichte und Struktur der Psychotherapiewissenschaft

Die Geschichte der eher geisteswissenschaftlich orientierten Psychotherapiewissenschaft lässt sich zum einen im Verhältnis zur Entwicklung ihrer an naturwissenschaftlicher Methodik orientierten Nachbardisziplinen Medizin (Psychiatrie) und (klinische) Psychologie und als Prozess der Abgrenzung von diesen, zum anderen als Differenzierungsprozess mit der Entstehung verschiedener Schulen und Methoden und als Entwicklung eines die verschiedenen Schulen umfassenden Selbstverständnisses verstehen.

Aufgrund ihres Ansatzes, „den leidenden Menschen in dessen leibseelischer Ganzheit innerhalb der konkreten Lebenssituation und lebensgeschichtlichen Entwicklung“ anzusprechen (Schweizer Charta für Psychotherapie, 2014, S. 7), steht die Psychotherapiewissenschaft – wie die Psychologie – zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. Als hermeneutische Erkenntnis- und Behandlungsmethode, in der es um zwischenmenschliches Verstehen durch Empathie und die Veränderung durch Gespräch, Beziehungsgestaltung, Selbstreflexion und Bewusstwerdung geht, steht sie den Geisteswissenschaften näher als den Naturwissenschaften.

Eine umfassende Geschichte der Psychotherapiewissenschaft, die als Wissenschaftsgeschichte Bestandteil der Wissenschaftstheorie der Psychotherapiewissenschaft wäre und zum Selbstverständnis dieser Wissenschaft beitragen würde, liegt meines Wissens noch nicht vor. Ein erster wissenschaftshistorischer Ansatz für die Geschichte und Entwicklung der Psychotherapiewissenschaft in der Schweiz bietet der Artikel von Buchmann et al. (1996), auf den ich mich unter anderen im Folgenden beziehe.

Ausgehend von der psychoanalytischen Methode Freuds stellen die Autoren jenes Artikels die Geschichte und den Entwicklungsprozess der Psychotherapie und Psychotherapiewissenschaft einerseits als „eine Verästelung

im Sinne von Spaltungen in der Psychotherapie“ (Buchmann et al., 1996, S. 82) dar, andererseits als sich wiederholende, scheiternde Integrationsversuche, welche die durch die Spaltungen entstandenen unterschiedlichen und unvereinbaren Schulen und Methoden zusammenführen sollten, um dadurch die Anerkennung der Psychotherapie als eigenständige Wissenschaft zu ermöglichen.

Dieser Prozess der Spaltungen in eine Vielzahl von Ansätzen und vergeblichen Integrationsbemühungen lässt sich, wie dies etwa Fischer (2008) oder van Deurzen-Smith und Smith (1996, S. 21) tun, als Charakteristikum einer präparadigmatischen Wissenschaft im Sinne von Kuhns (1962) Wissenschaftstheorie verstehen: „Kuhn (...) hat gezeigt, dass jede entwickelte Wissenschaft eine ausgedehnte Phase des Theorienpluralismus und der Konfusion durchläuft, die er als präparadigmatische Phase charakterisiert. In Kuhns Ansatz zur Wissenschaftsgeschichte und -philosophie wird treffend behauptet, dass eine Wissenschaft, sobald sie ein hochentwickeltes Stadium erreicht, ein ‚Paradigma‘ annimmt – ein zentrales Verständnis des betreffenden Gegenstandsbereiches und der ihm angemessenen Untersuchungsverfahren, dem nahezu alle WissenschaftlerInnen anhängen.“

Initiiert vom Schweizer Psychotherapeutenverband (SPV/ASP) wurde zwischen 1989 und 1991 ein schulenübergreifendes Grundlagenpapier, die Schweizer Charta für Psychotherapie, ausgearbeitet und im März 1993 von verschiedenen psychotherapeutischen Weiterbildungsinstitutionen, Fach- und Berufsverbänden unterzeichnet. Das psychotherapiewissenschaftliche Selbstverständnis dieser Charta unterscheidet sich wesentlich von der oben zitierten Position: Während letztere die Schulen- und Methodenvielfalt dem präparadigmatischen Zustand einer Wissenschaft zuschreibt, sieht die Charta diese Vielfalt und Unterschiedlichkeit der therapeutischen Ansätze als Qualitätsmerkmal, das der Pluralität der Gesellschaft und der Verschiedenheit der Menschen entspricht. Die Vielfalt der Schulen und Methoden ist demnach ein Charakteristikum des Paradigmas der Psychotherapiewissenschaft und ein Qualitätsmerkmal, das es zu bewahren gilt.

Die Psychotherapiewissenschaft befindet sich jedoch aus einem anderen Grund noch in einem präparadigmatischen Zustand. Für Buchmann et al. (1996, S. 78) sind „sowohl die Vermischungsversuche, der Eklektizismus oder eine allgemeine Psychotherapie als auch die gehässige Kampfatmosphäre zwischen den Richtungen“ – also Symptome der Konfusion präparadigmatischer Wissenschaft – aufgrund des Fehlens „einer reflektierten und klar deklarierten Erkenntnistheorie“ entstanden. Der Psychotherapiewissenschaft fehlt aber nicht nur eine solche Erkenntnistheorie, sondern überhaupt eine Wissenschaftstheorie, welche ihr einen einheitlichen, schulenumfassenden und -unabhängigen Rahmen unter Beibehaltung der Pluralität ihrer Ansätze und Methoden gibt, dem psychotherapiewissenschaftlichen Selbstverständnis der Charta entspricht und die Entstehung eines eigenständigen Paradigmas ermöglicht. Die Entwicklung einer eigenen Wissenschaftstheorie für die Psychotherapiewissenschaft ist aber – da es um die Bildung ihres Selbstverständnisses aus der Praxis der Psychotherapie geht – nicht aussenstehenden Wissenschaftstheoretikern, sondern den Psychotherapiewissenschaftlern selbst aufgegeben. Die Charta als erstmalige Formulierung eines psychotherapiewissenschaftlichen Selbstverständnisses kann als Ausgangspunkt der Entwicklung einer Wissenschaftstheorie für die Psychotherapiewissenschaft dienen.

Neben der Pluralität ihrer Schulen und Methoden ist ihre Interdisziplinarität ein weiteres Charakteristikum und Strukturmerkmal des Paradigmas der Psychotherapiewissenschaft. Zwar steht diese zu ihren naturwissenschaftlich orientierten Nachbardisziplinen Medizin und Psychologie in bestimmten Verhältnissen, vor allem aber unterhält die Psychotherapiewissenschaft als humanwissenschaftliche Disziplin Beziehungen zu anderen Human- und Geisteswissenschaften wie Kunstwissenschaft, Ethnologie, Soziologie, Theologie und Pädagogik, von denen sie nicht nur Anregungen erhält, sondern die psychotherapiewissenschaftlichen Methoden dienen in diesen Wissensgebieten als Forschungsmethoden. Dieser interdisziplinäre Charakter der Psychotherapie findet sich in ausgesprochener Weise bereits bei der Psychoanalyse Freuds, die er als Forschungsmethode verstand und durch die die Beziehungen zu den verschiedensten Disziplinen hergestellt werden, „die sich mit der Entstehungsgeschichte der menschlichen Kultur und ihrer grossen Institutionen wie Kunst, Religion und Gesellschaftsordnung beschäftigen“ (Freud, 1948 zit. nach Buchmann et al., 1996, S. 81).

Eine Wissenschaftstheorie der Psychotherapiewissenschaft hat deren interdisziplinäre Verhältnisse zu sowohl den naturwissenschaftlichen als auch den humanwissenschaftlichen Disziplinen hinsichtlich ihrer Erkenntnis- und Anwendungsmethoden methodologisch zu klären, d. h. zu analysieren, zu explizieren und vergleichend darzustellen. Und sie hat sich zudem in ein Verhältnis zu allgemeinen wissenschaftstheoretischen Positionen und Fragen der Wissenschaftlichkeit zu setzen, um so ein wissenschaftstheoretisches Selbstverständnis zu entwickeln, das ihr zur Anerkennung als eigenständige wissenschaftliche Disziplin verhilft.

Zur Methodizität der Psychotherapiewissenschaft

Methodische und methodologische Selbstreflexion

Eine entwickelte Methodologie aufgrund methodologischer Selbstreflexion erhöht den Grad der Methodizität einer Wissenschaft, lässt diese aus einem präparadigmatischen in einen paradigmatischen Zustand treten und ermöglicht ihre Anerkennung als eigenständige Disziplin. Im Folgenden soll gezeigt werden, weshalb gerade die Psychotherapiewissenschaft in einem besonderen Mass zu einer solchen methodologischen Selbstreflexion prädestiniert ist.

Insofern Freuds Psychoanalyse als ein Ausgangspunkt für die Entwicklung der Psychotherapie betrachtet werden kann, dient die Anführung der wissenschaftsphilosophischen Beurteilung von Habermas (1975) zum Verständnis der methodologischen Bedeutung dieses Anfangs. Für Habermas (1975, S. 262) ist die Psychoanalyse „als das einzige greifbare Beispiel einer methodisch Selbstreflexion in Anspruch nehmenden Wissenschaft relevant.“ Selbstreflexion wird bei Freud zur wissenschaftlichen Methode. Dies hat noch nichts mit der methodologischen Selbstreflexion einer Wissenschaft zu tun, sondern bezieht sich erkenntnistheoretisch lediglich auf die Methodik der Forschung und Erkenntnisgewinnung der Psychoanalyse. Freuds Entwicklung der Psychoanalyse als Wissenschaft basiert aber dennoch auch auf methodologischer Selbstreflexion: Freud hat „*indem* er eine neue Disziplin entwickelte, deren Voraussetzungen reflektiert“ (Habermas, 1975, S. 262). Habermas' methodologische Einschätzung der Psychoanalyse kann als Leitgedanke für die nachfolgende Analyse der methodologischen Anforderungen, die die Psychotherapiewissenschaft an sich selber zu stellen hat und die sich aus ihrer besonderen methodologischen Situation ergeben, genommen werden. Das heisst etwa, dass die Entwicklung der Psychotherapiewissenschaft von Beginn an von einer permanenten wissenschaftstheoretischen – methodologischen und wissenschaftshistorischen – Selbstreflexion begleitet werden sollte, die ihr Paradigma fundiert und konstituiert.

Situatives Zusammenfallen von Heilen und Forschen

Die Psychoanalyse und die Psychotherapie zeichnen sich durch eine epistemologische Eigenart aus: Behandlung und Forschung, die Anwendung von Heil- und Forschungsverfahren fallen situativ zusammen. Selbsterkenntnis als Erkenntnisziel der Analyse mittels methodischer Selbstreflexion auf der einen, psychoanalytische und allgemeine psychologische Erkenntnisse mittels Reflexion auf das therapeutische Geschehen auf der anderen Seite werden in der konkreten, intersubjektiven therapeutischen Situation zwischen Patient und Therapeut durch das Gespräch, die Beziehungsgestaltung und den Prozess der Bewusstwerdung erreicht. Diese situative Verbindung von Heilen und Forschen ist ein Grund für die hohe Komplexität der psychotherapeutischen Situation.

Psychotherapie verlangt daher nicht nur ein methodologisches Behandlungskonzept, dem die angewendeten Behandlungsmethoden und -techniken zu entsprechen haben, sondern auch ein erkenntnistheoretisches Konzept, das der Anwendung von Forschungsmethoden zur Erkenntnisgewinnung – sei es zur Selbsterkenntnis oder zur Erkenntnis allgemeiner psychologischer Zusammenhänge – zugrunde liegt. Methodologische Selbstreflexion der Psychotherapie und Psychotherapiewissenschaft beinhaltet die stete, kritische Befragung sowohl der Behandlungs- und der Forschungsmethodik als auch der diesen zugrunde liegenden Behandlungs- und Erkenntniskonzepte.

Psychotherapeutische Situation

Aufgrund des Prozesses hermeneutischen Verstehens, der dem psychotherapeutischen Geschehen zugrunde liegt, wird dieses methodologisch durch den hermeneutischen Zirkel geprägt. Die Bildung eines Verständnisses der Problematik des Patienten geht seitens des Therapeuten von einem von Vorurteilen bestimmten Vorverständnis aus. In einer spiralförmigen Bewegung nähert sich der Therapeut durch empathisches Gespräch und eine das Vorverständnis verändernde Selbstreflexion dieser Problematik an. Soweit die psychotherapeutische Situation methodologisch vor allem als ein hermeneutischer Prozess verstanden wird, der auf Empathie und Selbstreflexion beruht, liegt sie einer geisteswissenschaftlichen Perspektive und Methodik näher als einer naturwissenschaftlichen. Da es sich im psychotherapeutischen Selbstverständnis beim therapeutischen Geschehen um ein wechselseitiges Beziehungsgeschehen zwischen Patient und Therapeut handelt, geht es in der Hermeneutik der psychotherapeutischen Situation nicht nur um ein einseitiges Verstehen der Problematik des Patienten seitens des Therapeuten, sondern um eine dialogische, intersubjektive Beziehungsgestaltung und um ein Verstehen der Beziehungsstruktur zweier Subjekte. Das Beziehungsgeschehen ist in der Psychotherapie nicht nur Rahmenbedingung der Behandlung, wie etwa in der Medizin, sondern „eines der wichtigsten Mittel, um therapeutische Veränderung zu bewirken“ (Wagner, 1996, S. 230).

Zum einen wird dieser Prozess des wechselseitigen Verstehens und der intersubjektiven Beziehungsgestaltung nicht nur durch äusseres, beobachtbares Verhalten, sondern vor allem auch von dem subjektiven Beziehungserleben bestimmt, das auf inneren, seelischen Vorgängen beruht. Während das äussere Verhalten durch Beobachtung mehr oder weniger objektivierbar ist, ist das innere, subjektive Empfinden, Erleben und Erkennen seitens sowohl des Patienten als auch des Therapeuten erst durch Selbstreflexion objektivierbar. Soweit es in der Psychotherapie sowohl um eine intersubjektive Beziehungsgestaltung und Bildung eines wechselseitigen Verständnisses des Beziehungsgeschehens als auch um das empathische Verstehen des wechselseitigen Beziehungserlebens geht, bestimmt ein subjektiver Faktor die psychotherapeutische Situation mit. Eine psychotherapeutische Hermeneutik, die auf Empathie und Selbstreflexion beruht, geht daher mit dem „Einbezug des Subjektiven“ einher: dieser „ist das wesentlich Eigene der Psychotherapie auch aus wissenschaftstheoretischer Sicht“ (Schweizer Charta für Psychotherapie, 2014, S. 13).

In der Psychotherapiewissenschaft bezeichnet „Methode“ zum einen eine bestimmte psychotherapeutische Schule und Richtung mit einem bestimmten Menschenbild und einer anthropologischen Theorie, zum anderen bestimmte Verfahrensweisen und Techniken in der psychotherapeutischen Praxis. Die therapeutische Situation wird einerseits von der Problematik des Patienten, andererseits von der praktischen Methodik des Therapeuten, die sich von dessen Menschenbild herleiten lässt, mithin von der wechselseitigen Beziehung zwischen Praxis und Theorie bestimmt. Die praktische Anwendung einerseits einer Behandlungs-, andererseits einer Forschungsmethode geschieht auf dem Hintergrund einer anthropologischen Theorie, einem Wissen über allgemeine psychologische Vorgänge unter Einbezug von Erkenntnissen aus anderen wissenschaftlichen Disziplinen. Psychotherapie als Prozess der Bewusstwerdung und Selbsterkenntnis bedarf einer permanenten Selbstreflexion seitens sowohl des Patienten als auch des Therapeuten. Die Selbstreflexion des Therapeuten basiert sowohl auf der während seiner Ausbildung gemachten praktischen Selbsterfahrung in der von ihm gewählten Methode als auch auf einem theoretischen Methodenverständnis.

Das konkrete, praktische therapeutische Geschehen mit der Entwicklung eines Verständnisses für die Problematik des Patienten auf der einen Seite, der Theoriebildung auf dem Hintergrund des theoretischen Vorverständnisses des Therapeuten auf der anderen Seite, bildet einen spiralförmigen Verstehens- und Erkenntnisprozess, der seitens des Therapeuten von einer fortwährenden Reflexion auf das therapeutische Geschehen und einer Selbstreflexion auf sein eigenes Vorverständnis und theoretisches Wissen begleitet wird. Voraussetzung für Bewusstwerdung, Erkenntnisgewinn und Veränderungen des Seelenlebens ist die Offenheit für die selbstreflexive, kritische Befragung des eigenen Selbstverständnisses. Der diese Selbstreflexion begleitende Supervisionsprozess ermöglicht ihre Objektivierung. Hinsichtlich der Methode – sei es der angewendeten Behandlungs- und Forschungsmethodik, sei es des methodisch-theoretischen Hintergrundes der gewählten Schule – heisst dies, dass ihre Grundannahmen, Grundbegriffe und Leitdifferenzen bewusst gemacht, in Frage gestellt und allenfalls verändert werden. Diese methodologische Überprüfung hat jeder Therapeut immer wieder von Neuem an sich selbst durchzuführen. In dieser durchgängigen Verbindung zwischen therapeutischem Geschehen, Reflexion auf dieses Geschehen und Selbstreflexion ist der hohe Komplexitätsgrad der therapeutischen Situation gegründet.

Leibseelische Ganzheit des Menschen

Die psychotherapeutische Situation in ihrer ganzen Komplexität gehört in den Gegenstandsbereich der Psychotherapiewissenschaft. Sie ist der Ort, an dem die Heilbehandlung „den leidenden Menschen in dessen leibseelischer Ganzheit innerhalb der konkreten Lebenssituation und lebensgeschichtlichen Entwicklung anspricht“ (Schweizer Charta für Psychotherapie, 2014, S. 7). Der leidende Mensch in seiner leibseelischen Ganzheit ist der eigentliche, nicht minder komplexe Gegenstand der Psychotherapiewissenschaft. Von ihm aus ergibt sich die Stellung der Psychotherapiewissenschaft zwischen den Naturwissenschaften mit ihrer auf das Materielle gerichteten, objektivierenden und quantifizierenden Methodik auf der einen Seite und den Geisteswissenschaften mit ihrer auf das Geistige gerichteten, das Subjektive einbeziehenden und qualitativen Methodik auf der anderen Seite. Die Psychotherapiewissenschaft hat die Aufgabe beide Perspektiven zu verbinden. Walach (2013), der eine Wissenschaftstheorie für die Psychologie vorgelegt hat, sieht zwar diese Doppelseitigkeit nicht als Charakteristikum der Psychotherapiewissenschaft, sondern der Psychologie. Sein Konzept der Komplementarität kann aber geradezu auf die Psychotherapiewissenschaft übertragen werden. Wenn der Mensch in seiner leibseelischen Ganzheit erfasst werden soll, dann lässt sich seine leiblich-körperliche Seite mit der naturwissenschaftlich-messenden Methodik, seine geistig-psychische Seite mit der geisteswissenschaftlich-verstehenden Methodik untersuchen. Demnach verbindet die Psychotherapiewissenschaft die beiden Perspektiven, indem sie Methoden, die sich scheinbar gegenseitig ausschliessen, auf denselben Gegenstand anwendet (vgl. Walach, 2013, S. 84). Wie immer die Psychotherapiewissenschaft ihr Verhältnis zu den Naturwissenschaften bestimmt, so hat sie

dieses Verhältnis wissenschaftstheoretisch, methodologisch und heuristisch zu klären und zu formulieren. Sie hat „sowohl die Minimalerfordernisse der Naturwissenschaftler als auch die der hermeneutischen Forscher“ zu erfüllen (van Deurzen-Smith & Smith, 1996, S. 29).

Von der leibseelischen Ganzheit des Menschen als Gegenstand der Psychotherapiewissenschaft und der damit verbundenen Stellung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften her erklärt sich auch ihr interdisziplinärer Charakter. Sie bedient sich einerseits der Methoden und Forschungsergebnisse anderer Disziplinen, um ihre aus der klinischen Erfahrung stammenden Daten zu untersuchen, ihre eigenen Methoden und Erkenntnisse werden aber andererseits auch in anderen Wissensgebieten, sei es für die Forschung in anderen Wissenschaften oder zur Erhellung von Vorgängen im praktischen Alltag, angewandt.

Das Verhältnis zwischen den Methoden der Natur- und der Geisteswissenschaften zu klären, ist nicht Aufgabe der Psychotherapiewissenschaft, sondern einer umfassenderen, allgemeineren Wissenschaftstheorie. Dennoch hat die Psychotherapiewissenschaft ihre eigenen, qualitativen und das Subjektive einbeziehenden Methoden mittels methodologischer Selbstreflexion in ein Verhältnis zu quantifizierender und objektivierender Methodik zu setzen, dieses Verhältnis zu reflektieren und eine Methodologie zu formulieren, die beide wissenschaftlichen Sichtweisen verbindet, wodurch sich die Psychotherapiewissenschaft ein eigenes methodologisches Fundament schafft, das einer interdisziplinären Denkweise entspricht.

Obwohl sie die leibseelische Ganzheit des Menschen im Blick hat und Ergebnisse der Naturwissenschaften und der Medizin, die sich vor allem auf die leibliche Seite richten, in ihre Konzepte und Theoriebildung einbezieht, steht in der Psychotherapiewissenschaft die auf die geistig-seelische Seite, mithin auf das Bewusstsein gerichtete hermeneutische Methode im Vordergrund. Die psychotherapeutische Situation kann schulübergreifend als hermeneutische Situation gelten, in der es um das Verstehen mittels empathischen Gesprächs, Beziehungsgestaltung, Selbstreflexion und Bewusstwerdung geht. Ausgehend von der Hermeneutik der psychotherapeutischen Situation hat die Entwicklung einer Methodologie und Wissenschaftstheorie der Psychotherapiewissenschaft einerseits „nach aussen“ ihrer Interdisziplinarität, andererseits „nach innen“ ihrer Schulen- und Methodenpluralität Rechnung zu tragen.

Pluralismus psychotherapeutischer Schulen und Methoden

Das Geschehen in der psychotherapeutischen Situation, der psychotherapeutische Prozess, spielt sich seitens des Therapeuten auf dem Hintergrund der von ihm gewählten Methode und anthropologischen Theorie ab. Die zur Auswahl stehenden Schulen unterscheiden sich hinsichtlich der angewendeten Behandlungsmethoden und -techniken, der Forschungs- und Erkenntnisverfahren sowie des Welt- und Menschenbildes.

Die Entstehung der Vielfalt an psychotherapeutischen Schulen lässt sich als ein Prozess von Abspaltungen, scheiternden Integrationsversuchen und Bemühungen, die gegenseitige Bekämpfung der verschiedenen Schulen durch einen wissenschaftlichen Diskurs zu überwinden, darstellen. Eine Wissenschaftsgeschichte der Psychotherapie und Psychotherapiewissenschaft, die die Entwicklung der Vielfalt von Therapiemethoden analysiert und darstellt, wäre wesentlicher Bestandteil einer Wissenschaftstheorie der Psychotherapiewissenschaft. Die Pluralität an Schulen und Methoden wird von den Psychotherapiewissenschaftlern wissenschaftstheoretisch verschieden eingeschätzt: Während einige – z. B. Fischer (2008) – sie als Merkmal einer Wissenschaft im präparadigmatischen Zustand sehen, wird sie von anderen – etwa von den Verfassern der Schweizer Charta für Psychotherapie (2014) – als Qualitätsmerkmal verstanden, das der pluralistischen Gesellschaft entspricht, das es zu bewahren gilt und das folglich zum Paradigma der Psychotherapiewissenschaft gehört.

Doch selbst wenn die vorhandene Pluralität der Methoden als Qualitätsmerkmal anerkannt wird, bleibt ein Mangel spürbar: Es fehlt eine allgemeinere, schulübergreifende und die Pluralität doch bewahrende Perspektive, von der aus eine Wissenschaftstheorie der Psychotherapiewissenschaft erarbeitet werden könnte, die dieser zu einem umfassenden Selbstverständnis verhelfen würde. Dazu bedarf es der Bereitschaft der verschiedenen Schulen für den „Austausch der Erkenntnisse“ und der „Achtung der Verschiedenartigkeit der Ansätze“ und das Angehen gemeinsamer Fragen „auf dem Hintergrund einer reflektierten und klar deklarierten Erkenntnistheorie“ (Buchmann et al., 1996, S. 77 f.). Zwar mag es sein, dass die einzelnen Schulen über mehr oder weniger ausgearbeitete Erkenntnistheorien und -methoden (etwa phänomenologische, psychoanalytische, dialektische, empirisch-analytische oder hermeneutische) verfügen, was aber fehlt, ist eine schulunenabhängige Wissenschaftstheorie und Methodologie, in der die verschiedenen methodischen Ansätze einander gegenübergestellt und ihre Grundlagen vergleichend analysiert und reflektiert werden. Voraussetzung für eine solche Wissenschaftstheorie der Psychotherapie ist, dass jede einzelne Schule mittels methodologischer Selbstreflexion ihre eigenen methodologischen und erkenntnistheoretischen Grundannahmen und Leitdifferenzen reflektiert und expliziert. Aufgrund der dadurch gewonnenen Darstellungen des wissenschaftlichen Selbstverständnisses jeder einzelnen

Schule lässt sich aus einer wissenschaftstheoretisch unabhängigen Perspektive zum einen eine komparative Analyse und Darstellung der Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Schulen erarbeiten, zum anderen ein schulenumfassendes, die Verschiedenheit der Schulen achtendes wissenschaftstheoretisches Grundkonzept und Selbstverständnis der Psychotherapiewissenschaft entwickeln.

Diesen Weg geht die Schweizer Charta für Psychotherapie (2002), indem sie zur Frage der Wissenschaftlichkeit der Psychotherapie eine „Deklaration der Schweizer Charta für Psychotherapie zu Begriff und Anforderungen an die Wissenschaftlichkeit der Psychotherapieverfahren“ verfasst hat. Darin formuliert sie von einem schulenumgreifenden Standpunkt aus wissenschaftstheoretische Perspektiven und Aufgaben der Psychotherapiewissenschaft und der einzelnen psychotherapeutischen Richtungen. Ein „Reglement zur Deklaration der Schweizer Charta für Psychotherapie“ präzisiert die wissenschaftlichen Kriterien der Psychotherapieverfahren (<http://www.psychotherapiecharta.ch/charta/fdownloads/Charta%20Dokumente/reglement-d.pdf>).

Entwicklung einer Wissenschaftstheorie für Bildung eines Selbstverständnisses und Anerkennung der Psychotherapiewissenschaft als eigenständige Disziplin

Wissenschaftstheorie als Reflexion auf die Natur von Wissenschaft und die wissenschaftliche Tätigkeit bedarf der Einnahme eines Reflexionsstandpunktes, der ausserhalb der wissenschaftlichen Tätigkeit liegt. Die Entwicklung einer Wissenschaftstheorie für ein bestimmtes Fachgebiet verlangt zwar, dass der Wissenschaftler einerseits aus seiner wissenschaftlichen Tätigkeit hinaustritt und einen Reflexionsstandpunkt ausserhalb dieser einnimmt, aber seine wissenschaftstheoretische Selbstreflexion auf sein eigenes Fachgebiet soll bei der Analyse der praktischen Ausübung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ansetzen.

Für eine Wissenschaftstheorie der Psychotherapiewissenschaft heisst dies, dass der Psychotherapeut und der Psychotherapiewissenschaftler einerseits seine methodologische Selbstreflexion auf die eigene Methodik und den theoretischen Hintergrund, vor dem er die Methodik einsetzt, von einem Standpunkt ausübt, der ausserhalb der psychotherapeutischen Tätigkeit und des theoretischen Hintergrundes liegt, dass er aber andererseits seine wissenschaftstheoretische Reflexion bei der Analyse der praktischen psychotherapeutischen Tätigkeit, d. h. bei der Analyse der psychotherapeutischen Situation ansetzt. Wie in der psychotherapeutischen Praxis hat der Psychotherapiewissenschaftler sich von dieser zu distanzieren, um auf sie reflektieren zu können – „reflexives Bewusstsein muss eben diese Schleife machen: weg von sich selbst, um zu sich selbst zu kommen“ (Sluneco, 1996, S. 312). Weil die psychotherapeutische Situation selbst in ihrem Kern durch methodische Selbstreflexion bestimmt ist, liegt es nahe, dass der Psychotherapiewissenschaftler über ein ausgeprägtes Bewusstsein der Selbstreflexion als Methode und der methodologischen Selbstreflexion, mithin über ein Bewusstsein für wissenschaftstheoretische Fragen, die die Psychotherapiewissenschaft betreffen, verfügt. So stellt etwa Wagner (1996, S. 235) für die Psychoanalyse fest, dass sie die Schule „mit der längsten Tradition der Auseinandersetzung mit wissenschaftstheoretischen Fragestellungen“ ist. Von der Psychotherapiewissenschaft ist daher zu erwarten, dass sie selbst eine ihre Entwicklung begleitende Wissenschaftstheorie erarbeitet.

Aufgaben einer solchen Wissenschaftstheorie für die Psychotherapiewissenschaft sind u. a., deren epistemologischen und methodologischen Grundlagen zu untersuchen und darzustellen, die Grenzen zu anderen Disziplinen hinsichtlich Gegenstand und Methode aufgrund vergleichender Untersuchungen zu ziehen, einerseits die einzelnen Schulen wissenschaftstheoretisch und methodologisch zu analysieren, andererseits eine allgemeine, schulenumfassende, die Vielfalt der Schulen beachtende Methodologie zu erarbeiten sowie die Genese und Entwicklung der Psychotherapiewissenschaft wissenschaftshistorisch stetig nachzuzeichnen.

Eine solche wissenschaftshistorische Analyse findet sich etwa in dem Artikel von Tschuschke et al. (2016). Darin wird die Genese der wichtigsten psychotherapeutischen Konzepte auf dem Hintergrund allgemeinerer historischer Entwicklungen dargestellt.

Es ist die Aufgabe jeder einzelnen Schule, auf ihre spezifische wissenschaftliche Grundlage zu reflektieren und deren Grundbegriffe und Leitdifferenzen sowie die Art und Weise der Theoriebildung und die innere Struktur sowohl ihrer Theorie der Methodik als auch der anthropologischen Theorie analysierend und explizierend offenzulegen.

So ist ein Resultat der von der Schweizer Charta eingeführten, regelmässig stattfindenden Wissenschaftskolloquien der von Schlegel et al. (2011) herausgegebene Sammelband „Psychotherapien“, in dem die psychotherapeutischen Ausbildungsinstitutionen, die die Charta unterzeichnet haben, sich selbst von innen her darstellen. Ein vorgegebenes Raster, an dem sich diese Darstellungen orientieren, ermöglicht einen Vergleich hinsichtlich Gemeinsamkeiten und Unterschiede der einzelnen Schulen.

Die Entwicklung einer Wissenschaftstheorie für die Psychotherapiewissenschaft, die deren Grad an Methodizität erhöht, ist also nicht Aufgabe einer aussenstehenden, allgemeinen Wissenschaftstheorie oder Wissenschaftsphilosophie, sondern der Psychotherapiewissenschaft selbst, die dadurch zu einem reflektierteren Selbstverständnis gelangt, das im Hinblick auf ihre wissenschaftliche Anerkennung als eigenständige Disziplin grundlegend ist.

Autor

Markus Erismann, Dr. phil., Studium der Philosophie und Germanistik, 1996 Promotion am Philosophischen Seminar der Universität Zürich. Arbeitsschwerpunkte: Erkenntnistheorie und Methodologie

Korrespondenz

markus.erismann@bluewin.ch

Literatur

- Buchmann, R., Schlegel, M., & Vetter, J. (1996). Die Eigenständigkeit der Psychotherapie in Wissenschaft und Praxis: die Bedeutung der Schweizer Psychotherapie-Charta. In: Pritz, A. (Hrsg.), Psychotherapie – eine neue Wissenschaft vom Menschen (S. 75–121). Wien: Springer.
- Fischer, G. (2008). Logik der Psychotherapie: philosophische Grundlagen der Psychotherapiewissenschaft. Kröning: Asanger.
- Freud, S. (1948). Zur Frage der Laienanalyse. In: Freud, S., Werke aus den Jahren 1925–1931 (S. 209–296; Gesammelte Werke, Bd. 14). London: Imago.
- Habermas, J. (1975). Erkenntnis und Interesse. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kuhn, T. (1962). The structure of scientific revolutions. Chicago: University of Chicago Press.
- Schlegel, M., Meier, I., & Schulthess, P. (Hrsg.) (2011). Psychotherapien: ein Führer der Schweizer Charta für Psychotherapie für die in ihr vertretenen tiefenpsychologischen, humanistischen und integrativen Psychotherapieverfahren. Zürich: Verein Schweizer Charta für Psychotherapie.
- Schweizer Charta für Psychotherapie (2002). Deklaration der Schweizer Charta für Psychotherapie zu Begriff und Anforderungen an die Wissenschaftlichkeit der Psychotherapieverfahren. Psychotherapie Forum, 10, 228–230.
- Schweizer Charta für Psychotherapie (Hrsg.) (2014). Schweizer Charta für Psychotherapie. Zürich: Verein Schweizer Charta für Psychotherapie.
- Sluneko, T. (1996). Einfachheit oder Vielfalt in der Psychotherapie. In: Pritz, A. (Hrsg.), Psychotherapie – eine neue Wissenschaft vom Menschen (S. 293–321). Wien: Springer.
- Tschuschke, V., von Wyl, A., Koemeda-Lutz, M., Cramer, A., Schlegel, M., & Schulthess, P. (2016). Bedeutung der psychotherapeutischen Schulen heute: Geschichte und Ausblick anhand einer empirischen Untersuchung. Psychotherapeut, 61, 54–65.
- van Deurzen-Smith, E., & Smith, D. (1996). Ist die Psychotherapie eine eigenständige wissenschaftliche Disziplin? In: Pritz, A. (Hrsg.), Psychotherapie – eine neue Wissenschaft vom Menschen (S. 19–43). Wien: Springer.
- Wagner, E. (1996). Psychotherapie als Wissenschaft in Abgrenzung von der Medizin: In: Pritz, A. (Hrsg.), Psychotherapie – eine neue Wissenschaft vom Menschen (S. 219–247). Wien: Springer.
- Walach, H. (2013). Psychologie: Wissenschaftstheorie, philosophische Grundlagen und Geschichte, 3. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer.

Considérations épistémologiques sur les sciences psychothérapeutiques

La philosophie des sciences – compris comme réflexion sur l'activité scientifique –, la méthodologie – compris comme réflexion sur la procédure scientifique – et l'histoire des sciences augmentent le degré de méthodocité, c'est-à-dire d'autoréflexion d'une certaine science, par quoi celle-ci gagne une auto-compréhension meilleure. La méthodologie et l'histoire des sciences sont des parties importantes d'une théorie des sciences. Les présentes considérations épistémologiques sont destinées à montrer, que les sciences psychothérapeutiques sont prédestinées pour l'autoréflexion méthodologique qui augmente leur degré de méthodocité et contribue à leur reconnaissance comme discipline scientifique autonome.

Tandis qu'une théorie générale des sciences ou une philosophie des sciences réfléchit sur la nature de la science et l'activité scientifique en générale, chaque discipline particulière a besoin du développement d'une propre, spéciale théorie des sciences qui constitue son auto-compréhension. Une théorie des sciences spéciale contient la réflexion d'une science sur ses bases théoriques, ses notions fondamentales et ses différences directrices. La tâche de la méthodologie d'une science est le développement reflété de procédures de connaissance et d'application ainsi que la réflexion permanente sur la manière de la conception théorique et de la structuration et présentation des connaissances acquises. La tâche de l'histoire est la reconstruction permanente de la genèse et du développement d'une science.

L'histoire des sciences psychothérapeutiques qui s'orientent plutôt vers les sciences humaines est entendue d'une part par rapport au développement de leurs disciplines voisines, la médecine (la psychiatrie) et la psychologie (clinique) qui s'orientent vers la méthodologie des sciences naturelles, et comme un processus de démarcation par rapport aux elles; d'autre part comme un processus de différenciation avec la création des écoles et des méthodes différentes et comme développement d'une auto-compréhension qui inclut les écoles différentes.

Cette diversité des écoles et des méthodes est entendue comme symptôme d'un état pré-paradigmatique d'une science ou comme caractéristique de qualité d'une science qui appartient au paradigme. Les sciences psychothérapeutiques sont, à mon avis, toujours dans un état pré-paradigmatique, parce qu'ils n'ont pas une théorie des sciences qui forme un cadre indépendant autour des écoles et des méthodes et qui ceux inclut.

L'interdisciplinarité est une autre caractéristique du paradigme des sciences psychothérapeutiques. Une théorie des sciences psychothérapeutiques doit clarifier méthodologiquement ses rapports interdisciplinaires non seulement aux disciplines des sciences naturelles mais encore humaines concernent leurs méthodes de connaissance et d'application, c'est-à-dire les analyser, expliquer et présenter comparativement.

Depuis ses débuts chez Freud la psychothérapie se distingue par l'utilisation de l'autoréflexion comme méthode de connaissance scientifique. La situation psychothérapeutique montre en outre la spécialité méthodologique, qu'en elle la méthode de traitement et d'examen coïncident dans la même situation. Connaissance de soi comme but d'analyse au moyen d'autoréflexion méthodique d'une part, des connaissances psychothérapeutiques ou psychologique au moyen de réflexion sur l'événement thérapeutique d'autre part, sont acquises dans la situation thérapeutique, concrète et intersubjective entre le patient et le thérapeute au moyen du dialogue, du travail relationnel et du processus de prise de conscience.

L'événement psychothérapeutique, concret et pratique avec le développement d'une compréhension pour la problématique du patient d'une part, avec la conception théorique sur le fond de la précompréhension théorique du thérapeute d'autre part, forme un processus de compréhension et de connaissance en spirale qui est accompagné du côté du thérapeute par une réflexion permanente sur l'événement thérapeutique et une autoréflexion sur sa propre précompréhension et connaissance théorique. Condition préalable pour la prise de conscience, des nouvelles connaissances et les changements de psyché est la sincérité au sondage auto-réfléchi et critique de la propre auto-compréhension.

En ce qui concerne la méthode – ce soit des méthodes d'application et de recherche ou le fond méthodologique et théorique d'une certaine école – cela signifie que ses hypothèses, ses notions de base et ses différences directrices sont remises en question et, éventuellement, changées. Cet examen méthodologique, chaque thérapeute doit exécuter toujours à nouveau de lui-même. Le haut degré de complexité de la situation thérapeutique est fondé sur cette connexion ininterrompue entre l'événement thérapeutique, la réflexion sur la situation théra-

peutique et l'autoréflexion. Comme la situation psychothérapeutique elle-même dans son noyau est déterminée par l'autoréflexion méthodologique, il est évident, que le scientifique psychothérapeutique a une conscience prononcée de l'autoréflexion comme méthode et de l'autoréflexion méthodologique et donc une conscience des questions épistémologiques concernant les sciences psychothérapeutiques. Des sciences psychothérapeutiques on peut attendre par conséquent un haut niveau d'autoréflexion méthodologique et le développement d'une propre théorie des sciences.

Outre la situation psychothérapeutique le véritable objet, pas moins complexe, est l'homme souffrant dans sa totalité physique et psychique. A partir de celui-ci résulte la position interdisciplinaire des sciences psychothérapeutiques entre les sciences naturelles avec leur méthodologie quantitative qui s'oriente vers la physique et l'objectivité d'une part, et les sciences humaines avec leur méthodologie qualitative qui s'oriente vers l'esprit et inclut le subjectif d'autre part. Les sciences psychothérapeutiques ont la tâche de connecter les deux perspectives. Bien qu'elles regardent la totalité physique et psychique et comprennent dans leurs concepts théoriques des résultats des sciences naturelles et de la médecine qui se réfèrent surtout à la côté physique, dans les sciences psychothérapeutiques la méthode herméneutique, qui s'oriente vers la conscience, est mise au premier plan. La situation psychothérapeutique peut être considérée, incluant toutes les écoles différentes, comme une situation herméneutique dans laquelle il s'agit de la compréhension au moyen du dialogue, du travail relationnel, d'autoréflexion et de la prise de conscience. Se fondant sur l'herméneutique de la situation psychothérapeutique le développement d'une méthodologie et d'une théorie des sciences psychothérapeutiques doit tenir compte – d'une part « vers l'extérieur » – de leur interdisciplinarité et – de l'autre part « vers l'intérieur » – de leur pluralité des écoles et des méthodes.

La genèse de la diversité des écoles psychothérapeutiques on peut présenter comme un processus des dissociations, des tentatives d'intégration et des efforts de surmonter la lutte mutuelle entre les écoles différentes par un discours scientifique. Le pluralisme est entre-temps considéré par les sciences psychothérapeutiques comme un critère de qualité, qu'il s'agit de conserver. Ce qui manque, c'est une théorie des sciences ou une méthodologie qui est indépendante des écoles et dans laquelle les approches différentes sont confrontées les unes les autres et dans laquelle leurs fondements sont analysés et réfléchis comparativement. En vertu des représentations de l'auto-compréhension de chaque école on peut d'une part élaborer une analyse et une représentation comparative des concordances et des différences entre les écoles, de l'autre part développer une conception de base épistémologique et une auto-compréhension qui inclue la diversité des écoles.

Les tâches d'une théorie des sciences psychothérapeutiques sont entre autres d'analyser et de présenter ses bases épistémologiques et méthodologiques aussi bien que d'établir les frontières par rapport aux autres disciplines concernant l'objet et la méthode en vertu des recherches comparatives. Il faut d'une part qu'elle analyse épistémologiquement et méthodologiquement chaque une école en particulier, de l'autre part qu'elle élabore une méthodologie générale, qui est indépendante des écoles et qui respecte la diversité des écoles, et elle doit reconstruire historiquement la genèse et le développement des sciences psychothérapeutiques en permanence. De plus il est la tâche de chaque école de réfléchir sur sa base spécifique et de révéler ses idées fondamentales et ses différences directrices aussi bien que la façon de la conception et structure intérieur de sa théorie non seulement méthodologique mais aussi anthropologique.

Le développement d'une théorie des sciences psychothérapeutiques qui augmente leur degré de méthodicité n'est pas la tâche d'une théorie ou une philosophie des sciences générale et extérieure, mais la tâche des sciences psychothérapeutiques elles-mêmes qui par-là vont parvenir à une auto-compréhension réfléchie qui est fondamentale en ce qui concerne leur reconnaissance comme une discipline autonome.

Originalarbeit

Xenia Petry

Zur Geltung von Erkenntnissen in der Psychotherapieforschung

Zusammenfassung: Psychotherapieforschung und Psychotherapiewissenschaft dienen hauptsächlich der Sicherung und Erhöhung der Qualität von Psychotherapien. Es muss jedoch deutlich zwischen der Qualität von Psychotherapien und der Qualität von Forschungsarbeiten in der Psychotherapiewissenschaft unterschieden werden. Die durch eine Forschungsarbeit zur Qualität von Psychotherapien erzielten Erkenntnisse sind nur dann nützlich für die Qualitätssicherung von Psychotherapien, wenn diese Erkenntnisse durch eine Forschungsarbeit erlangt wurden, die in sich eine hohe Qualität aufweist.

In der psychotherapeutischen Fachwelt wird die Qualität wissenschaftlicher Erkenntnisse bislang hauptsächlich an der Forschungsmethodik gemessen. Dabei sind RCTs (randomized controlled trials) die Methode der Wahl, da sie methodische Qualitätsstandards vorweisen können – systematische Einzelfallstudien gelten als „unwissenschaftlich“. Qualitäts- und damit Bewertungskriterien für Psychotherapieforschung müssen allerdings dem Gegenstand und nicht der Methode gerecht werden. Die Entwicklung und Sicherung der Bewertungskriterien für Psychotherapieforschung gründen auf der Erfüllung allgemeiner Kriterien von Wissenschaftlichkeit, gemäß dem Verständnis von Psychotherapieforschung als nicht quantitativer, sondern qualitativer Forschung werden die Bewertungskriterien erweitert und durch die Ergänzung um charakteristische Kriterien für Psychotherapieforschung spezifiziert.

Aus dieser Entwicklung ergeben sich acht Bewertungskriterien für Psychotherapieforschung, mit denen sowohl systematische Fallanalysen als auch experimentelle Studiendesigns (RCTs) in ihrer Güte und Geltung beurteilt werden können, sodass eine methodenunabhängige Qualitätssicherung von Psychotherapieforschung erfolgt.

Schlüsselwörter: Bewertungskriterien, Geltungskriterien, Kriterien von Wissenschaft, Psychotherapieforschung, qualitative Forschung, qualitative Psychotherapieforschung

The Validity of Psychotherapy Research Findings

Summary: Psychotherapy research and psychotherapy science serve mainly to ensure the safeguarding and advancement of the quality of psychotherapy. However, a clear distinction needs to be made between the quality of psychotherapies and the quality of psychotherapy science.

In the work at hand the focus is directed towards the quality criteria of psychotherapy research. The central rationale for this focus is that the research work findings obtained are only useful for protecting the quality of psychotherapy when these findings are obtained through qualitatively high standard of research work.

In psychotherapy professional circles the quality of scientific findings has up until now mainly been measured in terms of the research methodology. Thereby the experimental study design (RCTs) is the methodology of choice, as it has demonstrable methodological quality standards – Systematic individual case studies are considered to be “unscientific”. Quality and thereby assessment criteria for psychotherapy research must however must be the subject matter and not the method.

The development and the securing the assessment criteria for psychotherapy research is based on the criteria meeting what is considered scientific (1) through modification of the assessment criteria of qualitative research it can, in the discussion around and the understanding of psychotherapy research as qualitative research be widened. (2) and through the extension of the characteristic criteria for psychotherapy research specified (3).

By means of eight assessment criteria developed by the author both systematic case analyses as well as experimental study designs (RCTs) can be assessed in terms of their quality as well as a methodologically independent quality control from psychotherapy research.

Keywords: Assessment criteria, application criteria, scientifically based criteria, psychotherapy research, qualitative research, quantitative psychotherapy research

Sulla validità delle nozioni nella ricerca in psicoterapia

Riassunto: La ricerca in psicoterapia e le scienze psicoterapeutiche servono principalmente a garantire e migliorare la qualità delle psicoterapie. È tuttavia necessario distinguere chiaramente tra la qualità delle psicoterapie e la qualità dei lavori di ricerca nell'ambito delle scienze psicoterapeutiche. Nel presente lavoro il focus è rivolto ai criteri di qualità della ricerca in psicoterapia. Il motivo centrale per questo focus è il seguente: le nozioni ottenute attraverso un lavoro di ricerca sulla qualità delle psicoterapie sono utili a garantire la qualità di queste ultime soltanto se si giunge a tali nozioni attraverso un lavoro di ricerca di qualità elevata.

Finora tra gli specialisti in psicoterapia, la qualità delle nozioni scientifiche viene misurata principalmente attraverso la metodica della ricerca. Il metodo scelto sono gli RCT (randomized controlled trials), perché presentano standard di qualità metodica; gli studi di singoli casi sono considerati "non scientifici". I criteri qualitativi, dunque di valutazione, della ricerca psicoterapeutica devono tuttavia rendere giustizia all'oggetto di studio, non al metodo. Lo sviluppo e il consolidamento dei criteri di valutazione della ricerca in psicoterapia si fonda sul rispetto dei criteri della scientificità (1), viene ampliato attraverso la modifica dei criteri di valutazione della ricerca qualitativa nel confronto e nella comprensione della ricerca in

psicoterapia intesa come ricerca qualitativa (2) e specificato dal complemento di criteri caratteristici per la ricerca psicoterapeutica (3).

Mediante otto criteri di valutazione della ricerca psicoterapeutica sviluppati dall'autrice, è possibile valutare la qualità e la validità sia di analisi sistematiche di casi, sia di design di studio sperimentali (RCT), in modo tale da ottenere una garanzia di qualità della ricerca in psicoterapia che sia indipendente dal metodo.

Parole chiave: criteri di valutazione, criteri di validità, criteri della scienza, ricerca psicoterapeutica, ricerca qualitativa, ricerca psicoterapeutica qualitativa

Notwendigkeit von Geltungskriterien in der Psychotherapieforschung

In der deutschen Psychotherapie-Richtlinie heißt es unter anderem: „Psychotherapie dieser Richtlinie wendet methodisch definierte Interventionen an“ und „In der psychotherapeutischen Intervention kommt, unabhängig von der Wahl des Therapieverfahrens, der systematischen Berücksichtigung und der kontinuierlichen Gestaltung der Therapeut-Patient-Beziehung eine zentrale Bedeutung zu“ (Richtlinie des [deutschen] Gemeinsamen Bundesausschusses über die Durchführung der Psychotherapie, Fassung vom 19. Februar 2009, § 4). Da Psychotherapie zudem als eigenständiges Heilverfahren verstanden wird, welches in einem interaktiven und zirkulären Gesprächsprozess zweier Subjekte durch die therapeutische Beziehungsgestaltung einen Veränderungsprozess bewirkt (Barwinski Fäh, 2005; Fischer, 2008; Fischer et al., 2009; Krause, 2000), muss nicht nur der Qualitätsbegriff von Psychotherapien in der Beziehungs- statt Behandlungsqualität verstanden werden (Jacobi et al., 2001; Shedler, 2010), sondern auch der Geltungsbereich auf einer wissenschaftstheoretischen Basis statt einer evidenzbasiert-medizinischen Grundlage angegeben werden.

Die vorliegende Arbeit errichtet ein wissenschaftstheoretisches Fundament für die Geltungskriterien in der Psychotherapieforschung, da in den anerkannten Richtlinien sowie Leitlinien zu Qualitätsmanagement und in der Fachwelt das gängige Fundament auf eine methodische Ebene eingeschränkt ist. Als Beispiele im Stand des Jahres 2014 seien hier die Leitlinien der Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften (www.awmf.org; Muche-Borowski & Kopp, 2011; AWMF & ÄZQ, 2001), die Evidenzklassifikation der Canadian Task Force on Preventive Health Care (canadiantaskforce.ca/methods/procedural-manual/#fn-2) und das Evidenz-Klassifizierungsverfahren des Oxford Centre for Evidence-Based Medicine (www.cebm.net/wp-content/uploads/2014/06/CEBM-Levels-of-Evidence-2.1.pdf) genannt. Es handelt sich jeweils um hierarchisch organisierte Klassifikationssysteme, die Kriterien bestimmen, nach denen die Evidenz von Forschungserkenntnissen eingestuft werden kann. Hierbei handelt es sich allerdings weniger um inhaltliche Kriterien zur Beurteilung von Erkenntnissen in der Psychotherapieforschung, sondern vielmehr um Kriterien zur Einschätzung der empirischen Ergebnisse nach einem festgesetzten methodischen Verständnis.

Entsprechend werden die Leitlinien der Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften auf einem medizinisch orientierten Wissenschaftsverständnis zur Erhöhung der Versorgungsqualität im Gesundheitswesen formuliert. Im Leitlinien-Manual (AWMF & ÄZQ, 2001, S. 38) heißt es ausdrücklich: „Leitlinien, die auf der Grundlage unsystematischer Literaturrecherchen erstellt oder ausschließlich als Resultat von Expertenkonsens zustande gekommen sind, werden international als unzureichend bewertet. Ihre besondere Schwäche liegt häufig in der mangelnden Berücksichtigung und unausgewogenen Würdigung des aktuellen Stands der medizinischen Wissenschaft und Erfahrung.“. Das Oxford Centre for Evidence-Based Medicine formuliert in einer Fußnote zur Übersicht „Levels of Evidence“ die Kritik an anderen Studiendesigns als RCTs (randomized controlled trials) schärfer: „As always, a systematic review is generally better than an individual study.“ Die Forderung nach RCTs und die Einstufung dieses Studientyps als höchster Evidenzbeleg wird in den hierarchisch aufgebauten Abbildungen der Klassifikationssysteme deutlich (Muche-Borowski & Kopp, 2001, Abb. 3; AWMF & ÄZQ, 2001, Tabelle 11; canadiantaskforce.ca/methods/procedural-manual/#fn-2, 5.7 Select study design) und durch folgenden Zirkel argumentiert: Die Gültigkeit von Erkenntnissen wird auf die Güte der empirischen Ergebnisse eingeschränkt – die Güte der empirischen Ergebnisse wird anhand der Evidenz beurteilt – die Evidenz wird anhand der empirischen Überprüfbarkeit eingestuft – RCTs sind empirisch überprüfbar.

Im Unterschied dazu können die hier entwickelten Geltungskriterien, die auf einem gegenstandsbezogenen und wissenschaftstheoretischen Fundament begründet wurden, Forschungsarbeiten in der Psychotherapieforschung unabhängig von Studientyp, Studiendesign, Forschungsmethode oder Forschungsstrategie hinsichtlich ihrer Wissenschaftlichkeit und klinischen Relevanz für Psychotherapieforschung bewerten.

Die Erkenntnisse in der Psychotherapieforschung müssen den Anspruch erfüllen, praktizierenden Psychotherapeuten eine Optimierung ihrer Behandlung zu ermöglichen. Barwinski Fäh (2005, S. XIX) bezeichnet entsprechend Psychotherapieforschung, die eine reelle psychotherapeutische Behandlung als Daten- und Erkenntnisbasis verwendet, als „Forschung im Kontext der Praxis“. In der Entwicklung von klinisch relevanten Bewertungskriterien für Psychotherapieforschung geht es zentral um die notwendige und verantwortungsvolle

Entwicklung von Qualitätsmaßstäben, um die Psychotherapiewissenschaft zu validieren. Es handelt sich um ein Argument für die Etablierung der Psychotherapiewissenschaft als eigenständige wissenschaftliche Disziplin.

Verständnis von qualitativer Psychotherapieforschung

Die historische Entwicklung von Psychotherapie als Heilverfahren zeigt vor allem eine Wendung von der Legitimation von Psychotherapien hin zur Qualitätssicherung von psychotherapeutischen Behandlungen auf (Elliott et al., 1993; Fischer et al., 1998; Grawe et al., 1994; Shedler, 2010).

Es geht allerdings bei dieser Hinwendung zur psychotherapeutischen Prozessanalyse nicht nur darum, die Erkenntnisse aus Psychotherapien optimal und repräsentativ darzulegen, sondern besonders um die Forderung und Einhaltung einer ethischen Verantwortung. Entsprechend betonen Frommer und Faller (1994) den psychotherapeutischen Prozess im Vergleich zu ergebnisorientierter Forschung. Schließlich wird Psychotherapie als Heilverfahren verstanden, dessen Ziel und berufliche Verantwortung es ist, einen Patienten beim Heilungsprozess zu unterstützen (Fischer & Fäh, 1998; Strotzka, 1975).

Ein Bestimmen von Wirkfaktoren ist nicht möglich, wenn versucht wird, zwei unterschiedliche Ebenen zusammenzuführen, die nicht miteinander kompatibel sind: Die kognitiv-greifbare, qualitätssichernde, richtliniengebundene Interventionsebene kann keine Merkmale definieren, die einem emotionalen Beziehungsgeschehen und damit der klinisch-praktischen Psychotherapie als dem mit ihnen zu bezeichnenden Gegenstand gerecht werden: Psychotherapie ist kein greifbarer und daher kein operationalisierbarer Gegenstand, sondern ein komplexes Zusammenspiel mindestens zweier emotionaler Subjekte, die ein gemeinsames tragfähiges Arbeitsbündnis aufzubauen versuchen.

Die Entwicklung von Bewertungskriterien für Psychotherapieforschung macht einen Diskurs um wissenschaftlich fundierte Bewertungskriterien der qualitativen Forschung erforderlich, da sich Psychotherapieforschung gegenstandsadäquat als qualitative Forschungsstrategie (Faltermaier, 1987; Frommer & Streeck, 2003; Tschuschke et al., 1997) zum Erreichen eines klinisch relevanten Erkenntniswissens (Leichsenring, 2007; Leuzinger-Bohleber, 1987; Jacobi & Kosfelder, 2000; Strauß & Wittmann, 2000; Tress et al., 1997) definiert.

Trotz der Unterscheidung von Bewertungskriterien für den Psychotherapieerfolg im Vergleich zu Bewertungskriterien der Psychotherapieforschung verweisen die Ausführungen auf die Beachtung der Besonderheit von Psychotherapie als wissenschaftlicher Disziplin und ihrer Gegenstandsbeschreibung als Ausgangspunkt für die Entwicklung von Kriterien zur Beurteilung der Erforschung dieses Gegenstandes. Qualitative Psychotherapieforschung hat dem Leitsatz zu folgen, dass der Gegenstand, in diesem Fall die Psychotherapie eines individuellen Patienten, als Ausgangspunkt für die angewendeten Methoden und damit Bewertungskriterien genommen wird. Der Leitsatz „Gegenstandsbestimmung vor Methodenwahl“ als grundlegende Haltung gegenüber wissenschaftlicher Forschung setzt die Indikation statt der Legitimation ins Zentrum der Diskussion.

Die Gütekriterien quantitativer, randomisierter kontrollierter Studien stellen keine allgemein gültigen, sondern methodenspezifische Geltungskriterien dar. Daher müssen zunächst methodenunabhängige Kriterien von Wissenschaftlichkeit begründet werden, welche die Geltung qualitativer Forschung als wissenschaftlich untermauern (Flick, 1999; Flick et al., 2000; Mayring, 1999; Mey, 2000; Steinke, 1999).

Degradierung qualitativer Forschung

Bereits bei der theoretischen Auseinandersetzung mit qualitativer oder quantitativer Forschung wird eine praktische Folge für den Forschenden deutlich: Unabhängig von der Ausgangsfrage und der Angemessenheit der gewählten Forschungsstrategie gegenüber dem Untersuchungsgegenstand sind bei quantitativer Vorgehensweise standardisierte Schritte, sequentiell festgelegte Untersuchungseinheiten und vorgegebene Kriterien als Qualitätsstandard nach definierten Richtlinien zu befolgen. Im Vergleich dazu zeichnet sich eine qualitative Vorgehensweise durch Flexibilität, Zirkularität und Offenheit für Veränderungen ohne allgemein anerkannte Qualitätskriterien aus (Flick, 1987).

Verschiedene Kritiken an qualitativer Forschung werden in der Fachliteratur geäußert (Knoblauch, 2000; Lüders, 2003; Steinke, 1999), die ihren Stellenwert als wissenschaftliche Forschungsstrategie schmälern. Neben beispielsweise der Kritik, qualitative Forschung nehme beliebige Interpretationen vor, und der Reduktion von qualitativer Forschung auf eine „Vorstufe“ für standardisierte Untersuchungen, betont Steinke (1999) als zentralen Kritikpunkt, dass Gütekriterien zur Einschätzung von Objektivität, Reliabilität und Validität in der qualitativen Forschung nicht vorhanden sind. Die genannten Kriterien zur Bewertung haben sich in der quantitativen Forschungsgeschichte über Jahrzehnte etabliert, demgegenüber seien die Ansätze zu Gütekriterien qualitativer Forschung laut Steinke (2005) recht jung und weniger ausgearbeitet. Nach Knoblauch (2000) stelle die Bewertung der Ergebnisse in der qualitativen Forschung eines der grundlegendsten Probleme dar. Jedoch kann die Formulierung von Gütekriterien nicht nur als Kritikpunkt oder Problem, sondern auch als ein Forschungsziel

qualitativer Forschung verstanden werden. Die qualitative Sozialforschung gehe laut Lüders (2003) seit ihren Anfängen der Frage nach, anhand welcher Kriterien sie sachgerecht beurteilt werden kann. Obwohl das Bewusstsein über die Notwendigkeit der Formulierung von Bewertungskriterien in der qualitativen Forschung gestiegen ist und Vorschläge zu möglichen Bewertungskriterien gemacht worden sind, „steht die Ausarbeitung [dessen, worin Qualität in der qualitativen Forschung konkret besteht, und damit einhergehend die Formulierung] von geeigneten Bewertungskriterien [...] noch am Anfang“ (Steinke, 1999, S. 12). Dementsprechend lägen bisherige Versuche zur Formulierung von Gütekriterien der qualitativen Forschung zwar zahlreich vor, doch bestehe wenig Übereinstimmung, teilweise würden sogar sich gegenseitig ausschließende Formulierungen existieren (Lüders, 2003). Laut Lüders (2003) dürfe das Fehlen geeigneter Maßstäbe zur Bewertung der qualitativen Forschung jedoch nicht als Ausdruck von Beliebigkeit dieser Forschung missverstanden werden, vielmehr spiegele sich in dieser Situation wider, dass unter qualitativer Sozialforschung verschiedene Konzepte und Strategien mit Unterschieden bezüglich Gegenstand, Verfahren oder Erkenntnisziel der Forschung zusammengefasst werden. Steinke (1999, S. 11) erwartet durch die Formulierung und Anwendung von Gütekriterien und Bewertungskriterien in Bezug auf qualitative Vorgehensweisen und Ergebnisse die beiden erwünschten, mehr noch notwendigen Auswirkungen, dass qualitative Forschung „nach außen“ zum einen legitimiert, zum anderen etabliert wird. Von außen wird nach Flick (2005, S. 317) „das nach wie vor ungelöste Bewertungsproblem qualitativer Forschung [...] immer wieder ins Feld geführt, wenn es darum geht, diese Forschungsrichtung insgesamt in Frage zu stellen.“ Innerhalb qualitativer Forschung dienen Gütekriterien „als Orientierungs- und Bewertungsmaßstab für die Durchführung und Einschätzung qualitativer Forschung, der Begrenzung von Beliebigkeit in der Forschung und der Herstellung von Kommunizierbarkeit“ von Forschungsarbeiten (Steinke, 1999, S. 11). Als Konsequenz daraus kritisiert Mey (2000) die Aufbereitung qualitativer Daten in der Art, dass Quantifizierungen möglich sind. Trotz der Akzeptanz qualitativer Forschungsprojekte und der Anerkennung, dass sich methodische Vorabsetzungen verbieten, führe die Diskreditierung qualitativer Daten als „weich“ und „ungenau“ (Mey, 2000, S. 2) zu einem Ausbleiben einer reinen qualitativen Forschungslogik mit spezifischen Geltungsbegründungen und stattdessen zu der Bemühung um Objektivität, Reliabilität und Validität.

Es zeigen sich zusammengefasst aus den bisherigen Überlegungen zwei zentrale Aspekte, welche die Notwendigkeit von Bewertungskriterien für qualitative Forschung untermauern. Der erste Aspekt greift die Diskussion um die Geltung qualitativer Forschung als wissenschaftliche Forschungsdisziplin auf und verweist auf die Notwendigkeit von Bewertungskriterien, mit deren Hilfe die Wissenschaftlichkeit von qualitativer Forschung beurteilt werden kann. Diesem Ansatz folge ich insofern, als die hier entwickelten Bewertungskriterien für qualitative Forschung eine Realisierung der Kriterien für Wissenschaftlichkeit ermöglichen. Hierdurch wird die Notwendigkeit von Bewertungskriterien für qualitative Forschung zu ihrer Akzeptanz betont. Der zweite Aspekt zeigt die Notwendigkeit von Bewertungskriterien für qualitative Forschung auf, um im Sinne eines Qualitätsmaßstabs und einer Orientierungshilfe den Forschungsprozess für den Forscher selbst durchführbar zu machen. Es handelt sich demnach um eine Forderung, aber auch Anleitung, wie eine qualitative Forschungsarbeit dem Anspruch von Wissenschaftlichkeit gerecht werden kann. An dieser Stelle soll darauf hingewiesen werden, dass die genannten Begründungen für die Notwendigkeit von Bewertungskriterien für jede wissenschaftliche Forschung gelten, und demnach umso mehr für qualitative Forschung betont werden müssen, je mehr sie in ihrer Wissenschaftlichkeit und Beliebigkeit infrage gestellt wird.

Eine Diskussion um die Wissenschaftlichkeit von qualitativer Forschung ist nicht getrennt zu betrachten von der Unterscheidung einer hypothesensuchenden gegenüber einer hypothesenprüfenden Forschungsstrategie. Neben der Diskussion um eine Integration qualitativer und quantitativer Methoden innerhalb des Forschungsprozesses ist entsprechend eine Diskussion aufgekommen, die außerhalb des Forschungsprozesses Gemeinsamkeiten und Unterschiede von qualitativer und quantitativer Forschung aufzuzeigen versucht, um auf diesem Wege die Mauer zwischen den beiden Lagern einzureißen. In diesem Zusammenhang sind die Ausführungen von Schnapp et al. (2006) beachtenswert, da sie die verschiedenen Dimensionen, auf denen ein Vergleich von qualitativer und quantitativer Forschung erfolgen kann, hervorheben. Zu den Merkmalsdimensionen, anhand deren sich Unterschiede, Überschneidungen und Gemeinsamkeiten von qualitativer und quantitativer Forschung benennen lassen, gehören nach Schnapp et al. (2006) epistemologische Grundlagen, die relative Gewichtung von Theorieentdeckung und Theorieprüfung, Erkenntnisziele und Gütekriterien der Forschung. Nach meiner Ansicht kommt Erkenntniszielen und -strategien besondere Bedeutung allgemein bei der Entwicklung von Bewertungskriterien für wissenschaftliche Forschung und besonders bei der für qualitative Forschung zu.

Bewertungskriterien wissenschaftlicher Forschung

Stegmüller (1986) zeigt auf, dass die Methoden der Naturwissenschaften von denen der Geistes- und Sozialwissenschaften zu unterscheiden sind. Die exakten Naturwissenschaften würden allerdings von Vertretern des

modernen Empirismus und weiteren Wissenschaftstheoretikern als Standardmethode angesehen. Dies stimmt mit der These der Einheitswissenschaft überein, dass es eine zentrale wissenschaftliche Methode, nämlich die der Naturwissenschaft, gibt (Fischer, 2008; Steinke, 1999). Bereits in einem älteren Werk beschreibt Stegmüller (1969) eine vordergründige Anwendung von naturwissenschaftlichen Untersuchungen bei erfahrungswissenschaftlichen Erkenntnistheorien. Die Unterscheidung der „erklärenden“ Naturwissenschaften und der „verstehenden“ Geisteswissenschaften geht laut Brockhaus (1994) auf W. Dilthey zurück. Hieran wird zum einen deutlich, dass der Naturwissenschaft die Funktion, aber auch die Möglichkeit, Erklärungen und damit Argumente für Erkenntnisse zu liefern, zugesprochen wird, zum anderen, dass die Geisteswissenschaften einen besonderen Bezug zum verstehenden Erkennen haben und schnell dem Vorurteil unterliegen, nachvollziehbar, jedoch nicht nachprüfbar zu sein (Guba & Lincoln, 1994).

Wenn in einer Forschungsarbeit Erkenntnisse entwickelt werden, das heißt, eine induktive Forschungsstrategie gewählt wird und der Forschungskontext der Entdeckung von Erkenntnissen dient, müssen drei allgemeine Bewertungskriterien für Wissenschaftlichkeit erfüllt sein: argumentative Absicherung, systematisches Vorgehen, intersubjektive Nachprüfbarkeit. Erkenntnisse, die nicht auf einem wissenschaftlichen Weg ermittelt werden, besitzen weder Gültigkeit noch eine Notwendigkeit, im nächsten Schritt mittels weiterer Forschungsarbeiten gesichert zu werden. Die Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Forschung, Begründung und Systematik des Vorhabens und Vorgehens statt Willkür, muss in jeder Forschungsarbeit erfüllt sein, die den Anspruch von Wissenschaft erfüllen möchte und deren Erkenntnisse bedeutsam für die wissenschaftliche Öffentlichkeit sein möchten. Argumentative Absicherung als logisch-folgerichtiges Schließen sowie systematisches Vorgehen werden allerdings weniger infrage gestellt als die intersubjektive Nachprüfbarkeit im Kontext der Entdeckung von Erkenntnissen. Dies scheint weniger mit der Auseinandersetzung mit Wissenschaftlichkeit und den Erkenntniszielen als vielmehr mit der Dominanz von quantitativer Forschung, die ihre Ergebnisse in Zahlen und Fakten präsentieren kann, zusammenzuhängen. Die Nachprüfbarkeit kann sich ebenso auf induktive Interpretationen und Schlussfolgerungen beziehen, wenn sie argumentativ begründet sind. Die Kriterien von Wissenschaftlichkeit gelten demnach sowohl im Kontext der Beweissicherung von Erkenntnissen und bei einer deduktiven Forschungsstrategie als auch im Kontext der Entdeckung und bei einer induktiven Forschungsstrategie. Allerdings wird die Wissenschaftlichkeit im Kontext der Beweissicherung weniger als im Kontext der Entdeckung hinterfragt, vermutlich wegen der Affinität der Beweissicherung zur standardisierten und experimentellen Forschung.

Es wird bezüglich der Bewertungskriterien wissenschaftlicher Forschung zum einen ersichtlich, dass die argumentative Absicherung im Zentrum neben systematischem Vorgehen auf dem Erkenntnisweg und intersubjektiver Nachprüfbarkeit der Erkenntnisse steht, zum anderen werden Erkenntnisentwicklung und Erkenntnissicherung als die beiden Erkenntnisziele verdeutlicht. Die ausschließliche Zuordnung von einem Bewertungskriterium wissenschaftlicher Forschung zu einem konkreten Erkenntnisziel ist nicht haltbar, schließlich sind beide genannten Erkenntnisziele notwendig für die wissenschaftliche Öffentlichkeit und den wissenschaftlichen Fortschritt, weshalb sowohl bei der Erkenntnisentwicklung als auch bei der Erkenntnissicherung der Geltungsanspruch von Wissenschaftlichkeit bestehen muss. Dieser Geltungsanspruch wiederum bedeutet die Forderung und die Möglichkeit der Erfüllung der Bewertungskriterien wissenschaftlicher Forschung in beiden Erkenntniszielen. Es zeigt sich demnach, dass die Bewertungskriterien von Wissenschaftlichkeit sowohl im Kontext der Entdeckung als auch im Kontext der Beweissicherung zu erfüllen sind, und umgekehrt, dass sowohl bei der Erkenntnisgewinnung als auch bei der Erkenntnissicherung die Bewertungskriterien von Wissenschaftlichkeit erfüllt werden, so dass der Erkenntnisweg jeweils als wissenschaftlich bezeichnet werden kann.

Zusammengefasst kann festgehalten werden, dass die argumentative Absicherung als zentrales Kriterium in der Konvergenz von Theorie und Empirie verstanden wird, und dass zusätzlich systematisches Vorgehen auf dem Erkenntnisweg und intersubjektive Nachprüfbarkeit der Erkenntnisse die wesentlichen und notwendigen Bewertungskriterien für wissenschaftliche Forschung sind. Dies bedeutet: Eine Forschungsarbeit darf sich nur dann als wissenschaftlich bezeichnen und besitzt nur dann Geltung für die wissenschaftliche Öffentlichkeit, wenn sie erstens hinsichtlich des Erkenntniswegs und der Erkenntnisse argumentativ abgesichert ist, wenn auf dem Erkenntnisweg zweitens systematisch vorgegangen wurde, und wenn die Erkenntnisse drittens intersubjektiv nachprüfbar sind (Abbildung 1).



Abb. 1: Bewertungskriterien wissenschaftlicher Forschung

Diese allgemeinen Bewertungskriterien für wissenschaftliche Forschung besitzen unabhängig von einer wissenschaftlichen Disziplin oder einer Forschungsstrategie Gültigkeit. Sie gelten demnach sowohl für quantitative als auch qualitative Forschung und sind sowohl im Kontext der Entdeckung als auch im Kontext der Beweissicherung zu erfüllen.

Bewertungskriterien qualitativer Forschung

Die in der Literatur dominierende Forderung nach und die Versuche der Formulierung von spezifischen Gütekriterien in der qualitativen Forschung (Fischer, 2000; Lüders, 2003; Mayring, 1999; Steinke, 1999) untermauern die Position, dass Gütekriterien der quantifizierenden Forschung wie Objektivität, Validität und Reliabilität nicht unverändert übernommen werden können, sondern spezifiziert werden müssen, da die Anpassung von Bewertungskriterien an die standardisierte Forschung zu einem Verlust des spezifischen Beitrags qualitativer Forschung führt (Knoblauch, 2000; Lüders, 2003). Während das Verständnis für die Notwendigkeit von Bewertungskriterien weitgehend geteilt wird, besteht keine Einigkeit darüber, wie diese lauten und wie sie entwickelt werden sollen.

In der Fachliteratur werden drei Grundpositionen zur Bewertung von qualitativer Forschung unterschieden (Flick, 1999; Seipel & Rieker, 2003; Steinke, 1999). Vertreter der ersten Position diskutieren Bewertungskriterien für qualitative Forschung in Anlehnung an Gütekriterien der quantitativen Forschung, nämlich Objektivität, Reliabilität und Validität (Steinke, 1999). Flick (1999) unterscheidet innerhalb dieser Position zwischen der Anwendung dieser allgemein anerkannten Kriterien für statistisch-experimentelle und prüfende Forschung und der Reformulierung dieser Kriterien, um sie für qualitative Forschung angemessen zu verwenden. Die zweite Position ist durch Zweifel an der Übertragbarkeit der klassischen Gütekriterien aus der quantitativen Forschungstradition auf qualitative Forschung gekennzeichnet. Begründet wird dies hauptsächlich damit, dass diese Gütekriterien nicht den Spezifika qualitativer Forschung gerecht werden, da sie einen vollkommen differenten Methodenansatz zur Grundlage haben (Fischer, 2000; Steinke, 1999). Innerhalb dieser Position wird zwischen der Formulierung von neuen, methodenangemessenen Gütekriterien und dem Versuch, das Reliabilitäts- und das Validitätskonzept durch Anpassung an qualitative Forschung aufrechtzuhalten (Dick, 2000; Steinke, 1999), unterschieden. Der Unterschied zwischen der Position der Reformulierung klassischer Gütekriterien und der Position der Formulierung neuer Bewertungskriterien qualitativer Forschung besteht darin, dass es sich um ein anderes inhaltliches Verständnis von qualitativer Forschung im Vergleich zu quantitativer Forschung handelt. Nach Flick (1999) konzentrierte sich die Diskussion bezüglich der Übernahme klassischer Gütekriterien als qualitative Bewertungskriterien vor allem auf Reliabilität und Validität. Damit ordnet er die Aufrechterhaltung des Validitätskriteriums der ersten Position, nämlich der Reformulierung quantitativer Kriterien, zu, während Steinke (1999) dies unter der zweiten Position, deren Vertreter die Entwicklung neuer, spezifischer Kriterien für qualitative Forschung fordern, behandelt. Beide Autoren führen die Arbeit von Kirk und Miller (1986) als Beispiel an, was die Heterogenität innerhalb der genannten Grundpositionen verdeutlicht. In der ersten Position, so formuliert Steinke (1999, S. 44), würden neue Kriterien für qualitative Forschung „in das Schema von Kriterien außerhalb qualitativer Forschung gepresst“. Eine dritte Position, die laut Seipel und Rieker (2003) eher von einer Minderheit vertreten werde, lehnt jede Formulierung und Anwendung von

Gütekriterien für qualitative Forschung ab. Als Begründung für diese Position werde nach Steinke (1999) die Unmöglichkeit eines festen Bezugssystems zur Formulierung von Gütekriterien bei qualitativer Forschung angeführt.

In Abbildung 2 sind den drei allgemeinen Bewertungskriterien wissenschaftlicher Forschung sieben Bewertungskriterien qualitativer Forschung zugeordnet. Die drei Bewertungskriterien wissenschaftlicher Forschung werden durch die Bewertungskriterien qualitativer Forschung realisiert. Ziel der Bewertungskriterien qualitativer Forschung ist entsprechend, eine Forschungsarbeit in ihrer Güte und Geltung als wissenschaftliche Forschungsarbeit beurteilen zu können. Die strikte Befolgung der „klassischen“ Gütekriterien Objektivität, Reliabilität und Validität in der quantitativen Forschungstradition als ausreichend und alleinig wissenschaftlich konnte widerlegt werden. Die folgenden sieben Bewertungskriterien hat qualitative Forschung zu erfüllen, um dem Anspruch von Wissenschaft gerecht zu werden. Die argumentative Absicherung im Sinne eines logisch-folgerichtigen Schließens im gesamten Forschungsprozess als Konvergenz von Theorie und Empirie wird bei qualitativer Forschung durch die kritische Reflexion sämtlicher forschungs- und erkenntnisrelevanter Aspekte (1) sowie durch die kommunikative und argumentative Validierung der Erkenntnisse (2) ermöglicht. Systematisches Vorgehen auf dem Erkenntnisweg wird bei qualitativer Forschung durch die Indikation des gesamten Erkenntnisweges (3), die Reflexivität des Vorgehens (4) und durch Triangulation (5) realisiert. Intersubjektive Nachprüfbarkeit der Erkenntnisse schließlich lässt sich durch die Dokumentation des gesamten Forschungsprozesses (6) sowie durch Angaben zum Geltungsbereich der erzielten Erkenntnisse (7) sicherstellen.



Abb. 2: Bewertungskriterien qualitativer Forschung zur Erfüllung der Bewertungskriterien wissenschaftlicher Forschung

Gegenstandsverständnis von „Psychotherapie“

Die Entwicklung der Psychotherapieforschung und der Stand der Forschung zu Psychotherapiewissenschaft werden in der Fachliteratur durch die Einteilung in Entwicklungsphasen dargestellt (Barwinski Fähr, 2005; Fischer et al., 1998; Grawe, 1992; Köhler, 2006; Tschuschke & Czogalik, 1990). Diese werden hinsichtlich unterschiedlicher methodischer Vorgehensweisen verschiedener Therapierichtungen und besonders in Bezug auf die Beurteilung der Qualität von Psychotherapie im Allgemeinen und in verschiedenen psychotherapeutischen Verfahren im Besonderen dargestellt. Die Fragestellungen, ob Psychotherapie wirkt, wie hoch der Wirkungsgrad ist und wodurch Psychotherapie wirkt, spiegeln sich in den Entwicklungsphasen der Psychotherapieforschung wider und sind nicht trennbar von der Beurteilung verschiedener psychotherapeutischer Zugangsweisen und der Bewertung sowie Sicherung von Psychotherapien. Bei der genannten Darstellung der Entwicklungsphasen und der Forschungsmethodiken wird deutlich, wie stark die Bemühungen sind, dass Psychotherapien einem hohen Qualitätsanspruch genügen, und wie groß das Bestreben von Vertretern einer bestimmten psychotherapeutischen Richtung ist, die eigene favorisierte Therapierichtung durch Forschungsarbeiten zu validieren.

„In erster Annäherung kann Psychotherapie als ein Heilverfahren umschrieben werden, das seine Ziele über Gespräch und therapeutische Beziehungsgestaltung erreicht.“ (Fischer, 2008, S. 3) Zur Bezeichnung des Ziels von Psychotherapie hat der Begriff „Heilung“ sich verfestigt. Unter Heilung beziehungsweise Heilverfahren verstehe ich neben der Symptomreduktion einen Veränderungsprozess und die Weiterentwicklung eines Patienten als Ziel von Psychotherapie. Dieses Verständnis von Psychotherapie untermauert sowohl die erforderliche Individualität einer psychotherapeutischen Behandlung als auch die Individualität eines Heilungsprozesses. Psychotherapie wird in der vorliegenden Arbeit als wissenschaftliche Disziplin und wissenschaftliches Heilverfahren verstanden, was zum einen die Bedeutsamkeit von forschungsrelevanten Bewertungskriterien zur Wissenschaftlichkeit betont, zum anderen Psychotherapie als wissenschaftliches Verfahren zur Heilung von Patienten (Senf & Broda, 2000) hervorhebt. Psychotherapie als wissenschaftliche Disziplin lässt sich weder der Psychologie noch der Medizin zuordnen; sie wird als eigenständige wissenschaftliche Disziplin verstanden (Barwinski Föh, 2005; Fischer, 2008; Fischer et al., 2009).

Dies bedeutet zweierlei. Zum einen impliziert die Eigenständigkeit der Psychotherapiewissenschaft eine Ablösung von den mit ihr verbundenen Disziplinen Psychologie und Medizin. Diese Ablösung meint jedoch keineswegs eine Unabhängigkeit dieser drei Disziplinen bezüglich ihrer Zugangsweisen und Erkenntnisse, sondern ein Verständnis von Psychotherapie basierend auf ihren eigenen Prinzipien (Fischer, 2008; Fischer et al., 2009; Leuzinger-Bohleber, 1987; Geyer, 2000). Diesbezüglich hat Fischer (2008) ausführlich die Logik der Psychotherapie herausgearbeitet, welche sich am ehesten auf philosophische Grundlagen stützen lasse. Zum anderen liegt die Betonung bei Psychotherapiewissenschaft als eigenständiger wissenschaftlicher Disziplin auf ihrer Wissenschaftlichkeit. Es geht deshalb darum, die Wissenschaftlichkeit von Psychotherapieforschung zu definieren und Kriterien aufzustellen, um diesem Qualitätsanspruch gerecht zu werden. Mit den hier entwickelten Kriterien von Wissenschaftlichkeit, angewandt sowohl im Kontext der Entdeckung als auch in dem der Beweissicherung, erfüllt Psychotherapieforschung diesen Anspruch.

Neben den drei allgemeinen Kriterien von Wissenschaftlichkeit hat die Psychotherapieforschung, angelehnt an ihre Entwicklung und ihr heutiges Verständnis als qualitative Forschung (Fischer et al., 1998; Frommer & Faller, 1994; Frommer & Streeck, 2003), die Bewertungskriterien qualitativer Forschung zu erfüllen.

Allgemein gültige Bewertungskriterien für Psychotherapieforschung

Aufgrund des Verständnisses von Psychotherapieforschung als qualitativer Psychotherapieforschung werden die in der vorliegenden Arbeit entwickelten Bewertungskriterien für qualitative Forschung als Grundlage herangezogen. Sie werden zum einen modifiziert und ergänzt in ihrer Operationalisierung, zum anderen erweitert. Diese Änderungen und Erweiterungen gewährleisten, den Spezifika des Gegenstandes Psychotherapie gerecht zu werden. Diese Bewertungskriterien für Psychotherapieforschung stellen zudem sicher, dass Psychotherapieforschung den Anspruch von Wissenschaftlichkeit erfüllt, was wiederum den Status von Psychotherapiewissenschaft als eigenständiger wissenschaftlicher Disziplin fundiert.

Da Psychotherapie und die aus ihr resultierenden Erkenntnisse sich von denen der Sozialwissenschaften, Geisteswissenschaften und Humanwissenschaften im Sinne ihrer Eigenständigkeit als Disziplin insofern unterscheiden, als der Erkenntnisprozess wesentlich durch subjektive Erkenntnisse des Beforschten gekennzeichnet ist, muss eine genauere Erläuterung erfolgen, inwiefern die Bewertungskriterien qualitativer Forschung ergänzt werden müssen und welche Bewertungskriterien speziell für Psychotherapieforschung gelten. Dabei werden diejenigen Bewertungskriterien qualitativer Forschung modifiziert, zu denen bezüglich Psychotherapieforschung erweiternde Perspektiven eingenommen werden müssen (Petry, 2015).

Für kritische Reflexion, kommunikative und argumentative Validierung, Indikation, Reflexivität, Triangulation, Dokumentation und Angaben zum Geltungsbereich als Bewertungskriterien erfolgen Modifikation und Ergänzung, damit sie ihre Funktion bei Psychotherapieforschung erfüllen können. Die Zuordnung zu den Bewertungskriterien wissenschaftlicher Forschung bleibt bestehen. Das Bewertungskriterium der kommunikativen und argumentativen Validierung bei qualitativer Forschung wird um die Handlungsvalidierung speziell für Psychotherapieforschung zur Erfüllung der argumentativen Absicherung ergänzt. Das Kriterium der klinischen Relevanz wird als eigenständiges Bewertungskriterium für Psychotherapieforschung erläutert und begründet (Abbildung 3).

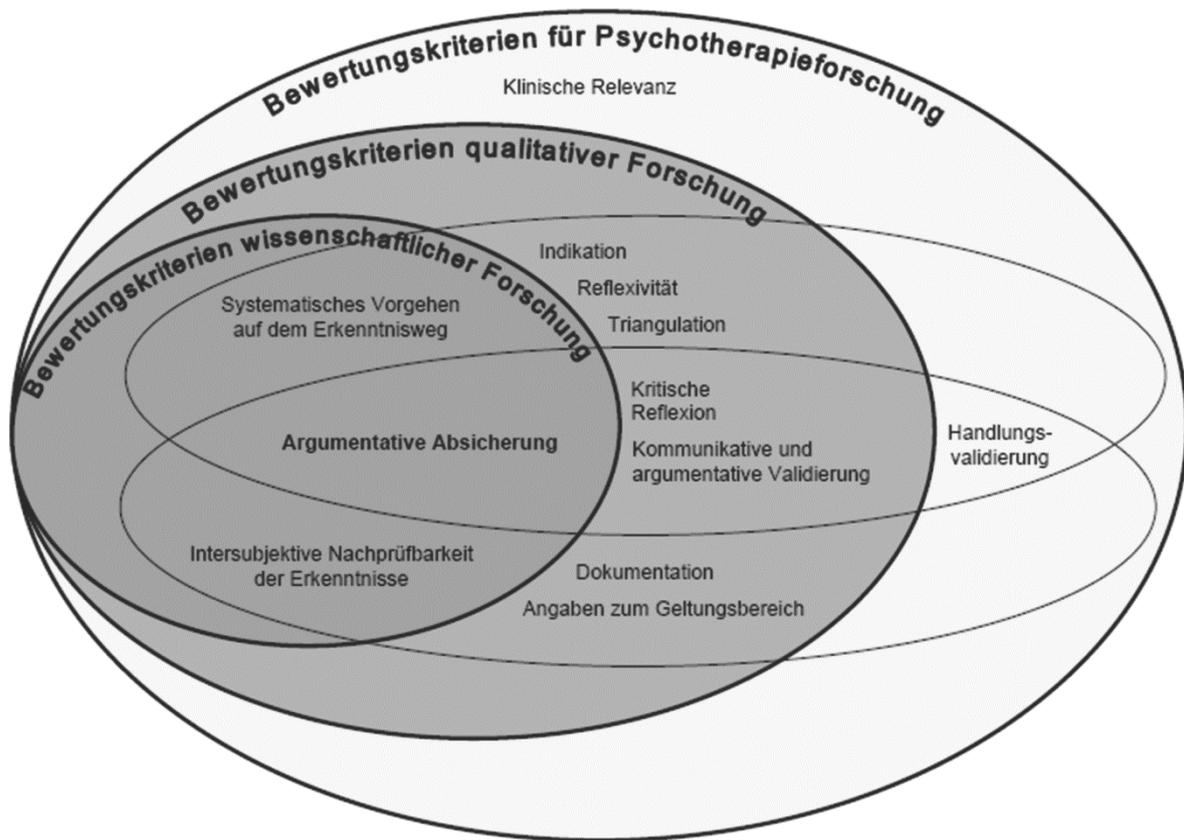


Abb. 3: Bewertungskriterien für Psychotherapieforschung vor dem Hintergrund der Bewertungskriterien qualitativer Forschung zur Erfüllung der Bewertungskriterien wissenschaftlicher Forschung

Mittels der Modifikation und der Ergänzung der Bewertungskriterien qualitativer Forschung vor dem Hintergrund der Bewertungskriterien wissenschaftlicher Forschung können acht allgemein gültige Bewertungskriterien für Psychotherapieforschung entwickelt und begründet werden, die das übergreifende Ziel einer Geltungsbegründung von Psychotherapiewissenschaft als eigenständiger wissenschaftlicher Disziplin ermöglichen. Die acht Bewertungskriterien für Psychotherapieforschung, nämlich kritische Reflexion (1), Validierungskriterien (kommunikative Validierung, argumentative Validierung, Handlungsvalidierung) (2), Indikation (3), Reflexivität (4), Triangulation (5), Dokumentation (6), Angaben zum Geltungsbereich (7) und klinische Relevanz (8), können in vier Bewertungskategorien eingeteilt werden. Diese vier Bewertungskategorien ergeben sich aus der Anforderung der drei Bewertungskriterien wissenschaftlicher Forschung und dem Bewertungskriterium der klinischen Relevanz speziell für Psychotherapieforschung. Die vier Bewertungskategorien lauten:

1. Argumentative Absicherung
2. Systematisches Vorgehen auf dem Erkenntnisweg
3. Intersubjektive Nachprüfbarkeit der Erkenntnisse
4. Klinische Relevanz

Mittels der acht Bewertungskriterien für Psychotherapieforschung können sowohl systematische Fallanalysen als auch experimentelle Studiendesigns (RCTs) in ihrer Güte und Geltung beurteilt werden. Durch die exemplarische Erprobung bei einer systematischen Einzelfallstudie und einem experimentellen Studiendesign (RCT) sowie der Vorlage für eine Falldarstellung im Rahmen der Weiterbildung zur Psychologischen Psychotherapeutin die allgemeine Anwendungsmöglichkeit des Kriterienkatalogs belegt werden (Petry, 2015). Die argumentative Absicherung als logisch-folgerichtiges Schließen innerhalb des gesamten Forschungsprozesses, das heißt sowohl auf dem Erkenntnisweg als auch in Bezug auf die erzielten Erkenntnisse, wird in der Konvergenz von theoretischen Annahmen und empirischen Ergebnissen verstanden. Das Ziel einer kritischen Diskussionsmöglichkeit von Erkenntnissen in der Psychotherapieforschung durch deren argumentative Absicherung lässt sich durch die kritische Reflexion und die drei Validierungskriterien der kommunikativen Validierung, argumentativen Validierung und Handlungsvalidierung beurteilen.

Das systematische Vorgehen auf dem Erkenntnisweg betrifft das Erfordernis wissenschaftlichen statt willkürlichen Vorgehens bezogen auf den gesamten Forschungsprozess. Die drei Bewertungskriterien, die eine Beurteilung der Erfüllung und Qualität von systematischem Vorgehen auf dem Erkenntnisweg ermöglichen, lauten Indikation, Reflexivität und Triangulation.

Die intersubjektive Nachprüfbarkeit von Erkenntnissen meint die notwendige Nachprüfbarkeit von Erkenntnissen, die aus der Forschungsarbeit hervorgehen, für einen zweiten Forscher. Die intersubjektive Nachvollziehbarkeit von Erkenntnissen und die Prüfbarkeit der Gültigkeit von Erkenntnissen kann durch die beiden Bewertungskriterien der Dokumentation des gesamten Forschungs- und Erkenntnisprozesses und der Angabe des Geltungsbereichs der erzielten Erkenntnisse beurteilt werden.

Klinische Relevanz als spezifisches Bewertungskriterium für Psychotherapieforschung ermöglicht die Beurteilung, ob eine Forschungsarbeit für die alltägliche klinische Praxis bedeutungsvoll ist. Zur Bewertung der klinischen Relevanz gelten drei Aspekte. Erstens wird die Praxishöhe als Vergleichbarkeit von Psychotherapeut, Patient, Behandlung und Setting in der Forschungsarbeit mit dem klinischen Alltag verstanden. Zweitens gilt die Übertragbarkeit der Erkenntnisse auf die klinische Praxis. Drittens muss der Nutzen der Erkenntnisse im Sinne ihrer Bedeutsamkeit für die klinische Praxis unter Berücksichtigung der Neuartigkeit der Erkenntnisse bewertet werden.

Abschließend bleibt festzuhalten, dass mithilfe der vorliegenden Bewertungskriterien für Psychotherapieforschung die Geltungsbegründung für Erkenntnisse in der Psychotherapiewissenschaft beurteilt und argumentiert werden kann. Die wissenschaftliche Gültigkeit und die klinische Relevanz sind für die Bewertung von Psychotherapieforschung zentral und durch Modifikationen und Ergänzungen der Bewertungskriterien qualitativer Forschung vor dem Hintergrund der Bewertungskriterien wissenschaftlicher Forschung methodenunabhängig und damit allgemein gültig für Psychotherapieforschung gegeben.

Autorin

Xenia Petry, Dipl.-Psych. Dr. phil., geb. 1981 in Köln. Studium der Psychologie an der Universität Trier, Diplom 2007; Promotionsstudium im Fach Psychologie an der Universität zu Köln, Promotion 2014. Weiterbildung zur Psychologischen Psychotherapeutin (tiefenpsychologisch fundierte und analytische Psychotherapie) am Institut für psychotherapeutische Forschung, Methodenentwicklung und Weiterbildung in Köln und am Alfred-Adler-Institut Aachen-Köln e.V., Approbation 2016; Tätigkeit als Diplom-Psychologin, Psychologische Psychotherapeutin in der Trauma-Ambulanz des Zentrums für Psychotraumatologie in Krefeld/Köln, Arbeitsfelder: Einzeltherapeutische Gespräche und Gruppenleitung von Stabilisierungsgruppen und Kreativer Traumatherapie.

Korrespondenz

E-Mail: xenia_p@gmx.de

Literatur

- AWMF [Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften] & ÄZQ [Ärztliche Zentralstelle Qualitätssicherung] (2001). Leitlinien-Manual von AWMF und ÄZQ. Zeitschrift für ärztliche Fortbildung und Qualitätssicherung, 95, Suppl. 1.
- Barwinski Fäh, R. (2005). Traumabearbeitung in psychoanalytischen Langzeitbehandlungen: Einzelfallstudie und Fallvergleich auf der Grundlage psychotraumatologischer Konzepte und Modelle. Kröning: Asanger.
- Brockhaus (1994). In: Brockhaus-Enzyklopädie, Bd. 24. Mannheim: Brockhaus
- Dick, M. (2000). Die Anwendung narrativer Gridinterviews in der psychologischen Mobilitätsforschung. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 1(2), Art. 6.
Verfügbar unter: <http://www.qualitative-research.net/fqs/>.
- Elliott, R., Stiles, W.B. & Shapiro, D.A. (1993). Are some psychotherapies more equivalent than others? In: Giles, T.R. (Hrsg.), Handbook of effective psychotherapy (S. 455–479). New York: Plenum
- Faltermaier, T. (1987). Das Subjekt in einer Lebensereignis-Perspektive: ein qualitativer Forschungsansatz. In: Bergold, J. B. & Flick, U. (Hrsg.), Ein-Sichten: Zugänge zur Sicht des Subjekts mittels qualitativer Forschung (S. 137–150; Forum für Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, Bd. 14). Tübingen: DGVT.
- Fischer, G. (2000). KÖDOPS: Kölner Dokumentations- und Planungssystem für dialektische Psychotherapie, Psychoanalyse und Traumabehandlung. Köln/Much: Deutsches Institut für Psychotraumatologie (DIPT).
- Fischer, G. (2008). Logik der Psychotherapie: philosophische Grundlagen der Psychotherapiewissenschaft. Kröning: Asanger.
- Fischer, G. & Fäh, M. (1998). Zur Kritik der empirischen Vernunft in der Psychotherapie(forschung). In: Fäh, M. & Fischer, G. (Hrsg.), Sinn und Unsinn in der Psychotherapieforschung: eine kritische Auseinandersetzung mit Aussagen und Forschungsmethoden (S. 29–50). Gießen: Psychosozial-Verlag.

- Fischer, G., Frommer, J. & Klein, B. (1998). Qualitative Kriterien zur Bewertung des Psychotherapieerfolgs. In: Fäh, M. & Fischer, G. (Hrsg.), Sinn und Unsinn in der Psychotherapieforschung: eine kritische Auseinandersetzung mit Aussagen und Forschungsmethoden (S. 167–178). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Fischer, G., Eichenberg, C. & Gisteren, L. v. (2009). Warum eine eigenständige Psychotherapiewissenschaft dringend gebraucht wird: gegen Trivialisierung und Bildungsverlust der Psychotherapie. Kröning: Asanger.
- Flick, U. (1987). Methodenangemessene Gütekriterien in der qualitativ-interpretativen Forschung. In: Bergold, J. B. & Flick, U. (Hrsg.), Ein-Sichten: Zugänge zur Sicht des Subjekts mittels qualitativer Forschung (S. 247–262; Forum für Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, Bd. 14). Tübingen: DGVT.
- Flick, U. (1999). Qualitative Forschung: Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Flick, U., Kardorff, E. v. & Steinke, I. (Hrsg.) (2000). Qualitative Forschung: ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Frommer, J. & Faller, H. (1994). Qualitative Psychotherapieforschung: Grundlagen und Methoden. Heidelberg: Asanger.
- Frommer, J. & Streeck, U. (2003). Qualitative Psychotherapieforschung im deutschsprachigen Raum: ein Blick auf die Ergebnisse. Zeitschrift für psychosomatische Medizin und Psychotherapie, 49, 74–86
- Geyer, M. (2000). Geschichte und Entwicklungslinien der Psychotherapie. In: Senf, W. & Broda, M. (Hrsg.), Praxis der Psychotherapie: ein integratives Lehrbuch: Psychoanalyse, Verhaltenstherapie, systemische Therapie, 2. Aufl. (S. 6–12). Stuttgart: Thieme.
- Grawe, K. (1992). Psychotherapieforschung zu Beginn der neunziger Jahre. Psychologische Rundschau, 43, 132–162.
- Grawe, K., Donati, R. & Bernauer, F. (1994). Psychotherapie im Wandel: von der Konfession zur Profession. Göttingen: Hogrefe.
- Guba, E. G. & Lincoln, Y. S. (1994). Competing paradigms in qualitative research. In: Denzin, N. K. & Lincoln, Y. S. (Hrsg.), Handbook of qualitative research (S. 105–117). Thousand Oaks, Calif.: Sage Publications.
- Jacobi, F. & Kosfelder, J. (2000). Psychotherapieforschung. In: Jacobi, F. & Poldrack, A. (Hrsg.), Klinisch-psychologische Forschung: ein Praxishandbuch (S. 245–266). Göttingen: Hogrefe.
- Jacobi, F., Poldrack, A. & Hoyer, J. (2001). Qualitätssicherung in der ambulanten Psychotherapie: Probleme, Strategien, Optionen. In: Sturm, J. & Vogel, R. T. (Hrsg.), Neue Entwicklungen in Psychotherapie und Psychosomatik (S. 161–185). Lengerich: Pabst.
- Kirk, J. & Miller, M. L. (1986). Reliability and validity in qualitative research. Beverly Hills, Calif.: Sage Publications.
- Knoblauch, H. (2000). Zukunft und Perspektiven qualitativer Forschung. In: Flick, U., Kardorff, E. v. & Steinke, I. (Hrsg.), Qualitative Forschung: ein Handbuch (S. 623–632). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Köhler, M. (2006). Epikritische Katamnese bei Patienten mit Posttraumatischer Belastungsstörung: eine qualitative und quantitative Datenanalyse unter Berücksichtigung möglicher Erfolgs- und Misserfolgsscripte. Diplomarbeit, Universität zu Köln, Köln, Deutschland.
- Krause, R. (2000). Wissenschaftliche Grundlagen der Psychotherapie. In: Senf, W. & Broda, M. (Hrsg.), Praxis der Psychotherapie: ein integratives Lehrbuch: Psychoanalyse, Verhaltenstherapie, systemische Therapie, 2. Aufl. (S. 13–23). Stuttgart: Thieme.
- Leichsenring, F. (2007). Zur Frage empirisch bewährter Therapie: Befunde zur psychodynamischen Therapie. Zeitschrift für Psychotraumatologie, Psychotherapiewissenschaft, psychologische Medizin, 5(2), 25–37.
- Leuzinger-Bohleber, M. (1987). Veränderung kognitiver Prozesse in Psychoanalysen, Bd. 1: eine hypothesengenerierende Einzelfallstudie. Berlin: Springer.
- Lüders, C. (2003). Gütekriterien. In: Bohnsack, R., Marotzki, W. & Meuser, M. (Hrsg.), Hauptbegriffe qualitative Sozialforschung: ein Wörterbuch (S. 80–82). Opladen: Leske und Budrich.
- Mayring, P. (1999). Einführung in die qualitative Sozialforschung: eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags-Union.
- Mey, G. (2000). Qualitative Forschung und Prozeßanalyse: Überlegungen zu einer „Qualitativen Entwicklungspsychologie“. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 1(1), Art. 10.
Verfügbar unter <http://www.qualitative-research.net/fqs/>.
- Muche-Borowski, C. & Kopp, I. (2011). Wie eine Leitlinie entsteht. Zeitschrift für Herz-, Thorax- und Gefäßchirurgie, 25, 217–223.
- Petry, X. (2015). Zur Geltung von Erkenntnissen in der Psychotherapieforschung: Entwurf und exemplarische Erprobung eines Kriterienkatalogs. Marburg: Tectum.
- Schnapp, K.-U., Schindler, D., Gschwend, T. & Behnke, J. (2006). Qualitative und quantitative Zugänge: eine integrative Perspektive. In: Behnke, J., Gschwend, T., Schindler, D. & Schnapp, K.-U. (Hrsg.), Methoden der Politikwissenschaft: neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren (S. 11–26). Baden-Baden: Nomos.
- Seipel, C. & Rieker, P. (2003). Integrative Sozialforschung: Konzepte und Methoden der qualitativen und quantitativen empirischen Forschung. Weinheim: Juventa.
- Senf, W. & Broda, M. (Hrsg.) (2000). Praxis der Psychotherapie: ein integratives Lehrbuch: Psychoanalyse, Verhaltenstherapie, Systemische Therapie. Stuttgart: Thieme.
- Shedler, J. (2010). The efficacy of psychodynamic psychotherapy. American Psychologist, 65, 98–109.
- Stegmüller, W. (1969). Metaphysik, Wissenschaft, Skepsis, 2. Aufl. Berlin: Springer.
- Stegmüller, W. (1986). Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie: eine kritische Einführung, Bd. 2, 7. Aufl. Stuttgart: Kröner.

- Steinke, I. (1999). Kriterien qualitativer Forschung: Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung. Weinheim: Juventa.
- Steinke, I. (2005). Qualitätssicherung in der qualitativen Forschung. In: Kuckartz, U. (Hrsg.), Tagungsband zur CAQD 2005 (S. 9–20). Marburg: Institut für Erziehungswissenschaft, Philipps-Universität Marburg.
- Strauß, B. & Wittmann, W. W. (2000). Wie hilft Psychotherapie? In: Senf, W. & Broda, M. (Hrsg.), Praxis der Psychotherapie: ein integratives Lehrbuch: Psychoanalyse, Verhaltenstherapie, systemische Therapie, 2. Aufl. (S. 734–746). Stuttgart: Thieme.
- Strotzka, H. (Hrsg.) (1975). Psychotherapie: Grundlagen, Verfahren, Indikationen. München: Urban und Schwarzenberg
- Tress, W., Hildenbrand, G., Junkert-Tress, B. & Hartkamp, N. (1997). Zum Verhältnis von Forschung und Praxis in der analytischen Psychotherapie. In: Tschuschke, V., Heckrath, C. & Tress, W., Zwischen Konfusion und Makulatur: zum Wert der Berner Psychotherapie-Studie von Grawe, Donati und Bernauer (S. 86–105). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Tschuschke, V. & Czogalik, D. (Hrsg.) (1990). Psychotherapie – welche Effekte verändern? Zur Frage der Wirkmechanismen therapeutischer Prozesse. Berlin: Springer.
- Tschuschke, V., Heckrath, C. & Tress, W. (1997). Zwischen Konfusion und Makulatur: zum Wert der Berner Psychotherapie-Studie von Grawe, Donati und Bernauer. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Article inédit - Synthèse

Xenia Petry

De la validité des connaissances en recherche sur la psychothérapie

S'interroger sur la validité des connaissances d'une discipline scientifique passe nécessairement par l'examen de la validité scientifique de la discipline elle-même.

Les débats et discussions qui agitent actuellement la communauté scientifique à propos de l'objet de la «psychothérapie» (situation en février 2014) concerne notamment les aspects suivants: l'association allemande des sociétés scientifiques et médicales (AWMF), dans ses directives, définit surtout des critères diagnostiques et des grandes lignes thérapeutiques pour poser une indication et organiser un traitement en fonction des troubles relevant des soins médicaux, y compris psychiatriques et psychothérapeutiques. La politique sanitaire met l'accent sur l'assurance-qualité, la gestion de la qualité, la prévention et la rééducation, d'une part, pour prévenir les pathologies, d'autre part, pour accélérer la guérison et le retour au travail (cf. caisse professionnelle allemande des services sanitaires et aides sociales – BGW; union fédérale des médecins conventionnés de Rhénanie-du-Nord – KVNO). L'offre de services concrète, ainsi que les conditions de formation postgrade et de pratique pour les psychothérapeutes en tant que spécialistes sont essentiellement abordées dans les diverses chambres et associations professionnelles de psychothérapeutes (cf. la chambre fédérale allemande des psychothérapeutes – BPTK; la chambre des psychothérapeutes de Rhénanie-Du-Nord-Westphalie – NRW; la société allemande de psychanalyse, psychothérapie, psychosomatique et psychologie des profondeurs – DGPT; l'association allemande des psychothérapeutes – DPTV). Ce dernier point peut certainement être interprété en réaction à la question du coût des services psychothérapeutiques et de la limitation qui en découle pour la profession de psychothérapeute. La discussion porte également expressément sur la «psychothérapie en pratique» et s'attache, entre autres, à comprendre les troubles spécifiques – y compris les interventions spécifiques à un trouble (cf. Barwinski Fähr, 2005; Bering, 2011) – à effectuer de la recherche psychothérapeutique basée sur des preuves et à définir des facteurs ayant un effet spécifique en psychothérapie (Horowitz, 1986; Jacobi & Kosfelder, 2000; Shedler, 2010), ce qui s'inscrit dans un contexte où il s'agit d'apporter la preuve de l'efficacité, approche adoptée par diverses écoles thérapeutiques (cf. Grawe et al., 1994; Shedler, 2010).

Les aspects susmentionnés sont importants pour la science psychothérapeutique et il est indispensable d'en discuter, mais il est tout d'abord existentiel pour la « recherche en psychothérapie » d'approcher cet objet concret en partant d'une base scientifique. D'après l'auteure, les critères de validité et de qualité de la recherche en psychothérapie sont absents des points évoqués dans les discussions et dans les progrès réalisés en matière de connaissances. En fait, les connaissances tirées de la recherche en psychothérapie, par exemple sur la qualité des psychothérapies, sont nulles et sans effet pour la science psychothérapeutique si elles ne reposent pas sur des fondements s'illustrant par leur qualité. En d'autres mots plus simples : la qualité des recherches est le fondement même de l'évaluation de la qualité des connaissances. Le présent travail doit définir et établir ces fondements en matière de recherche en psychothérapie.

Ainsi les connaissances dans une discipline scientifique, en l'occurrence en science psychothérapeutique, ne sont valides, c'est-à-dire n'acquiescent une validité scientifique et une pertinence dans le domaine considéré, que lorsque les travaux de recherche respectent certains critères de qualité qui peuvent être développés et justifiés dans les présents travaux. L'auteure considère la logique de la psychothérapie selon Fischer (2007, 2008), ainsi que l'interprétation de la science psychothérapeutique en tant que discipline scientifique à part entière comme incontournables. Tout d'abord pour définir la validité scientifique, deuxièmement pour consolider la place de la science psychothérapeutique comme domaine d'étude, troisièmement pour attribuer à ce domaine des critères de validité scientifique afin d'étayer la qualité des connaissances acquises en matière de recherche psychothérapeutique dans le domaine de la « psychothérapie ».

Il faut donc, en premier lieu, percevoir le champ de la « psychologie » dans son sens scientifique théorique avant de pouvoir définir des critères d'évaluation des connaissances en recherche sur la psychothérapie qui conviennent à ce champ d'investigation. Le présent article justifie les critères généraux applicables à une science pour qu'à partir de cette base, on puisse définir des critères de qualité en matière de recherche en psychothérapie et même des critères de validité pour la science psychothérapeutique allant au-delà de la compréhension et de la nécessité d'une recherche qualitative en psychothérapie.

Originalarbeit

Kurt Greiner

Wenn der Penis auf dem Kopf sitzt: psychoanalytische Symboldeutung und logopoietische Hermeneutik

Zusammenfassung: Mit der Erfindung seiner Interpretationsdisziplin Psychoanalyse ist Sigmund Freud gewiss ein genialer Wurf gelungen. Radikale Psychoanalyse-Skeptiker scheinen diese Gewissheit allerdings in Frage zu stellen, indem sie psychoanalytische Symboldeutungen als grobe Verirrung oder gar als Unsinn bezeichnen. Die Behauptung, bei diesem speziellen Interpretationswissen handle es sich um hermeneutisch gewonnene Erkenntnisse kausalanalytischer Art, dient vielen Psychoanalyse-Apologeten daraufhin zur Verteidigung des wissenschaftlichen Werts psychoanalytischer Auslegungen. Obschon der wissenschaftstheoretische Beobachter von heute keinerlei Veranlassung sieht, die Grandiosität der Freud'schen Leistung zu bezweifeln, warnt er vor dem problematischen Bild einer hermeneutischen Ursachenforschung, weil diese Begriffskombination eine „*contradictio in adiecto*“ darstellt. Da Hermeneutik und Kausalanalyse per definitionem nicht zusammenpassen, lautet der hier zur Diskussion gestellte Alternativvorschlag: Über psychoanalytische Deutungsarbeit, die eine logopoietische Praxis des heilungsfördernden Textverwebens repräsentiert, wird ein versteh- und damit handhabbares Sinnprodukt geschaffen, welches für die weitere therapeutische Verwertung zur Verfügung steht.

Schlüsselwörter: psychoanalytische Symboldeutung, sinngenerierende Textwissenschaft, logopoietische Hermeneutik, psychonarrative Netze, Sinnofferten.

When the penis sits on the head: psychoanalytical symbol interpretation and logo-poetical hermeneutics

Summary: Sigmund Freud with the invention of his Psychoanalysis interpretation discipline has certainly achieved an ingenious success. Radical sceptics of psychoanalysis appear to question this certainty, in that they describe psychoanalytical symbol interpretation as a crass aberration or even as outright nonsense.

The claim that this special interpretative knowledge deals with *hermeneutically gained knowledge of a causal nature*, serves as a defence for many psychoanalysis apologists of the scientific value of psychoanalytic interpretations.

Although the modern scientific theory-based observer sees no reason to challenge the grandiosity of the Freudian achievement, he warns about the problematic image of hermeneutic causal research because this represents a conceptual combination of a “*contradictio in adiecto*”.

Hermeneutic and causal analyses by definition do not fit together. Here an alternative suggestion is put forward for discussion: through psychoanalytical interpretation which represents *a healing logo-poetical practice of working with interweaving texts*, so creating an understandable and meaningful product which is available for the continuing therapeutic application.

Keywords: Psychoanalytic symbol interpretation, the science of meaning generating texts, logo-poetic hermeneutics, psycho-narrative nets, offers of meaning

Quando il pene si trova sulla testa: interpretazione psicoanalitica dei simboli ed ermeneutica logopoietica

Riassunto: Con l'invenzione della sua disciplina interpretativa, la psicoanalisi, Sigmund Freud ha sicuramente fatto centro. Gli scettici più radicali della psicoanalisi sembrano tuttavia mettere in dubbio questa certezza definendo l'interpretazione psicoanalitica dei simboli un mero traviamiento o addirittura un'assurdità. L'affermazione, secondo la quale questo particolare sapere interpretativo rappresenterebbe delle cognizioni ermeneutiche di tipo analitico-causale, viene utilizzata da molti apologeti della psicoanalisi per difendere il valore scientifico delle esposizioni psicoanalitiche. Nonostante l'osservatore contemporaneo della teoria scientifica non abbia alcun motivo per dubitare della grandiosità dell'opera freudiana, egli mette in guardia dall'immagine problematica di una ricerca ermeneutica delle cause, perché la combinazione di questi concetti rappresenta una “*contradictio in adiecto*”. Poiché ermeneutica e analisi della causalità non sono coniugabili per definizione, la proposta alternativa qui discussa è la seguente: attraverso il lavoro di interpretazione psicoanalitico, che rappresenta una pratica logopoietica di tessitura del testo volta a favorire la guarigione, viene creato un prodotto sensato comprensibile e a disposizione di ulteriori utilizzazioni terapeutiche.

Parole chiave: Interpretazione psicoanalitica dei simboli, scienza testuale generante un senso, ermeneutica logopoietica, reti psiconarrative, offerte di senso.

Sigmund Freud psychoanalysiert einen Traum

In seinem epochemachenden Werk „Die Traumdeutung“ (Erstveröffentlichung 1900), dem Klassiker der psychoanalytischen Literatur schlechthin, präsentiert Sigmund Freud u. a. auch mehrere Interpretationen, anhand derer er illustriert, wie die Verwendung von Symbolen in Träumen funktioniert. In der Analyse, die mit „Der

Hut als Symbol des Mannes“ betitelt ist und hier vorgestellt werden soll, setzt sich Freud (1942, S. 364 f.) auf psychoanalytische Weise mit der folgenden Sequenz „aus dem Traum einer jungen, infolge von Versuchsangst agoraphobischen Frau“ auseinander.

„Ich gehe im Sommer auf der Straße spazieren, trage einen Strohhut von eigentümlicher Form, dessen Mittelstück nach oben aufgebogen ist, dessen Seitenteile nach abwärts hängen (Beschreibung hier stockend), und zwar so, dass der eine tiefer steht als der andere. Ich bin heiter und in sicherer Stimmung, und wie ich an einem Trupp junger Offiziere vorbeigehe, denke ich mir: Ihr könnt mir alle nichts anhaben.“

Da sie zu dem Hut im Traume keinen Einfall produzieren kann, sage ich ihr: Der Hut ist wohl ein männliches Genitale mit seinem emporgerichteten Mittelstück und den beiden herabhängenden Seitenteilen. Dass der Hut ein Mann sein soll, ist vielleicht sonderbar, aber man sagt ja auch: ‚Unter die Haube kommen!‘ Absichtlich enthalte ich mich der Deutung jenes Details über das ungleiche Herabhängen der beiden Seitenteile, obwohl gerade solche Einzelheiten in ihrer Determinierung der Deutung den Weg weisen müssen. Ich setze fort: Wenn sie also einen Mann mit so prächtigem Genitale hat, braucht sie sich vor den Offizieren nicht zu fürchten, d. h. nichts von ihnen zu wünschen; da sie sonst wesentlich durch ihre Versuchsphantasien vom Gehen ohne Schutz und Begleitung abgehalten wird. Diese letztere Aufklärung ihrer Angst hatte ich ihr schon zu wiederholten Malen, auf anderes Material gestützt, geben können.

Es ist nun sehr beachtenswert, wie sich die Träumerin nach dieser Deutung benimmt. Sie zieht die Beschreibung des Hutes zurück und will nicht gesagt haben, dass die beiden Seitenteile nach abwärts hängen. Ich bin des Gehörten zu sicher, um mich beirren zu lassen, und beharre dabei. Sie schweigt eine Weile und findet dann den Mut, zu fragen, was es bedeute, dass bei ihrem Manne ein Hoden tiefer stehe als der andere, und ob es bei allen Männern so sei. Damit war dies sonderbare Detail des Hutes aufgeklärt und die ganze Deutung von ihr akzeptiert.

Das Hutsymbol war mir längst bekannt, als mir die Patientin diesen Traum mitteilte. Aus anderen, aber minder durchsichtigen Fällen glaubte ich zu entnehmen, dass der Hut auch für ein weibliches Genitale stehen kann (...).“

Pseudowissenschaftliche Verirrung oder hermeneutische Ursachenforschung?

Kopfschüttelnd verurteilen radikale Psychoanalyse-Skeptiker derartige Symboldeutungen in Bausch und Bogen. Ihrer Ansicht nach hätte das nichts mit seriösen Interpretationsbemühungen zu tun, sondern ausschließlich mit fehlgeleiteten Fantasien und mit pseudowissenschaftlichen Verirrungen. Psychoanalyse-Apologeten versuchen daraufhin, den wissenschaftlichen Wert von psychoanalytischen Symboldeutungen zu verteidigen. Zu Rechtfertigungszwecken bringen sie dabei nicht selten jenes Argument ins Spiel, wonach es sich bei psychoanalytischen Interpretationsleistungen um hermeneutisch gewonnenes Wissen kausalanalytischer Art handle, d. h. um ein Wissen, das zwar mithilfe hermeneutischer Bemühungen erzielbar sei, gleichzeitig aber im Dienste der Suche nach der Ursache seelischen Leidens stünde.

Damit sind zwei antagonistische Standpunkte artikuliert, die sich beide auf die Qualität von psychoanalytischer Deutungspraxis beziehen. Sieht die eine Position hier nichts als pseudowissenschaftlichen Unsinn am Werk, so widerspiegelt sich darin für das andere Lager eine Wissenschaftsform, die sich als hermeneutische Ursachenforschung bezeichnen ließe. Welche der beiden Seiten wohl recht hat?

Für den wissenschaftstheoretischen Beobachter von heute steht zunächst einmal außer Zweifel, dass Sigmund Freud mit der Erfindung seiner Interpretationsdisziplin Psychoanalyse eine geniale Höchstleistung vollbracht hat. Psychoanalytische Verfahrensweisen repräsentieren garantiert keine Verirrungen oder Unsinnigkeiten, sondern sind nützliche psychotherapeutisch-wissenschaftliche Instrumentarien. Allerdings ist bei wissenschaftskulturellen Zuordnungs- und Bestimmungsversuchen, die sich auf den psychoanalytischen Ansatz richten, höchste Vorsicht geboten. Gerade im Zuge einer Defensivargumentation gilt es, ganz besonders achtsam vorzugehen, um sich nicht in einen methodisch-terminologischen Widerspruch zu manövrieren. Genau das passiert aber, wenn man in psychoanalytischen Auslegungsergebnissen hermeneutisch gewonnenes Wissen kausalanalytischer Art zu erkennen meint. Die Lesart von Psychoanalyse als hermeneutischer Ursachenforschung ist mit Sicherheit eine verhängnisvolle. Mit dieser Strategie steuert man nämlich unweigerlich auf eine argumentative Sackgasse zu, weil dabei ausgeblendet wird, dass sich über hermeneutische Erkundungen per definitionem keine Wahrheit im naturwissenschaftlichen Sinne ausfindig machen lässt (Dilthey, 1970; Heidegger, 1993; Gadamer, 1960; Habermas, 1968).

Eine basale wissenschaftskulturelle Differenz sollte niemals aus dem Blick geraten: Ursachenfindung ist das zentrale Motiv naturwissenschaftlicher Investigationen; hermeneutischen Bemühungen geht es jedoch um Konstruktion, Rekonstruktion, Dekonstruktion, Transformation etc. von Sinngehalten. Das heißt, in der Herme-

neutik geht es letztlich immer um Sinnverstehen und nicht um Entdeckung und Freilegung von speziellen Ursachen, die bestimmten Wirkungen (Ereignissen, Phänomenen) naturgesetzbedingt zugrunde liegen mögen. Hier sind zwei gänzlich verschiedene und insofern auch unvereinbare Ambitionen des Forschens am Werk.

Naturwissenschaftliche Forschungsziele versus geisteswissenschaftliche Erkenntnisinteressen

Seit jeher wird naturwissenschaftliches Denken und Forschen vom „methodischen Postulat“ des „Kausalprinzips“ geleitet, demzufolge es „jederzeit nach Ursachen bzw. Gesetzen (in verschärfter Fassung: jederzeit nach determinierenden Ursachen bzw. deterministischen Gesetzen) zu suchen“ (Krüger & Rheinwald, 1980, S. 327) gilt. So gesehen kann das Paradigma des kausalanalytischen Erklärens von Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen, welches übrigens den methodologischen Rahmen für die konkrete Schaffung nomothetischen Wissens in sämtlichen empirisch-quantitativen Forschungsdisziplinen (Medizin, Sozialwissenschaften) aufspannt, als das charakteristischste Merkmal der modernen Naturwissenschaften begriffen werden (Holzkamp, 1995; Jandl, 2010).

Von der naturwissenschaftlichen Strategie des „kausalanalytischen Erklärens“ unterscheidet sich bekanntlich die geisteswissenschaftliche Taktik des „hermeneutischen Verstehens“, welches sich auf die „Erfassung sinnvoller menschlicher Lebensäußerungen“ richtet und „primär bezogen (ist) auf *Ausdruck* (auf Zeichen, Sprache, Symbol, Handlung) und auf seine *Bedeutung*“ (List, 1980, S. 673). Wissenschaftsgeschichtlich betrachtet lassen sich die „verstehenden Geisteswissenschaften“ den „erklärenden Naturwissenschaften“ insofern gegenüberstellen, als „sich die Geisteswissenschaften auf einzelne Ereignisse und Handlungen von Menschen in Gegenwart und Vergangenheit beziehen, die sie zunächst zu beschreiben und deren Sinn sie sodann zu verstehen versuchen, während die Naturwissenschaften Ereignisse der objektiven Welt in allgemeine, ‚Gesetze‘ genannte Zusammenhänge einzuordnen und so kausal zu erklären unternehmen“ (Zimmerli, 1992, S. 89f.).

Um eine Spur noch deutlicher wird die Kluft zwischen naturwissenschaftlichen Untersuchungsambitionen und geisteswissenschaftlichen Erkenntnisinteressen durch jene objektzentrierte Überlegung, wonach in hermeneutischen Forschungsterrains der „Analysegegenstand der in einem sozialen Kontext lebende und handelnde Mensch ist, das soziale Individuum, dessen Handeln mit Sinn, mit Bezug auf andere versehen ist; dieses Handeln muss verstanden werden. Somit bedarf auch seine wissenschaftliche Analyse einer anderen Methode. (Die naturwissenschaftlichen und zum Gegenstand der Analyse gemachten Phänomene müssen eben erklärt werden; verstehen – im Sinne einer Erfassung ihrer ‚Motivation‘ – ist nicht möglich.) Nicht die generelle, hinter dem Handeln vermutete Gesetzmäßigkeit – die es so nicht gibt –, sondern die für das Verstehen notwendigen Motive sind entscheidend“ (Lamnek, 1995, S. 14).

Selbstverständlich haben jene Kriterien, welche in den Naturwissenschaften zur Beurteilung der Angemessenheit, der Korrektheit, d. h. der „Wahrheit“ von erzielten Aussagen über den Forschungsgegenstand herangezogen werden (z. B. Korrespondenztheorie der Wahrheit), für die Bewertung der Richtigkeit von hermeneutisch-sinnverstehenden Erkenntnissen keinerlei Funktion. Worin unterscheidet sich dann aber eine richtige von einer falschen Interpretation? Aus wissenschaftstheoretischer Sicht gilt diejenige Deutung als angemessen, „die alles vorhandene einschlägige Wissen über das zu interpretierende Dokument in einen kohärenten – logisch und inhaltlich stimmigen – Zusammenhang bringt und so seinen Sinn konstruiert. Ein Korrespondenz- (oder Adäquatheits-) Kriterium der Wahrheit ist hier untauglich, weil es keinen Sinn ‚an sich‘ des Dokumentes neben und außerhalb des durch die Interpretation konstruierten Sinnes gibt, so dass zwei Sinne zu unterscheiden, zu vergleichen oder gar zu verschmelzen wären“ (Geldsetzer, 1992, S. 136).

Hiermit wird offensichtlich, dass die Idee von der einen und einzig wahren Interpretation, Deutung oder Auslegung in hermeneutischen Forschungskontexten prinzipiell unangebracht ist. Die ambitionierte Suche nach der korrekten Einsicht in die naturgesetzlich bedingte Wahrheit, die vergleichsweise in naturwissenschaftlichen Untersuchungszusammenhängen eine Rolle spielen mag, ist im wissenschaftskulturellen Rahmen des Hermeneutischen, des sinnschaffenden und sinnverstehenden Analysierens und Erkundens von vorneherein fehl am Platz.

Hermeneutisches Unternehmen mit naturalistischem Identitätsproblem

Vor dem Hintergrund der bisher geführten Diskussion über die methodologischen Grundunterschiede zweier Wissenschaftskulturen konstatiert der wissenschaftstheoretische Beobachter: Psychoanalytische Symboldeutung ist alles andere als pseudowissenschaftliche Verrücktheit oder Schwachsinn. Aufgrund ihres hermeneutischen Erkenntnisinteresses hat sie aber auch nichts mit Ursachenforschung in naturwissenschaftlicher Manier zu tun, der es um die Aufdeckung der Wahrheit geht. Vielmehr bewegt sich psychoanalytische Symboldeutung jenseits von Wahrheit und Nonsens.

Tatsächlich muss sich die Psychoanalyse, sofern sie sich selbst als genuin hermeneutisch verfahrenende Forschungs- und Praxisform definieren möchte, endlich von ihrer hartnäckigen Fixierung auf das kausal-analytische Forschungsselbstbild befreien, das seinerseits auf einem hochproblematischen naturalistischen Wissenschaftsselbstverständnis basiert. Methodisch-systematisches Sinnschaffen und Sinnverstehen (Hermeneutik) ist vermutlich das wertvollste Erkenntnisinstrumentarium im therapeutischen Kontext, es erwirkt aber mitnichten die Entschlüsselung der Ursache für seelisches Leid. Darüber hinaus darf man nicht vergessen: Eine Psychoanalyse im Geiste des Naturalismus bleibt – ungeachtet der hier verhandelten Thematik, dass Kausalanalyse und Hermeneutik nicht zusammenpassen – auch weiterhin der wohlbekanntem und vernichtenden wissenschaftsphilosophischen Kritik des 20. Jahrhunderts gnadenlos ausgeliefert. Positivistisch-empiristische sowie kritisch-rationalistische Denker und Gelehrte führten im vorigen Jahrhundert die Abgrenzungskriterien der Verifikation und der Falsifikation ein, um wissenschaftliche von unwissenschaftlichen oder kognitiv sinnlosen Aussagen unterscheiden zu können. Die „Unwissenschaftlichkeit der Psychoanalyse“ zeigte sich schließlich im Umstand, dass psychoanalytische Sätze weder auf verifizierende noch auf falsifizierende Weise überprüfbar sind (Ellenberger, 1985; Popper, 1963; Grünbaum, 1988).

Die naturalistische Identität, die der Psychoanalyse im vorigen Jahrhundert zum philosophischen Verhängnis wurde und an der insbesondere in neuropsychanalytischen Kreisen (Kaplan-Solms & Solms, 2005; Kandel, 2006) nach wie vor eisern festgehalten wird, hat nicht zuletzt mit der naturwissenschaftlichen Sozialisation des Mediziners Sigmund Freud zu tun. An dieser Stelle setzt auch jene wohlbekanntem Kritik (nach J. Habermas) an, wonach „Freuds wissenschaftstheoretisches Selbstverständnis auf einem szientistischen Missverständnis der Eigenart der Psychoanalyse“ basiere. Bei der psychoanalytischen Herangehensweise handle es sich gerade nicht um eine naturwissenschaftliche, sondern vielmehr um „eine ‚tiefenhermeneutische‘ Disziplin, die versuche, in entstellten ‚Texten‘ (neurotischen Symptomen), Träumen usw. einen Sinn zu finden.“ So gesehen hätte „Freud eine spezielle entmystifizierende ‚Tiefenhermeneutik‘ oder Interpretationstechnik entwickelt, um eine systematisch verzerrte Kommunikation zu verstehen und aufzuheben“ (Skirbekk & Gilje, 1993, S. 758 f.).

Seitdem die Diskussion über die epistemologische Selbstverknennung der Psychoanalyse in Schwung gekommen ist, warnen Philosophen und Wissenschaftstheoretiker immer wieder aufs Neue vor dem fatalen Irrglauben, man könne mit psychoanalytischen Mitteln die Natur der Psyche erforschen, um endlich deren wahre Struktur zu verstehen. „Zweifellos hat Freud sich in jüngeren Jahren naturwissenschaftlich so verstanden, dass er eine Art Seelenmechanismus darstellt, dass er eine Art Seelenmechanismus gefunden hat. Dass er gefunden hat, wie die Seele, was immer das auch ist, die Seele einschließlich des Unbewussten, funktioniert.“ Das aber sei ein grober Fehler. Begreift sich nämlich „die Psychoanalyse (...) als Wissenschaft in diesem Sinn (...), als Wissenschaft, die einen Seelenmechanismus darstellt, so versteht sie sich falsch“, eben weil sie „nicht das Seelenleben oder die Ursache für ein bestimmtes Verhalten (beschreibt)“ (Wallner, 1996, S. 350 f. und 356).

De facto seien psychoanalytische Aktivitäten in der Art einer hermeneutisch-zirkulären Wissenschaft strukturiert. Im Unterschied aber zum klassischen Zirkelprozess des historischen Fragens und Forschens käme beim psychoanalytisch-hermeneutischen Zirkel „die Unterbrechung durch praktische Aktivitäten und Einflüsse zustande“, was zum Beispiel dann der Fall wäre, wenn sich der Klient „als geheilt betrachtet oder Aktivitäten setzt, die diese zirkuläre Bewegung des Psychotherapeuten als unnötig erscheinen lassen. Die Unterbrechung der zirkulären Aktivität ist durch die Praxis gegeben, anders als beim hermeneutischen Zirkel, der eine endlose Annäherung an eine Form von Einsicht oder Wahrheit ist. Wir dürfen nicht vergessen, dass die Psychotherapie das Ziel verfolgt, das Leben des Klienten zu verbessern, was dazu führt, dass der hermeneutische Zirkel unterbrochen wird, sobald dieses Ziel erreicht ist“ (Wallner, 2002, S. 252).

Erst im Lichte dieser vorgeordneten therapeutisch-pragmatischen Zielorientierung zeigt sich der legitime Erkenntnisanspruch der Psychoanalyse. Die zentrale Aufgabe der psychoanalytisch-therapeutischen Unternehmung bestehe nämlich darin, „eine Vielzahl von menschlichen Aktivitäten – und im weitesten Sinn auch seelischen Aktivitäten – überblickbar zu machen. Die Psychoanalyse beschreibt nicht, wie das Seelenleben wirklich ist, sondern sie macht seelische Vorgänge überblickbarer, als sie in ihrer lebensweltlichen Deutung sind. Natürlich haben wir die seelischen Vorgänge lebensweltlich immer schon gedeutet, aber diese Deutung bereitet für einige Menschen Schwierigkeiten. Manche bekommen durch die lebensweltliche Deutung ihres Seelenlebens seelische Krankheiten. Phobien, Zwänge oder andere seelische Krankheiten entstehen durch missglückte lebensweltliche Deutungen von seelischen Vorgängen. Soweit wir gesund sind, haben wir unsere seelischen Vorgänge lebensweltlich im Griff“ (Wallner, 2002, S. 253 f.).

Psychoanalytische Interpretation abseits der geisteswissenschaftlichen Tradition

Obwohl es heute in der Psychoanalyse einerseits immer noch naturalistische Hardliner gibt, die keinesfalls nur dem neuropsychanalytischen Lager entstammen, hat sich andererseits seit längerem schon die Einsicht durchgesetzt, dass es im psychotherapeutischen Tun doch wesentlich „um das hermeneutische Erfassen der Individualität des Seelischen“ geht und „das subjektive Erleben des Patienten (...) zentraler Gegenstand“ (Wagner, 1996, S. 244) therapeutischen Erkundens ist. Die „geisteswissenschaftliche Dimension der Psychotherapie“ müsse dabei insofern noch deutlicher ins Zentrum des therapeutischen Methodenbewusstseins rücken, als sich diese spezielle Form der Heilbehandlung doch „mit Texten (befasst), das heißt mit Lebensgeschichten bzw. Ausschnitten daraus – und Texte bedürfen der Interpretation“ (Rieken, 2015, S. 153). Gerade diese Forderung nach einer grundlegenden Besinnung auf die geisteswissenschaftliche Verankerung der Psychotherapie scheint jedoch mit einer enormen wissenschaftskulturellen Hürde verknüpft zu sein, die am psychoanalytischen Symbolbegriff besonders deutlich in Erscheinung tritt. Die Problematik, die hierbei sichtbar wird, hänge „mit dem janusköpfigen Antlitz der Psychoanalyse zusammen, nämlich einerseits verstehend-hermeneutisch mit Patienten umzugehen, gleichzeitig aber ihre Aussagen in ein enges Interpretationskorsett zu zwingen, wie es für die Geisteswissenschaften mit ihrem multiperspektivischen Verstehens-Horizont vollkommen untypisch wäre (...)“ (Rieken, 2012, S. 101).

Dieses Statement trifft voll ins Schwarze. Es stimmt, dass die Symboldeutungspraxis der Psychoanalyse nicht in Einklang zu bringen ist mit dem konventionellen Verständnis von geisteswissenschaftlicher Hermeneutik. Das Spezifikum des psychoanalytischen Interpretationsprogramms, das es vom geisteswissenschaftlichen Standpunkt aus zu kritisieren gilt, lässt sich allerdings auch unter einem positiven Vorzeichen betrachten. Von einem instrumentalistisch gewendeten Gesichtspunkt aus beurteilt wird z. B. der technisch-funktionale Wert eines „engen Interpretationskorsetts“ für die hermeneutische Produktion von Sinn erkennbar. In dieser Perspektive zeigt sich nämlich, „wie die theoretischen Konzepte der einzelnen Schulen die Wahrnehmungsperspektive festlegen und das Beobachtbare selektiv eingrenzen: In Korrespondenz mit den theoretischen Inhalten wird das Beobachtete akzentuiert und strukturiert. Genau das stellt die Leistung dieser theoretischen Modelle dar: Sie strukturieren die Wahrnehmung des Therapeuten und ermöglichen ihm so ein konsistentes Handeln, sie stellen die Matrix zur Verfügung, mit der die Individualität, das subjektive Erleben des Patienten angemessen erfasst werden kann und gewährleisten die Kommunizierbarkeit, Nachvollziehbarkeit und Kritisierbarkeit therapeutischer Modelle“ (Wagner, 1996, S. 244 f.).

In dieser Argumentation artikuliert sich eine postmoderne Geisteshaltung, die „vom Wahrheits- und Objektivierungsparadigma“ definitiv Abschied genommen hat und sich stattdessen für „Konstruktion und Dekonstruktion unterschiedlicher Wirklichkeitssichten“ interessiert. Die vielen verschiedenen Modelle, Konzepte und Theorien der psychoanalytischen Ansätze, die von einem dementsprechenden Blickwinkel aus dann nur mehr unter dem pragmatischen Aspekt ihrer psychotherapeutischen Nützlichkeit zu bewerten sind, „können als Narrative verstanden werden, die dabei helfen, die Eindrücke aus der therapeutischen Situation zu ordnen und so dem Therapeuten ein rationales und konsistentes Handeln ermöglichen. Sie erheben eo ipso keinen letztgültigen Erkenntnisanspruch, sondern stellen (Handlungs-)Anweisungen dar, die therapeutischen Phänomene auf eine je spezifische Weise zu strukturieren“ (Wagner, 1996, S. 243).

Die Diskussion zusammenfassend soll nun festgehalten werden, dass die Psychoanalyse weder als eine wissenschaftliche Verirrung noch als eine kausalanalytische Wissenschaft, sondern als eine hermeneutisch operierende Forschungs- und Praxisrichtung zu begreifen ist (Wallner, 1996, 2002), der es um das subjektive Erleben des Patienten und damit um die Erkundung der Individualität des Seelischen (Wagner, 1996) geht. Gleichzeitig aber widersprechen die hermeneutischen Prinzipien des Psychoanalysierens der traditionellen Auffassung von geisteswissenschaftlicher Hermeneutik (Rieken, 2012), weshalb psychoanalytisches Forschen auch nicht mit dem klassischen Hermeneutik-Begriff verstanden werden kann. Der Frage, wie sich denn nun die psychoanalytischen Praxen des Interpretierens und Sinndeutens wissenschaftstheoretisch schlüssig konzeptualisieren lassen, soll mit einem Vorschlag begegnet werden, den es im Folgenden sukzessive zu entfalten gilt.

Von den Sinn-rekonstruierenden Geisteswissenschaften zur Sinn-generierenden Textwissenschaft

Den Ausgangspunkt für einen Bestimmungsversuch von psychoanalytischer oder psychodynamischer und tiefenpsychologischer Hermeneutik bildet dabei jenes zentrale Argument, das bereits ins Feld geführt wurde und an dieser Stelle deshalb wiederholt werden soll, weil es sowohl das objekt- als auch das methodenspezifisch Grundlegendste auf den Punkt bringt: Jede Form von Psychotherapie befasst sich „mit Texten, das heißt mit Lebensgeschichten bzw. Ausschnitten daraus – und Texte bedürfen der Interpretation“ (Rieken, 2015, S. 153). Damit ist aber auch schon zweierlei klar gesagt – nämlich erstens, dass das psychoanalytische Forschungsobjekt

stets Text ist, und zweitens, dass die psychoanalytische Forschungsmethode insofern gar keine andere sein kann als eine interpretatorische, auslegende, ausdeutende, d. h. genuin hermeneutische. Daran besteht also keinerlei Zweifel. Die Frage ist jetzt vielmehr, was für eine besondere Art von Hermeneutik die Psychoanalyse repräsentiert, da sie sich ja der konventionellen Lesart von geisteswissenschaftlicher Hermeneutik zu widersetzen scheint.

Tatsächlich wäre es aus wissenschaftstheoretischer Sicht zunächst einmal ratsam, bei der Betrachtung der Funktionsweisen sämtlicher psychodynamischer und tiefenpsychologischer Wissenschaftskulturen (Psychoanalyse, Freud; Individualpsychologie, Adler; analytische Psychologie, Jung etc.) Abstand vom klassischen Begriffsverständnis der Hermeneutik zu nehmen, das auf den Aspekt der Sinn-Rekonstruktion rekurriert, und stattdessen den Aspekt des Sinn-Generierens in den Vordergrund zu heben. Wem es gelingt, sich von der Auffassung zu distanzieren, im Hermeneutischen ginge es ausschließlich um das Auffinden und Entdecken, das Aufzeigen und Sichtbarmachen, das Nachzeichnen und Erfassen, das Entschlüsseln und Enthüllen eines zwar verborgenen, aber potenziell vorhandenen Sinns, der gewinnt eine erweiterte Perspektive auf Hermeneutik. Geht es doch im Hermeneutischen sehr wohl auch um das Erschaffen und Erfinden, das Herstellen und Produzieren, das Kreieren und Konstruieren eines noch nicht vorgefertigten Sinns, eines gänzlich neuen Sinns also, den es im Zuge schöpferischer Ausdeutungsprozesse überhaupt erst zu bilden und zu gestalten gilt. Jene Praxisform von Hermeneutik, in der systematisch neue Sinngehalte ins Leben gerufen werden (Logo-Poiesis), soll logopoietische Hermeneutik heißen.

Da er nicht schlüssig gelingen kann, sollte der wissenschaftstheoretische Versuch, psychodynamische und tiefenpsychologische Forschungsansätze methodologisch-strukturell den hermeneutisch-sinnrekonstruierenden Geisteswissenschaften zuzuordnen, besser unterlassen werden. Mehr Aussicht auf Erfolg scheint die Alternative zu bieten, Forschungsansätze der psychodynamischen und tiefenpsychologischen Art als verschiedenartige Formen einer hermeneutisch-sinngenerierenden oder logopoietischen Textwissenschaft zu bezeichnen. Was genau damit gewonnen ist, die differenten Praxen der Psychoanalyse mit der neo-terminologischen Etikette einer logopoietischen Textwissenschaft zu versehen, das wird der nächstfolgende Schritt dieses Bestimmungsvorgangs zeigen, in dem es das Basisschema der logopoietischen Operationsmodi zu untersuchen gilt. Dabei ist zu klären, wie die innerhalb der einzelnen psychodynamischen und tiefenpsychologischen Programme je konkret funktionierenden Prozesse des schöpferischen Ausdeutens, in deren Verlauf gänzlich neue Sinngehalte gebildet und gestaltet werden, wissenschaftstheoretisch-konzeptuell zu fassen sind.

Logopoietische Hermeneutik als Praxis des heilungsfördernden Textverwebens

Um die besondere hermeneutische Struktur definitorisch auf den Nenner zu bringen, welche den diversen psychoanalytischen Praxisformen des methodisch-systematischen Sinn-Generierens, d. h. des logopoietischen Textwissenschaftens, zugrunde liegt und diese gleichsam charakterisiert, soll – die bisherigen theoretischen Erörterungen mit einbeziehend – an vorgängige Versuche angeknüpft werden, psychoanalytische oder psychodynamische und tiefenpsychologische Forschung auf einer kulturkonstruktivistischen Basis wissenschaftstheoretisch zu fundieren (Greiner, 2007, 2012). Bloß setzt im Unterschied zu diesen bereits existierenden Verortungsversuchen der nun folgende Vorschlag mithilfe der Spinnen-Metapher (Netz, verweben) an und definiert psychodynamische und tiefenpsychologische Hermeneutik als polykonzeptuelle Praxis des heilungsfördernden Textverwebens. In dieser speziellen textwissenschaftlichen Perspektive werden psychodynamische und tiefenpsychologische Aktivitäten mithin lesbar als vielgestaltige Interpretationspraxen, die sich darum bemühen, problematische Kliententexte in psychonarrative Netze logopoietisch hinein zu verweben: Leidvolle Erfahrungsmomente der Fragwürdigkeit, Schwerverständlichkeit oder Unverständlichkeit im persönlichen Erlebenszusammenhang (problematische Kliententexte) können verstehbar und damit handhabbar gemacht werden über deren logopoietische Einbindung (Textverweben) in je schulenspezifische Erzählmodi (psychonarrative Netze) innerhalb des interaktiven Beziehungsrahmens zwischen Klient(in) und Therapeut(in), was von heilungsfördernden Effekten begleitet wird.

Die in dieser Konzeptualisierung entwickelten Begriffsfiguren lassen sich wie folgt näher bestimmen:

- *Polykonzeptuelle Praxis des logopoietischen Hineinverwebens.* Die methodendefinierende Begriffsfigur der polykonzeptuellen Praxis des logopoietischen Hineinverwebens ersetzt die konventionellen interpretatorischen Ambitionen des Aufdeckens konfliktverursachender Konstellationen, des Entschlüsseln verborgener Sinngehalte, des Enthüllens verdeckter Bedeutungskomplexe etc. und verweist auf jenen schöpferischen Aspekt von hermeneutischer Aktivität, bei dem es um Erfindung, Generierung und Produktion von Sinn- und Bedeutungszusammenhängen geht.

- *Problematische Kliententexte.* Die objektdefinierende Begriffsfigur der problematischen Kliententexte, die den hochkomplexen Gegenstandsbereich psychodynamischen und tiefenpsychologischen Erkundens benennt, bezieht sich auf sämtliche Äußerungsformen, Ausdrucksgestalten und Mitteilungsfiguren vonseiten der hilfe- oder unterstützungssuchenden Person im therapeutischen Kontext, denen der Aspekt des Unklaren, des Irritierenden oder des Konfusen anhaftet.
- *Psychonarrative Netze.* Die theoriendefinierende Begriffsfigur der psychonarrativen Netze nimmt Bezug auf die speziellen Lehren, Konzepte und Modelle vom Psychischen, wie z. B. die Psychoanalyse (Freud), die Individualpsychologie (Adler), die analytische Psychologie (Jung) etc.

Über den Weg einer Begriffspräzisierung gilt es jetzt, den spezifischen Gebrauchszusammenhang der Termini technisch im Rahmen dieser Definition Schritt für Schritt abzustecken.

Unter dem theoriendefinierenden Terminus der psychonarrativen Netze sind die mannigfaltig existierenden differenzierten Weisen des Sprechens über das Psychische, d. h. die vielfältigen professionellen Erzählungen über das menschliche Seelenleben, zu verstehen. Mit und in diesen spezifischen Fachsprachen oder Sprachspielen (nach L. Wittgenstein), die als mehr oder weniger komplex konzipierte Erzählgewebe vorliegen, werden Psyche, Psychisches, Seelenleben, Psychodynamik etc. überhaupt erst als textwissenschaftlich relevante Entitäten generiert, konstruiert und strukturiert. Zu den bekanntesten psychonarrativen Netzen zählen die psychodynamischen/tiefenpsychologischen Theorien und Lehren von Sigmund Freud (Psychoanalyse), Alfred Adler (Individualpsychologie) und Carl Gustav Jung (analytische Psychologie). Neben diesen prominenten Beispielen gibt es heute freilich eine Vielzahl von weiteren mehr oder weniger elaborierten psychonarrativen Netzen. Aus wissenschaftstheoretischen Gründen ist es im Zusammenhang mit psychonarrativen Netzen dabei völlig uninteressant, ob eine empirisch-systematische Überprüfung ihrer Inhalte funktioniert, d. h., ob eine wissenschaftliche Verifikation oder Falsifikation von aufgestellten Behauptungen und Satzzusammenhängen gelingt. Für die logopoietische Hermeneutik reicht es vollkommen, wenn psychonarrative Netze als kohärente und konsistente Fachsprachen entwickelt sind und damit als Matrizen für sinnschaffendes Textverweben im therapeutischen Kontext zur Verfügung stehen. In logopoietischer Perspektive mutieren Freud, Adler, Jung sowie alle weiteren Gründer(innen) psychodynamischer und tiefenpsychologischer Schulen freilich zu psychowissenschaftlichen Poeten in dem Sinne, als sie Urheber seelensprachlicher Großtexte repräsentieren, deren geniale Schöpfungen die textwissenschaftlichen Grundlagen (psychonarrative Netze) für die heilungsfördernden Vernetzungspraxen bilden. (Übrigens ist die logopoietische Schlussfolgerung, in S. Freud, A. Adler und C. G. Jung Dichter zu sehen, kompatibel mit der Sichtweise des jungianischen Analytikers James Hillman [1986], der vor einem ganz anderen Hintergrund auch zu dieser Auffassung gelangt.)

Der objektdefinierende Terminus der problematischen Kliententexte richtet sich nun auf den hochkomplexen Gegenstandsbereich psychodynamischen und tiefenpsychologischen Forschens. Darunter fällt praktisch alles, was von der hilfe- oder unterstützungssuchenden Person (Klient[in], Patient[in]) im psychotherapeutischen Kontext geäußert wird. Sämtliche Mitteilungsformen und Ausdrucksgestalten, in denen sich insbesondere leidvolle Erfahrungsmomente der Fragwürdigkeit, Schwerverständlichkeit oder Unverständlichkeit artikulieren, die dem persönlichen Erlebenszusammenhang des oder der Therapiesuchenden entstammen, stellen die textbasierten Objektivationen dar, die im Rahmen dieser Definition als problematische Kliententexte bezeichnet werden. Mit problematischen Kliententexten (Untersuchungsobjekt) gilt es in weiterer Folge psychodynamisch und tiefenpsychologisch (Untersuchungsverfahren) adäquat umzugehen.

Das, was psychodynamische und tiefenpsychologische Hermeneutik verfahrensstrukturell charakterisiert, wird mit dem methodendefinierenden Terminus der polykonzeptuellen Praxis des logopoietischen Hineinverwebens begrifflich zu fassen versucht. Diese Begriffsverkettung benennt zunächst ganz allgemein die interpretatorische Kunst des Einbindens und Einfügens, des Eingliederns und Einordnens, des In-Zusammenhang-Bringens von problematischen Kliententexten. Rein prozessual betrachtet handelt es sich dabei um genau jenes Praxisgeschehen, welches im konventionellen Psychoanalyse-Selbstverständnis als das Aufdecken konfliktverursachender Konstellationen, das Entschlüsseln verborgener Sinngehalte, das Enthüllen verdeckter Bedeutungskomplexe bezeichnet wird. Weil jedoch die überlieferte Auffassung in epistemologischer Hinsicht hochproblematisch ist, offeriert dieser Bestimmungsvorschlag einen alternativen Blick auf die psychodynamische und tiefenpsychologische Interpretationspraxis, indem er jenen schöpferischen Aspekt von hermeneutischer Aktivität ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt, in dem es um Erfindung, Generierung und Produktion von Sinn- und Bedeutungszusammenhängen geht.

Wiederum aus wissenschaftstheoretischen Gründen interessiert man sich im Rahmen einer so verstandenen ausdeutenden Praxis des sinnschaffenden Textverwebens (logopoietischen Hermeneutik) allerdings nicht dafür, ob

das systematische Einbinden und Einordnen von problematischen Kliententexten auch mit einer außerhalb dieser logopoietischen Unternehmung liegenden objektiven Wirklichkeit psychischer Sachverhalte faktisch korrespondiert. Streng methodisch gesehen ist dabei nur entscheidend, ob überhaupt und in welcher Weise die komplexen Prozesse des sprachlichen Verflechtens und Verknötens (polykonzeptuelle Praxis des logopoietischen Hineinverwebens) von leidvollen Erfahrungsmomenten der Fragwürdigkeit, Schwerverständlichkeit oder Unverständlichkeit, die dem persönlichen Erlebenszusammenhang des oder der Therapiesuchenden entstammen (problematische Kliententexte), in die differenzierten Weisen des Sprechens über das Psychische, in die Sinngewebe der professionellen Erzählungen über das menschliche Seelenleben, in die spezifischen Begriffsgeflechte der psychodynamischen und tiefenpsychologischen Fachsprachen nach Freud, Adler, Jung etc. (psychonarrative Netze) schlüssig und stimmig gelingen.

Man könnte auch sagen, dass sich psychodynamische und tiefenpsychologische Therapeut(inn)en im Prozess des logopoietischen Hineinverwebens darum bemühen, die Texte zweier Autor(inn)en – sämtliche textbasierte Objektivationen des oder der Therapiesuchenden und die seelensprachlichen Großtexte der psychowissenschaftlichen Poet(inn)en – auf methodisch-kreative Weisen zu verknüpfen, um dadurch hilfreiche Sinngestaltungsangebote oder Sinnofferten zu gewinnen. Sobald sich irritierende Konfusionstexte über ingeniöses Hineinverweben in psychonarrative Netze in nachvollziehbare, d. h. versteh- und damit handhabbare, Sinntexte transformieren, die als Sinnofferten für die weitere psychotherapeutische Verwertung zur Verfügung stehen, funktioniert logopoietische Hermeneutik in einem heilungsfördernden Sinne.

Im Zuge des hier durchgeführten und zur Diskussion gestellten Versuchs, psychodynamische und tiefenpsychologische Hermeneutik wissenschaftstheoretisch alternativ zu verorten, hat sich deutlich herauskristallisiert, dass weder die textwissenschaftlichen Verfahrensweisen (verstanden als Praxen des logopoietischen Hineinverwebens) noch die diesen zugrunde liegenden Theorien, Konzepte und Modelle der verschiedenartigen Schulen des Psychoanalysierens (verstanden als psychonarrative Netze) einer naturwissenschaftlichen Begründung oder Rechtfertigung bedürfen. Die Praxen des logopoietischen Hineinverwebens in psychonarrative Netze benötigen schlicht und einfach keine bio- oder neurowissenschaftliche Fundierung. Die Adäquatheit der Erkenntnisse und Einsichten, die im Kontext des bedeutungsgenerierenden Textverwebens erzielt werden können, lässt sich insofern nicht via empirische Überprüfungen bemessen, eben weil es sich hierbei um genuin hermeneutische Prozesse des Sinnproduzierens handelt, d. h. um textwissenschaftliche Leistungen, die allein auf interpretationslogische Kohärenz und Konsistenz hin zu befragen sind.

Heilungsfördernde Sinnofferten im sexualbegrifflich strukturierten Erzählnetz

Psychodynamische und tiefenpsychologische Forschungskulturen sind gewiss nicht pseudo- oder unwissenschaftlich; sie sind auch gewiss nicht naturwissenschaftlich. Genauso gewiss ist, dass sie ebenso wenig geisteswissenschaftlich im klassischen Sinne sind. Zwar operieren psychodynamische und tiefenpsychologische Analytiker(innen) hermeneutisch-sinnverstehend, verfolgen dabei jedoch keine konventionelle Sinn-Rekonstruktion, sondern sind bemüht, auf interpretatorische Weisen neue Sinngehalte zu generieren (Sinnofferten), die für psychotherapeutische Zwecke verwertbar sein müssen. Diese Alternativbestimmung von psychodynamischer und tiefenpsychologischer Hermeneutik bildet schließlich jenen Hintergrund, vor dem der wissenschaftstheoretische Beobachter von heute das Postulat deduziert, dass sich psychoanalytische Symboldeutung jenseits von Wahrheit, Nonsens und Sinn-Rekonstruktion bewegt.

Wenn der Penis auf dem Kopf sitzt, dann handelt es sich um einen Gedankenfaden, der ins psychonarrative Netz von Sigmund Freud eingesponnen zu sein scheint. Freud (1942, S. 364 f.) selbst formuliert es zumindest im Titel seiner Fallgeschichte noch etwas vorsichtiger, wenn er vom „Hut als Symbol des Mannes“ spricht. Wie wir in dieser Analyse gesehen haben, stiftet der Traum einer seelisch leidenden Frau nicht zuletzt deswegen Irritation, weil in ihm ein auffallend seltsamer Hut auftaucht, mit dem die Therapiesuchende assoziativ nichts anzufangen weiß. Diese offensichtlich unverständliche Mitteilung (problematischer Kliententext) interpretiert Sigmund Freud zu psychotherapeutischen Zwecken im Lichte seiner psychoanalytischen Lehre (psychonarratives Netz) und deutet dabei den bizarren Hut theorienlogisch konsequent als Symbol für das männliche Geschlechtsorgan (logopoietisches Hineinverweben).

Liest man diese exemplarische Traumanalyse nun unter dem Aspekt, dass dabei die Texte zweier Autor(inn)en auf methodisch-kreative Art verknüpft werden, dann stellt sich der erste Text, in dem eine Patientin Freuds den lebensweltlich nicht weiter kontextualisierbaren Inhalt eines irritierenden Traumes schildert (problematischer Kliententext), folgendermaßen dar (Text von Autorin 1): „Ich gehe im Sommer auf der Straße spazieren, trage einen Strohhut von eigentümlicher Form, dessen Mittelstück nach oben aufgebogen ist, dessen Seitenteile nach abwärts hängen (...), und zwar so, dass der eine tiefer steht als der andere. Ich bin heiter und in sicherer

Stimmung, und wie ich an einem Trupp junger Offiziere vorbeigehe, denke ich mir: Ihr könnt mir alle nichts anhaben““ (Freud, 1942, S. 364 f.).

Der zweite Text, mit dem es den ersten methodisch-kreativ zu verknüpfen gilt, umfasst den seelensprachlichen Großtext der Psychoanalyse des psychowissenschaftlichen Poeten Sigmund Freud (psychonarratives Netz), dessen Struktur bekanntlich sexualbegrifflich determiniert ist (Text von Autor 2). Der Vollständigkeit halber muss dabei erwähnt werden, „dass Freud den Begriff Sexualität nicht in dem engen Sinn rein genitalen Vollzugs versteht, sondern alles einbezieht, was mit sinnlich-körperlicher Wollust und dranghafter Begierde, mit ‚Lust und Liebe‘ geschieht. Sexuell in diesem Sinn ist für Freud z. B. das Lutschen des Kindes, die Lust an den Ausscheidungsvorgängen, die drängende Zärtlichkeit eines fünfjährigen Mädchens usw.“ (Elhardt, 1990, S. 26).

Als Psychotherapeut bemüht sich Sigmund Freud nun um die methodisch-kreative Verknüpfung (logopoietisches Hineinverweben) dieser beiden Texte, um dadurch ein therapeutisch verwertbares Sinngestaltungsangebot (Sinnofferte) zu gewinnen. Schlaglichtartig soll die zentrale Sinnofferte aus der Symboldeutung herausgehoben werden (Text von Autorin 1 plus Text von Autor 2): „Der Hut ist wohl ein männliches Genitale mit seinem emporgerichteten Mittelstück und den beiden herabhängenden Seitenteilen. (...) Wenn sie also einen Mann mit so prächtigem Genitale hat, braucht sie sich vor den Offizieren nicht zu fürchten, d. h. nichts von ihnen zu wünschen (...)“ (Freud, 1942, S. 364 f.).

In diesem Traumdeutungsbeispiel zeigt sich deutlich die strukturelle Besonderheit des psychonarrativen Netzes der Freud'schen Psychoanalyse, welche freilich die qualitative Form der zu generierenden Sinngebilde prägt. Werden fragwürdige, irritierende Textfiguren in das psychonarrative Netz nach Sigmund Freud, in dem die Sexualbegrifflichkeit dominiert, logopoietisch hineinverwoben, dann entstehen dabei nachvollziehbare Textprodukte (Sinngestaltungsangebote), die insofern gänzlich neu sind, als sich fehlender Sinn symbolinterpretatorisch in sexuellen Sinn transformiert. Unverständliches wird anhand der spezifischen Operationen des terminologisch hochentwickelten Sprachspiels der Psychoanalyse versteh- und handhabbar und steht sodann als heilungsfördernde Sinnofferte für die weiteren psychotherapeutischen Interventionen zur Verfügung.

Versteht sich die Psychoanalyse in diesem Sinne als logopoietische Textwissenschaft, so gewinnt sie in zweifacher Hinsicht. Sie schärft damit nämlich nicht nur die Konturen ihres speziellen hermeneutischen Profils, sondern emanzipiert sich gleichzeitig vom problematischen Selbstbild einer hermeneutischen Ursachenforschung.

Danksagung

Für inspirierende Diskussionen gilt mein Dank meinem Freund Martin Jandl.

Autor

Kurt Greiner, Univ.-Doz. DDr., lehrt an der Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien und forscht im dortigen Fachbereich Philosophie der Psychotherapiewissenschaft mit dem Schwerpunkt Hermeneutische Therapieschulenforschung.

Korrespondenz

Kurt Greiner
Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien
Campus Prater
Freudplatz 1
A-1020 Wien
Österreich

E-Mail: kurt.greiner@sfu.ac.at

Literatur

- Dilthey, W. (1970). Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Elhardt, S. (1990). Tiefenpsychologie: eine Einführung, 12. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer.
Ellenberger, H. F. (1985). Die Entdeckung des Unbewussten: Geschichte und Entwicklung der dynamischen Psychiatrie von den Anfängen bis zu Janet, Freud, Adler und Jung. Zürich: Diogenes.
Freud, S. (1942). Die Traumdeutung (Gesammelte Werke, Bd. 2 und 3). London: Imago.
Gadamer, H.-G. (1960). Wahrheit und Methode: Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen: Mohr (Siebeck).
Geldsetzer, L. (1992). Hermeneutik. In: Seiffert, H., & Radnitzky, G. (Hrsg.), Handlexikon zur Wissenschaftstheorie (S. 127–139). München: Deutscher Taschenbuch-Verlag.

- Greiner, K. (2007). *Psychoanalytik als Wissenschaft des 21. Jahrhunderts: ein konstruktivistischer Blick auf Struktur und Reflexionspotential einer polymorphen Kontextualisations-Technik* (Culture and knowledge, Bd. 6). Frankfurt am Main: Lang.
- Greiner, K. (2012). *Psychoanalytische Forschung: ein zeitgemäßer Bestimmungsversuch wissenschaftstheoretischer Art*. In: Greiner, K., & Jandl, M. J., *Das Psycho-Text-Puzzle und andere Beiträge zu Psychotherapiewissenschaft und Philosophie* (S. 13–24). Wien: Sigmund-Freud-Privatuniversitäts-Verlag.
- Grünbaum, A. (1988). *Die Grundlagen der Psychoanalyse: eine philosophische Kritik*. Stuttgart: Reclam.
- Habermas, J. (1968). *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heidegger, M. (1993). *Sein und Zeit*, 17. Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- Hillman, J. (1986). *Die Heilung erfinden: eine psychotherapeutische Poetik*. Zürich: Schweizer-Spiegel-Verlag.
- Holzkamp, K. (1995). *Lernen: subjektwissenschaftliche Grundlegung*. Frankfurt am Main: Campus.
- Jandl, M.J. (2010). *Praxeologische Funktionalontologie: eine Theorie des Wissens als Synthese von H. Dooyeweerd und R. B. Brandom* (Culture and knowledge, Bd. 15). Frankfurt am Main: Lang.
- Kandel, E. R. (2006). *Psychiatrie, Psychoanalyse und die neue Biologie des Geistes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kaplan-Solms, K., Solms, M. (2005). *Neuro-Psychoanalyse: eine Einführung mit Fallstudien*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Krüger, L., & Rheinwald, R. (1980). *Kausalität*. In: Speck, J. (Hrsg.), *Handbuch wissenschaftstheoretischer Begriffe*, Bd. 2: G–Q (S. 318–327). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Lamnek, S. (1995). *Qualitative Sozialforschung*, Bd. 1: *Methodologie*, 3. Aufl. Weinheim: Beltz, Psychologie-Verlags-Union.
- List, E. (1980). *Verstehen*. In: Speck, J. (Hrsg.), *Handbuch wissenschaftstheoretischer Begriffe*, Bd. 3: R–Z (S. 673–677). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Popper, K. R. (1963). *Conjectures and refutations: the growth of scientific knowledge*. London: Routledge and Kegan Paul.
- Rieken, B. (2012). *Psychotherapie als Bildungsprozess am Beispiel der Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien*. *Zeitschrift für Psychotraumatologie, Psychotherapiewissenschaft, Psychologische Medizin*, 10(2), 95–102.
- Rieken, B. (2015). *Psychotherapie als Studium und Ausbildung: die Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien*. *Zeitschrift für Individualpsychologie*, 40, 150–165.
- Skirbekk, G., & Gilje, N. (1993). *Geschichte der Philosophie: eine Einführung in die europäische Philosophiegeschichte mit Blick auf die Geschichte der Wissenschaften und die politische Philosophie*, Bd. 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wagner, E. (1996). *Psychotherapie als Wissenschaft in Abgrenzung von der Medizin*. In: Pritz, A. (Hrsg.), *Psychotherapie – eine neue Wissenschaft vom Menschen* (S. 219–247). Wien: Springer.
- Wallner, F. G. (1996). *Eine neue Ontologie für Psychotherapien*. In: Pritz, A. (Hrsg.), *Psychotherapie – eine neue Wissenschaft vom Menschen* (S. 341–357). Wien: Springer.
- Wallner, F. G. (2002). *Die Verwandlung der Wissenschaft: Vorlesungen zur Jahrtausendwende*. Hamburg: Kovač.
- Zimmerli, W. C. (1992). *Geisteswissenschaften*. In: Seiffert, H., & Radnitzky, G. (Hrsg.), *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie* (S. 88–101). München: Deutscher Taschenbuch-Verlag.

Lorsque le pénis domine la tête : Symbolique psychanalytique et herméneutique logopœïétique

Les détracteurs radicaux de la psychanalyse rejettent en bloc les symboles psychanalytiques. De leur point de vue, ils n'auraient rien à voir avec des efforts sérieux d'interprétation, mais relèveraient uniquement de fantasmes erronés et d'aberrations pseudo-scientifiques. Les défenseurs de la psychanalyse, quant à eux, essaient de démontrer la valeur scientifique de la symbolique psychanalytique. Pour la justifier, il est fréquent de leur voir avancer comme argument que les efforts d'interprétation psychanalytique relèvent d'un savoir acquis par la voie de l'herméneutique, de nature causale, c'est-à-dire d'un savoir que l'on peut, certes, obtenir en déployant des efforts herméneutiques, mais qui servirait en même temps à rechercher la cause de la souffrance psychique.

Il est donc question d'une forme de science que l'on pourrait qualifier de *recherche causale herméneutique*. Cette argumentation ne tient toutefois aucun compte du facteur culturel qui veut qu'en herméneutique, il s'agit toujours en dernier lieu de « comprendre le sens » et non de découvrir ou mettre à jour des causes spécifiques qui pourraient être à l'origine de certains effets (événements, phénomènes) selon les lois de la nature. On voit ici à l'œuvre deux ambitions de recherche très différentes et incompatibles. Une autre image s'offre donc à l'observateur actuel des théories scientifiques.

La psychanalyse ne doit pas être vue comme une aberration scientifique ni une science reposant sur l'analyse causale, mais comme un axe de recherche et de pratique opérant dans la sphère herméneutique. Dans le même temps pourtant, les principes herméneutiques de la psychanalyse contredisent la conception traditionnelle de l'herméneutique qui tient des sciences humaines. C'est pourquoi la recherche en psychanalyse ne peut être assimilée à la notion classique d'herméneutique. L'alternative semble offrir de meilleures perspectives de réussite: une approche de la recherche de nature psychodynamique/de type psychologie des profondeurs, soit des formes différentes de *sciences textuelles générant du sens au plan herméneutique ou logopœïétique*.

Sous cet angle spécial, les activités psychodynamiques/de psychologie des profondeurs deviennent lisibles en tant que pratiques multiformes d'interprétation dont l'objectif est *d'intégrer de façon logopœïétique les textes problématiques des clients au réseau psychonarratif*. Les expériences douloureuses de la remise en question, des difficultés ou de l'incapacité à comprendre dans un contexte personnel (*textes problématiques des clients*) peuvent être rendus compréhensibles, donc gérables, lorsqu'ils sont intégrés de façon logopœïétique (*entrelaçage des textes*) dans le mode narratif propre à chaque courant (*réseau psychonarratif*), dans un cadre relationnel interactif entre client(e) et thérapeute, ce qui s'accompagne d'effets favorisant la guérison.

Lorsqu'on intègre de façon logopœïétique des formes textuelles discutables et déstabilisantes dans le réseau psychonarratif selon Sigmund Freud, dominé par les concepts sexuels, il en ressort des productions textuelles intelligibles (propositions d'élaboration du sens) qui sont totalement nouvelles lorsque l'absence de sens se transforme en sens sexuel par l'interprétation des symboles. Par l'intervention spécifique du jeu verbal très élaboré au plan terminologique de la psychanalyse, l'incompréhensible devient compréhensible et gérable et constitue une *offre de sens favorisant la guérison*, disponible pour les interventions psychothérapeutiques à venir.

Si l'on considère la psychanalyse en ce sens comme une science logopœïétique des textes, elle est gagnante à deux égards. Elle affine les contours de son profil herméneutique spécifique, mais s'émancipe aussi parallèlement de l'image problématique d'elle-même en tant que recherche causale herméneutique.

Originalarbeit

Joachim Bauer

Der Beitrag der „Sozialen Neurowissenschaften“ zum Verständnis der Psyche¹

Zusammenfassung: Der Beitrag verdeutlicht die Bedeutung von wechselseitigen dyadischen Spiegelungs- und Resonanzprozessen zwischen Säugling und Bezugsperson für die Entstehung eines frühkindlichen Selbst. Die neurobiologische Basis interpersoneller Spiegelungs- und Resonanzprozesse, deren Bedeutung sich nicht nur auf die frühe Kindheit erstreckt, bildet das System der Spiegelneurone („Mirror Neuron System“), wobei dem von William Hutchison entdeckten limbischen Spiegelsystem („Limbic Mirror System“) eine besondere Bedeutung zukommt. Jenseits der frühen Kindheit bedienen sich Menschen, um sich gegenseitig *intuitiv* zu verstehen, des Systems der Spiegelneurone. Neurobiologische Grundlage für die Fähigkeit des Menschen zum *bewussten* Perspektivwechsel sind im Stirnhirn, also im präfrontalen Cortex beheimatete Strukturen, welche innere Vorstellungen sowohl des Selbst als auch signifikanter Anderer kodieren. Wenn Menschen sich bewusst bemühen, die innere Welt Anderer zu verstehen, werden immer auch Netzwerke aktiviert, die das innere Bild der eigenen Person gespeichert haben, ein als „Self-Projection“ bezeichneter Mechanismus. Das Stirnhirn beheimatet – neben den genannten Strukturen – neuronale Netzwerke, die als innerer Selbst-Beobachter fungieren und eine wesentliche Rolle für gute Selbstfürsorge spielen.

Für die psychotherapeutische Arbeit von Bedeutung sind Spiegelungs- und Resonanzprozesse zwischen Therapeut und Patient. Ebenso bedeutsam sind die Kommunikation des Therapeuten mit dem inneren Selbstbeobachter des Patienten, die Ermutigung zu guter Selbstfürsorge und die Stärkung des Selbst.

Schlüsselwörter: Soziale Neurowissenschaften, Selbst, Spiegelneurone, Self-Projection, Mirroring (Spiegelung), Verstehen, Theory of Mind, Psyche, Psychotherapie, Social Brain, Resonanz, Selbstheilungskräfte

Contribution of „Social Neuro-sciences“ to understanding the psyche

Summary: This contribution clarifies the meaning of reciprocal dyadic mirroring and resonance processes between the infant and caretaker in the emergence of an infantile Self. The neuro-biological basis of interpersonal mirroring and resonance processes, whose significance extends beyond early childhood, gives rise to the Mirror Neuron System (“Mirror Neuron System”), whereby William Hutchison’s discovery of the Limbic Mirror System (“Limbic Mirror System”) is of special significance. Beyond early childhood the Mirror Neuron System allows people to understand each other *intuitively*. The neuro-biological basis for people’s ability to *consciously* change perspective is in the frontal lobe, that is; located in the prefrontal cortex structures, where the inner conceptualization of the Self as well as significant others are coded. When people consciously make an effort to understand the inner world of the other, networks are always activated, where the inner image of their own person has been stored, and is referred to as a “Self-Projection” mechanism. The frontal cortex is the location –in addition to the so-called structural neuronal networks that function as inner self-observer and play a significant role for good self-welfare.

Mirroring and resonance processes between the therapist and patient are of relevance for psychotherapeutic work. Likewise of equal importance is the communication of the therapist with the inner self-observer of the patient, the encouragement of good self-care and strengthening the Self.

Keywords: Social neurosciences, the Self, mirror neurons, self-projection, mirroring, understanding, Theory of Mind, psyche, psychotherapy, social brain, resonance, self-healing forces

Il contributo del "Neuroscienze sociali" alla comprensione della psiche

Riassunto: Il contributo spiega il significato dei processi dinamici e reciproci di rispecchiamento e di risonanza tra il lattante e la persona di riferimento nella formazione del sé della prima infanzia. La base neurobiologica dei processi di rispecchiamento e di risonanza interpersonali, il cui significato non si estende esclusivamente alla prima infanzia, è costituita dal sistema dei neuroni specchio ("Mirror Neuron System") all'interno del quale acquisisce particolare importanza il sistema di rispecchiamento limbico ("Limbic Mirror System"), scoperto da William Hutchison. Oltre che della prima infanzia, per capirsi reciprocamente in *modo intuitivo* gli esseri umani si servono del sistema dei neuroni specchio. La base neurobiologica per la capacità dell'uomo di cambiare prospettiva *coscientemente* si trova nel lobo frontale, dunque in strutture situate nella corteccia prefrontale, in grado di codificare le rappresentazioni interne sia del sé sia dell'altro significativo. Quando le persone si sforzano coscientemente di comprendere il mondo interiore degli altri, si attivano sempre anche reti nelle quali è memorizzata l'immagine interiore della propria persona, un meccanismo definito "Self-Projection". Il lobo frontale, oltre alle strutture citate, ospita reti neuronali che fungono da auto osservatore interno e svolgono un ruolo essenziale per una buona cura del sé. Per il lavoro psicoterapeutico sono significativi i processi di rispecchiamento e di risonanza tra terapeuta e

¹ Überarbeitetes Manuskript des an der Tagung des Science and Research Committee der European Association for Psychotherapy in Wien am 16. Februar 2016 gehaltenen Vortrags

paziente. Allerdings wichtig sind die Kommunikation des Therapeuten mit dem inneren Beobachter des Patienten, die Ermutigung zu einer guten Selbstfürsorge und die Verstärkung des Selbst.

Parole chiave: Neurosozialwissenschaften, Selbst, Neuronen Spiegel, Selbst-Projektion, Spiegeln (Spiegelung), Verständnis, Theorie des Geistes, Psyche, Psychotherapie, soziales Gehirn, Resonanz, Kräfte der Selbstregulation

Von Darwins „sozialen Instinkten“ zum „Social Brain“ der modernen Neurowissenschaft

Dass Menschen ihrer innersten Natur nach soziale Wesen – und nicht Einzelkämpfer im Kampf ums Überleben – sind, lässt sich schon beim genialen Charles Darwin (1993, S. 98-99) nachlesen, der 1876, als er seine Autobiografie verfasste, schrieb, „dass die höchste Befriedigung sich einstellt, wenn man ganz bestimmten Impulsen folgt, nämlich den sozialen Instinkten.“ Für einen Menschen sei „die Liebe derer zu gewinnen, mit denen er zusammenlebt“, so Darwin weiter, „ohne Zweifel die größte Freude auf dieser Erde“. Natürlich bedeuteten diese Feststellungen Darwins in keiner Weise, dass der Mensch ein von Natur aus moralisch „gutes“ Wesen sei. Warum die naive Annahme, der Mensch sei von Natur aus gut, auch aus neurowissenschaftlicher Sicht verworfen werden muss, wird an späterer Stelle noch erläutert werden.

Verdunkelt wurde die Tatsache der zutiefst sozialen Natur des Menschen durch eine auf den sogenannten Sozialdarwinismus eingegangene Darwin-Rezeption in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts (ausführlich nachgezeichnet in Bauer [2008]). Einen weiteren Beitrag zur Verdunkelung leistete der von Sigmund Freud 1920 postulierte „Aggressionstrieb“. Auch wenn sich für einen solchen Trieb keine neurowissenschaftlichen Belege finden ließen, soll die Genialität Sigmund Freuds, dem wir viele wichtige Einsichten verdanken, nicht in Frage gestellt werden. Während Freud seinen Aggressionstrieb dem Libido-Trieb – also dem Liebestrieb – an die Seite stellte, ging Konrad Lorenz einen entscheidenden Schritt weiter: In seinem 1963 erschienenen Bestseller „Das sogenannte Böse“ definierte Lorenz den Aggressionstrieb als den zentralen menschlichen Trieb. Die Bindung zwischen zwei Menschen, so Lorenz, sei das Derivat des Aggressionstriebes und beruhe ausschließlich darauf, dass zwei Menschen ihre Aggression gegen einen Dritten richten. „Die Aggression eines bestimmten Einzelwesens wird von einem zweiten, ebenso bestimmten, abgewendet, während ihre Entladung auf alle anderen, anonym bleibenden Artgenossen nicht gehemmt wird. So entsteht die Unterscheidung zwischen dem Freund und dem Fremden und es tritt zum ersten Mal die persönliche Bindung zwischen Individuen in die Welt.“ (Lorenz, 1995, S. 165) „Es gibt“, so Lorenz (1995, S. 248) weiter, „also sehr wohl intraspezifische Aggression ohne ihren Gegenspieler, die Liebe, aber es gibt umgekehrt keine Liebe ohne Aggression“.

Einen weiteren Beitrag zur Verdunkelung der primär sozialen Natur des Menschen leistete Richard Dawkins mit seinem Bestseller „Das egoistische Gen“. Dawkins, der selbst nie an Genen geforscht hat, erklärte Gene zunächst zu den eigentlichen Akteuren der Evolution – bereits diese Annahme ist unhaltbar. Außerdem erklärte er sie zu Egoisten. Da Lebewesen, so Dawkins, nichts Anderes als von Genen gebaute Maschinen seien, deren Auftrag darin bestehe, die in ihnen vorhandenen Gene maximal in der Biosphäre zu verbreiten, seien alle Lebewesen – auch Menschen – von Natur aus primär egoistische Wesen. „Gene in den Körpern von Kindern werden aufgrund ihrer Fähigkeit selektiert, Elternkörper zu überlisten; Gene in Elternkörpern werden umgekehrt aufgrund ihrer Fähigkeit selektiert, die Jungen zu überlisten“ (Dawkins, 2004, S. 227). „Ein Kind“, so Dawkins (2004, S. 230), „sollte sich keine Gelegenheit zum Betrügen, Lügen, Täuschen, Ausbeuten entgehen lassen ... Ich sage [damit] lediglich, dass die natürliche Auslese Kinder begünstigen wird, die so handeln, und dass wir daher, wenn wir freilebende Populationen beobachten, im engsten Familienkreis Betrug und Eigennutz erwarten müssen“.

Tatsächlich sind Gene, wie wir heute wissen, Kommunikatoren und Kooperatoren (Bauer, 2008, 2010, 2013). Nachfolgend sollen den einseitigen anthropologischen Vorstellungen des Sozialdarwinismus und der Soziobiologie eine Reihe von Befunden gegenübergestellt werden, die wir den modernen Neurowissenschaften verdanken. Dabei soll aufgezeigt werden, welche Bedeutung diese Erkenntnisse für Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten haben.

Wie können Menschen sich gegenseitig verstehen?

Im Fokus der sogenannten „Sozialen Neurowissenschaften“ steht einerseits die Frage, welchem neurobiologischen Radarsystem unseres Gehirns wir es verdanken, dass wir das Fühlen und Denken eines anderen Menschen wahrnehmen und verstehen können (Gallese et al., 2004; Waytz & Mitchell, 2011). Andererseits geht es um darum, wie sich positive oder negative soziale Erfahrungen, die uns andere Menschen zufügen, auf unser Gehirn auswirken. Vor allem die erste der beiden Fragen, also die, wie wir mit anderen Menschen in Kontakt kommen, ist alles andere als banal. Dies wird besonders deutlich, wenn man die Situation des Neugeborenen am Beginn des menschlichen Lebens betrachtet: Wie kommen Säuglinge, die weder einen Begriff von einem Selbst haben, noch wissen, was „da draußen“ vor sich geht, die also auch nicht wissen, was ein anderer Mensch ist, wie also kommen diese Säuglinge eigentlich in Kontakt mit ihren ersten Bezugspersonen? Gegen Ende des Lebens

stellt sich übrigens die gleiche Frage – etwas abgewandelt – ein zweites Mal: Wie können Menschen, die kognitive Einbußen erlitten haben, mit ihren Mitmenschen in sozialem Kontakt bleiben? Die Antwort ist: Menschen verfügen über ein neuronales Resonanzsystem, welches uns auch dann in sozialen Kontakt kommen lässt, wenn uns höhere kognitive Funktionen noch nicht – oder nicht mehr – zur Verfügung stehen. Grundlage dieses Resonanzsystems ist das System der Spiegelneurone (mirror neuron system, MNS). Dieses System, auf das im Weiteren noch näher eingegangen werden soll, ist auch für die Fähigkeit von Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten, mit ihren Patientinnen und Patienten in intuitiven Kontakt kommen und sie verstehen zu können, von Bedeutung.

Menschliche Säuglinge zeichnen sich, verglichen mit den Säuglingen anderer Säugetiere, durch ihre besondere Unreife aus. Dies hat einen evolutionären Grund: Vor etwa 600.000 Jahren durchlief der menschliche Kopf einen Wachstumsschub (Fischer & Mitteroecker, 2015). Die Größenzunahme des menschlichen Kopfes hatte zur Folge, dass die Geburt des Säuglings von der Natur sozusagen vorverlegt werden musste, andernfalls hätte seither keine Mutter die Geburt ihres Kindes überlebt. Neugeborene anderer Säugetiere, z. B. Katzen, Hunde oder Pferde, entwickeln innerhalb weniger Tage nach der Geburt physische, also körperliche Kompetenzen, die den Kern dessen bilden, was man als ein Selbst bezeichnen könnte. Wie aber kommt der menschliche Säugling – angesichts seiner dramatischen körperlichen und kognitiven Unreife – zu einer ersten Ahnung, zu einem ersten Gefühl, wer er selbst und was ein anderer Mensch ist? Den Anfang sozialer Kommunikation am Beginn des menschlichen Lebens bilden dyadische, also zweiseitige, Interaktionen zwischen dem Säugling und seiner Hauptbezugsperson, in der Regel also der Mutter. Im Zentrum dieser Interaktionen stehen Imitations- oder Spiegelungsakte: Spontane, meist unwillkürliche Bewegungen oder Lautäußerungen des Säuglings werden von der Bezugsperson imitiert, also dem Säugling – mit einer zusätzlichen, als Markierung bezeichneten Komponente – zurückgespiegelt. Wenn diese Rückspiegelungen kontingent, also direkt in der Situation, erfolgen, erkennt der Säugling nach und nach, dass er die Ursache der Rückspiegelung ist, dass er „gemeint“ ist. Die Summe dieser über viele Monate gehenden dyadischen Rückspiegelungen ist es, die den Säugling die Grundzüge dessen erahnen und schließlich erkennen lässt, was er selbst und was ein signifikantes „Du“ ist.

Lange vor der Entdeckung des Spiegelmechanismus durch die Arbeitsgruppe von Giacomo Rizzolatti an der Universität Parma hatte der US-amerikanische Kinderforscher Andrew Meltzoff erkannt, dass wenige Tage alte Säuglinge eine – ihnen selbst vollkommen unbewusste – Tendenz haben, einen ihnen gezeigten mimischen Gesichtsausdruck zu imitieren (Meltzoff und Moore, 1977; Eine kürzlich erschienene Studie, welche die Beobachtungen von Meltzoff und Moore in Zweifel zog [Oostenbroek et al., 2016], leidet an verschiedenen methodischen Mängeln [Meltzoff, persönliche Mitteilung]). Im Alltag startet meistens nicht der Erwachsene, sondern der Säugling mit einer spontanen, unwillkürlichen Aktion, und wir, die Erwachsenen, reagieren, indem wir den Säugling imitieren. Die Rückspiegelungen, die Erwachsene dem Säugling geben, sind mehr als eine an ihn gerichtete Nachricht, dass er existiert, dass er „gesehen“ wurde. Der Säugling nimmt nicht nur wahr, dass er gesehen wurde, sondern auch, wie er gesehen wurde. Resonanzen, die wir dem Säugling – und ganz allgemein auch anderen Menschen – zurückgeben, sind immer auch affektiv getönt und geben dem Adressaten eine Auskunft darüber, ob er oder sie etwa als willkommen oder als lästig erlebt wird. Eingewoben in das Selbst, das sich im Säugling – als Summe der von ihm erlebten Rückspiegelungen – langsam herausbildet, ist also immer auch eine affektive Tönung. Diese Tönung wird ein Teil des Selbst, der Inhalt dieser Tönung kann z. B. wie folgt lauten: „Ich bin ein liebenswerter Mensch und auf dieser Welt willkommen“ oder aber „Wo immer ich auftauche und wahrgenommen werde, fühlen sich andere belästigt und genervt“.

Neuronale Resonanz: Das System der Spiegelneuronen

Spiegelneuronen sind neuronale Resonanzsysteme. Eine umfassende Übersicht über das System der Spiegelneurone und seine Bedeutung für den zwischenmenschlichen Alltag, für die Medizin und für die Psychotherapie gibt Bauer (2006; siehe auch Gallese et al., 2004; Waytz & Mitchell, 2011). Motorische Nervenzell-Netzwerke, die ein handelnder Mensch aktiviert, um eine bestimmte Handlung vollziehen zu können, werden – sozusagen spiegelbildlich – auch in einem anderen Menschen aktiv, der die Handlung des anderen lediglich beobachtet. Die spiegelbildliche Aktivierung motorischer Nervenzellen führt in der Regel nicht zu einer Handlung, sie kann aber spiegelbildliche Imitationshandlungen begünstigen. Dies zeigt sich z. B., wenn wir als Erwachsene beim Füttern eines Kleinkindes den eigenen Mund öffnen im unbewussten Wissen, dass dies die Neigung des Kindes erhöhen wird, seinerseits den Mund zu öffnen und den Löffel einzulassen. Auch somatosensible Nervenzellen können in Resonanz gehen: Sie werden nicht nur dann aktiviert, wenn ein Mensch tatsächlich an einer Extremität berührt oder massiert wird, sondern auch dann, wenn jemand eine solche Berührung oder Massage lediglich beobachtet. Motorische und somatosensible Spiegelneuronen bilden das von Giacomo Rizzolattis Arbeitsgruppe entdeckte sogenannte „parietofrontale Spiegelssystem“ („parietofrontal

mirror neuron system“). Spiegelneuronen sind eine durch zahlreiche hochrangig publizierte empirische Studien bestens belegte neurowissenschaftliche Tatsache. Daran kann auch ein von Gregory Hickok (2015) kürzlich publiziertes polemisches Buch nichts ändern, welches versucht hat, die Spiegelneurone als „Mythos“ darzustellen. Der in Holland arbeitende Neurowissenschaftler Christian Keysers (2015) hat dem Buch in einer Besprechung im Wissenschaftsjournal „Science“ die ihm gebührende Antwort erteilt.

Warum ich fühle, was du fühlst: das limbische Spiegelsystem

Spiegelmechanismen gibt es nicht nur in jenen Teilen des Gehirns, in denen Handlungen geplant und gesteuert werden, sondern auch dort, wo gefühlt wird, also im limbischen System. Entdecker des limbischen Spiegelsystems (limbic mirror neuron system) war der kanadische Neurochirurg William Hutchison, der bei einem von ihm am Gehirn operierten, wachen Patienten im Bereich des anterioren cingulären Cortex Zellen identifizierte, die nicht nur dann feuerten, wenn Hutchison den Patienten (nach vorheriger Absprache) mit einer Lanzette in eine Fingerbeere stach. Dieselben Zellen feuerten auch dann, wenn der Patient nur beobachtete, wie sich Hutchison selbst in die Fingerbeere stach (Hutchison et al., 2001). „It’s a mirror neuron!“, äußerte Hutchison spontan, als er dieses Phänomen zum ersten Mal beobachtete, wie eine Videoaufzeichnung der seinerzeitigen Operation erkennen lässt. Tania Singer und andere (Singer et al., 2004) haben die Entdeckung Hutchisons später mit Methoden der funktionellen Kernspintomografie bestätigt. Warum einige Kollegen es ablehnen, das limbische Spiegelsystem – im Gegensatz zu seinem Entdecker Hutchison – als Teil des Systems der Spiegelneurone anzusehen, ist unklar.

Im weiteren Verlauf wurde entdeckt, dass nicht nur der anteriore cinguläre Cortex, sondern auch andere Teile des limbischen Systems Spiegelresonanzen zeigen können (Bauer, 2006). Wenn eine Person miterlebt, wie sich jemand anderes deutlich sichtbar ekelt, kommt es nicht nur bei demjenigen, der sich ekelt, zu einer Aktivierung der Ekelzentren der „Insula“, sondern auch beim Beobachter. Wer das von Angst gezeichnete Gesicht eines Mitmenschen sieht, aktiviert die eigenen Angstzentren, also die Mandelkerne (Corpora amygdalea). Wer den Schmerzscrei eines Mitmenschen hört, aktiviert nicht nur die Emotionszentren im anterioren cingulären Cortex, sondern auch die eigene motorische Sprachregion, das sogenannte „Broca-Areal“, welches aktiv werden müsste, wenn man selbst schreien würde. Vermutlich sind Spiegelneuronen auch im vegetativen Nervensystem beheimatet. Wir alle kennen die müde machende Wirkung, die von der Sprache oder der Körpersprache, insbesondere vom Gähnen, anderer Menschen ausgehen kann. Eine neuere Untersuchung konnte zeigen, dass sich sogar unsere Körpertemperatur absenkt, wenn wir einen anderen Menschen frieren sehen (Cooper et al., 2014). Spiegelneuronen sind die neurobiologische Grundlage verschiedener sozialer Ansteckungsphänomene. Psychotherapeutisch besonders relevant ist: Spiegelneurone lassen uns intuitiv verstehen, was andere tun; sie lassen uns fühlen, was andere fühlen; und sie sind eine der neuronalen Grundlagen der therapeutischen Gegenübertragung.

Das System der Spiegelneurone bildet am Beginn des Lebens den Anfang aller sozialen Kommunikation. Es bedarf keiner elaborierten kognitiven Kompetenzen. Es ist ein tief im Körper verankertes System. Die körperliche Verankerung sozialer Kommunikation wird als „Embodiment“ bezeichnet. Das Wort „Embodiment“ könnte missverstanden werden, so als ob eine ursprünglich im kognitiven Bereich angesiedelte, z. B. mit den Symbolisierungsmöglichkeiten der Sprache arbeitende, Form der Kommunikation sekundär ins Körperliche verlagert wird. Tatsächlich ist genau das Gegenteil der Fall: Die zwischenmenschliche Kommunikation am Anfang des Lebens beginnt als Kommunikation zwischen resonanzfähigen Körpern. Das System der Spiegelneurone wird vor allem durch körpersprachliche Signale aktiviert, es kann – sobald das Kind der Sprache mächtig ist – aber auch durch die Sprache aktiviert werden. Auch die Sprache enthält körpersprachliche Zeichen, die sich als Tonfall, als Lautstärke und als Sprachmelodie mitteilen. Die Spiegelneurone der erwachsenen Bezugsperson werden durch die vom Säugling ausgehende „Sprache des Körpers“ aktiviert, sie erzeugen im Körper des Erwachsenen eine spontane Resonanz, die sich in der Mimik, im Blickverhalten, in der Körperhaltung, in Handlungen und in der Prosodie der Sprache zeigt. Die Resonanzen, die der Säugling in seiner Bezugsperson ausgelöst hat, gehen zum Säugling zurück, sie werden von ihm wahrgenommen und geben ihm eine Auskunft über sich selbst.

Resonanz Erfahrungen mit Folgen: die Entstehung des frühkindlichen „Selbst“

Nichts anderes als die Summe aller in den ersten etwa 18–24 Monaten von den Bezugspersonen an den Säugling zurückgehenden Resonanzen bilden das innere Ur-Bild, das der Säugling über sich selbst entwickelt. Dieses Urbild entwickelt sich gemeinsam mit dem inneren Urbild des „Du“, also des signifikanten anderen. Beide Urbilder bleiben lebenslang aufs engste miteinander verbunden. Es sind ganz im Körperlichen verankerte Urbilder, die in dieser frühen Zeit entstehen. Um von hier aus die personale – und damit auch die interpersonale

– Ebene zu erreichen, bedarf es einer Integration der zahllosen körperlichen Partialerfahrungen, die dem Säugling als Resonanzen seitens seiner Bezugspersonen über die ersten Lebensmonate hinweg zugeflossen sind. Eine solche Integration ist die unverzichtbare Voraussetzung für ein kognitiv verankertes Selbstbild, das reflektiert und kommuniziert werden kann und so den Ausgangspunkt für eine im wahrsten Sinne des Wortes „inter-personale“ Kommunikation bildet. Das neuronale Korrelat eines kognitiv verankerten, reflexionsfähigen inneren Selbstbildes findet sich im medialen Bereich des ventralen, also des unteren Stirnhirns, im sogenannten „ventromedialen präfrontalen Cortex“ (Mitchell et al., 2006; Jenkins et al., 2008; Jenkins & Mitchell, 2011; Waytz & Mitchell, 2011; De Brigard et al., 2015). Weil das Stirnhirn beim Kind die zuletzt – erst postnatal – reifende Hirnregion ist, können sich dort sitzende Netzwerke erst im zweiten und dritten Lebensjahr langsam herausbilden. Die Fähigkeit des Kleinkindes, mit dem Aufbau eines reflexionsfähigen inneren Bildes zu beginnen, geht mit der Ausbildung der Sprache einher, also mit der Fähigkeit zur Symbolisierung.

Man kann Probanden in die Röhre für eine funktionelle Kernspintomografie legen und bitten, anhand ihnen über einen Bildschirm einzeln eingeblendeter Eigenschaftswörter darüber nachzudenken, ob die jeweils genannte Eigenschaft (z. B. „humorvoll“, „geizig“, „kontaktfreudig“, „ehrgeizig“) auf sie selbst zutrefte. Auf diese Weise kann man die Testpersonen veranlassen, ihr inneres Selbstbild aufzurufen. Dabei zeigt sich eine neuronale Aktivierung im ventralen, unteren Bereich des Stirnhirns. In der gleichen Zone zeigen sich aber auch dann Aktivitäten, wenn die Testpersonen über einen nahestehenden anderen Menschen reflektieren. Verschiedene Arbeitsgruppen (Jenkins et al., 2008; Ma et al., 2014) konnten auf diese Weise zeigen, dass neuronale Netzwerke des unteren Stirnhirns (des ventromedialen präfrontalen Cortex), die innere Bilder des eigenen Selbst kodieren, sich mit Netzwerken überlappen, die das innere Bild eines als ähnlich empfundenen anderen Menschen repräsentieren. Bei Menschen aus Kulturen, in denen wie im traditionellen China der Familienzusammenhalt eine besondere Rolle spielt, fand sich im Bereich des ventromedialen präfrontalen Cortex eine komplette Übereinstimmung von Netzwerken, die für das innere Bild der eigenen Person und für das der Mutter kodieren (Zhu et al., 2007). Dies bedeutet, der ventrale, also untere Teil des Stirnhirns beherbergt Netzwerke, die sowohl das Selbst als auch das „Du“ nahestehender oder ähnlicher anderer Menschen kodieren. Beim inneren Bild des Selbst und besonders nahestehender Anderer handelt es sich also um teilweise identische Konstrukte. Erst im Verlauf ihrer weiteren Reifung erwerben Kleinkinder die Fähigkeit, ihr Selbst-Gefühl als etwas Eigenes wahrzunehmen, als etwas, was anders ist als die Bezugsperson – die sogenannte Trotzphase dürfte hier eine sehr bedeutsame Rolle spielen. Die neuronalen Korrelate der Unterscheidungsfähigkeit zwischen Selbst und Nicht-Selbst – dazu zählt unter anderem die sogenannte „temporoparietal Junction“ – sind inzwischen gut erforscht und bekannt. Die Fähigkeit, zwischen sich selbst und anderen, insbesondere zwischen sich und der meistgeliebten Person – in der Regel die Mutter –, zu unterscheiden, kann jedoch verloren gehen. Die archaische Überlappung der beiden Bilder kann dann, z. B. in Lebensgefahr, im Todeskampf oder in der Schizophrenie, wieder sichtbar werden.

„Mirroring“ und „Self-Projection“: zwei Systeme, um andere Menschen zu verstehen

Der Mensch verfügt über zwei Systeme, die es ihm ermöglichen, die Innenwelt eines anderen Menschen, insbesondere seine Emotionen, Motive und Absichten, zu verstehen (Waytz & Mitchell, 2011). Das eine System ist das in einer ganzen Reihe von neurobiologischen Adressen beheimatete System der Spiegelneurone. Das andere System beruht auf einem kognitiv verankerten, reflexionsfähigen inneren Bild, das im unteren, medialen Teil des Stirnhirns beheimatet ist. Unter Rückgriff auf dieses System können wir, unser Selbstbild als Ausgangsbasis verwendend, bewusst darüber nachdenken, was die Motive und Absichten eines anderen Menschen sind. Jason Mitchell von der Harvard-Universität bezeichnet diese Methode als „Self-Projection“, die erstgenannte Methode als „Mirroring“. „Mirroring“ ist körperbasiert und funktioniert schnell und präreflexiv, also ohne langes Nachdenken. Die „Self-Projection“-Methode ist nicht nur bewusstseins-, sondern auch reflexionsfähig. Psychotherapeuten bedienen sich beider Zugangswege, um ihre Patienten zu verstehen: Wir lesen ihre körpersprachlichen Zeichen (wir hören z. B. einen gequält tiefen Atemzug oder sehen den in einer bestimmten Situation plötzlich abgewandten Blick). Parallel dazu bedienen wir uns der „Self-Projection“: Ausgehend von dem, was wir über die Funktionsweise unserer eigenen Psyche wissen, versuchen wir, uns ein Bild, eine Theorie darüber zu machen, was sich im Inneren unserer Patienten abspielt. Beide Zugangswege, also „Mirroring“ und „Self-Projection“, leisten ihren Beitrag zu dem, was als „Theory of Mind“ bezeichnet wird.

Soziale Akzeptanz als Lebenselixier: keine Vitalität ohne Zuwendung und Anerkennung

Kommt dem zwischenmenschlichen Verstehen und Verstandenwerden eine Funktion zu, die über den Zweck der zwischenmenschlichen Kommunikation hinausgeht? Sind „Mirroring“ und „Self-Projection“ mehr als ein unserer Spezies von der Evolution gegebener Luxusartikel, auf den wir notfalls auch verzichten können? Die

Antwort auf diese Frage geben Studien, die gezeigt haben, dass die Motivationssysteme unseres Gehirns, ohne die es keine Lebensfreude geben kann, nur dann anspringen, wenn Menschen soziale Zuwendung oder Wertschätzung erleben. Von der Aktivität der im Mittelhirn beheimateten Motivationssysteme, die auch als Belohnungssysteme bezeichnet werden, hängt es ab, ob ein Mensch in sich Kraft und Vitalität verspürt. Bereits der uns von einem anderen zugeworfene freundliche Blick oder ein uns geschenktes Lächeln sind in der Lage, die Produktion der Motivationsbotenstoffe anzuwerfen. Wenn einem Menschen das für ihn notwendige Minimum an zwischenmenschlicher Zuwendung fehlt, dann fährt – als Folge davon – das Motivationssystem seine Aktivität herunter. Dies kann eine spürbare Vitalitätseinbuße – bis hin zur Depression – zur Folge haben. Dass Andere uns empathisch spiegeln und sich Gedanken über uns machen ist also mehr als ein evolutionärer Luxus, auf den wir auch verzichten könnten.

Soziale Anerkennung, Wertschätzung und Zugehörigkeit ist eine menschliche Grundmotivation allerersten Ranges. Soziale Ausgrenzung oder Isolation führt zu einer Inaktivierung des Motivationssystems und zu einem Absturz des subjektiven Befindens. Das Bedürfnis des Menschen nach sozialer Verbundenheit hat, wie es der Direktor des amerikanischen National Institute of Mental Health, Thomas Insel, ausdrückte, die Wucht einer Suchtkrankheit, einer „Addiction Disorder“. Wenn sich keine zivilisierten Möglichkeiten bieten, diesen Wunsch zu erfüllen, dann sind Menschen bereit, für soziale Zugehörigkeit auch Böses oder Kriminelles zu tun. Dies ist der Grund, warum junge, sozial schlecht integrierte Männer dazu tendieren, sich kriminellen oder radikalen politischen oder religiösen Vereinigungen anzuschließen, die ihnen Zugehörigkeit, Wertschätzung, vielleicht sogar die Aussicht auf einen Heldenstatus versprechen. Hinzu kommt ein weiterer neurobiologischer Mechanismus: Soziale Ausgrenzung und Demütigung aktivieren die Schmerz-Netzwerke des Gehirns, zugefügter Schmerz wiederum ist ein überaus zuverlässiger Auslöser für Aggression (Bauer, 2011). Da soziale Ausgrenzung vom menschlichen Gehirn wie körperlicher Schmerz wahrgenommen wird, wird verständlich, warum nicht nur physischer Schmerz, sondern auch soziale Isolation Aggression begünstigt. Die suchtarartige Abhängigkeit nach sozialer Anerkennung und die aus dem Schmerz der Ausgrenzung hervorgehende Aggressionsneigung sind es, die jeden Neurowissenschaftler der Behauptung widersprechen lassen würden, der Mensch sei moralisch „gut“.

Spiegelung und Resonanz als psychotherapeutisches Heilmittel

Mit den bis hierher gemachten Ausführungen sind die wichtigsten Koordinaten des Geländes beschrieben, auf dem Menschen sich im sozialen Alltag bewegen. Dieses Gelände ist zugleich auch die Landschaft, in der Psychotherapeuten mit ihren Patienten unterwegs sind. Manche Patientinnen und Patienten, die psychotherapeutische Hilfe suchen, haben bereits in der frühesten Phase des Lebens, in den ersten zwei bis drei Jahren, einen Mangel erlitten. Manchen hat es an hinreichender Spiegelung als solcher gefehlt. Bei anderen wiederum waren es implizite negative Botschaften, die in den Resonanzen versteckt waren, die ihnen als Kleinstkind von maßgeblichen Bezugspersonen zugespielt wurden. Rückspiegelungen, die den Säugling oder das Kleinkind implizit, also unausgesprochen, spüren lassen „Du bist uns eine Belastung“, „Dein Bedürfnis nach Liebe überfordert uns“, „Du musst Rücksicht auf uns nehmen“ oder „Du bist wertlos“, haben in vielen Menschen innere Urbilder der eigenen Person entstehen lassen, die für die Betroffenen lebenslang spürbar bleiben. Sie bilden die Basis für Selbst-Entwertung, Angst und Depression. Sobald sich aus solchen Früherfahrungen im dritten Lebensjahr ein kognitiv fassbares, reflexionsfähiges Selbstbild herauszubilden beginnt, werden die impliziten Botschaften der ersten beiden Lebensjahre explizit. Was es vorher nur spürte, bekommt das Kleinkind jetzt explizit zu hören: „Du bist uns eine Belastung“, „Dein Bedürfnis nach Liebe überfordert uns“, „Du musst Rücksicht auf uns nehmen“ oder gar „Du bist wertlos“. Kinder, die so aufwachsen, sind innerlich immer auf dem Sprung und in ständiger ängstlicher Anspannung. Anstatt mit sich selbst sind sie ständig mit den Bedürfnissen ihrer Bezugspersonen beschäftigt. Das ändert sich nicht, wenn sie zu Erwachsenen geworden sind: Sie sind ständig mit der Außenwelt befasst, sie können nicht bei sich sein, geschweige denn gut und selbstfürsorglich zu sich sein.

Was vor diesem Hintergrund Sorgen machen sollte, ist die Qualität der jetzt in großer Zahl entstehenden Betreuungseinrichtungen für Kinder unter drei Jahren. Es geht nicht um eine Stimmungsmache gegen diese Einrichtungen, sondern um eine Kritik an ihrer Qualität, vor allem an ihrer miserablen Personalausstattung. Kinder in den ersten 24 Monaten brauchen, wie bereits eingangs ausgeführt wurde, dyadische – also zweiseitige – Spiegelungen, um ein erstes Gefühl für das eigene Selbst und für das „Du“ des anderen entwickeln zu können. Diese Rückspiegelungen müssen kontingent sein: Säuglinge und Kleinstkinder unter drei Jahren können sich nur dann „gesehen“ und „gemeint“ fühlen, wenn die Bezugsperson in einer Ich-du-Konstellation, individuell und situativ maßgeschneidert auf das Kind reagiert. Mit Recht hat daher eine von der Bertelsmann-Stiftung eingesetzte Expertenkommission für Betreuungseinrichtungen für Kinder unter drei Jahren einen

Personalschlüssel von 1 zu 3, also von einer Betreuerin für drei Kinder, gefordert. Dieser Schlüssel wird kaum irgendwo eingehalten. Wir leisten uns damit eine neue Art von „Schwarzer Pädagogik“ (im Sinne von Alice Miller). Bei Kleinstkindern, die ihre ersten zwei Lebensjahre heute in personell unterversorgten Einrichtungen, also unter vernachlässigenden Bedingungen, erleben, sind schwerwiegende psychische Spätfolgen zu erwarten. Die Arbeit wird künftigen Psychotherapeutengenerationen jedenfalls nicht ausgehen.

Aktivierung von Selbstheilungskräften durch Ermöglichung, sich Ausdruck zu geben und verstanden zu werden

Auf welcher neurowissenschaftlichen Klaviatur spielen Psychotherapeuten, wenn sie mit ihren Patienten die Arbeit aufnehmen? Mit Blick auf die Mehrheit der Patientinnen und Patienten, die glücklicherweise in der Lage sind, ihre innere Not sprachlich mitzuteilen und über sich zu sprechen, haben die Neurowissenschaften eine interessante Nachricht zu vermelden: An der Harvard-Universität durchgeführte Studien zeigen, dass, wenn Menschen ihren Gedanken und Gefühlen Ausdruck geben dürfen, dies nicht nur zu einer Aktivierung der im Stirnhirn gelegenen Netzwerke führt, die das innere Bild der eigenen Person kodieren. Die Möglichkeit, über eigene Gedanken und Gefühle zu sprechen, während jemand anderes interessiert zuhört, hat vor allem eine massive Aktivierung des Motivationssystems zur Folge (Tamir & Mitchell, 2012). Das Motivationssystem, von dem bereits die Rede war, besteht aus im Mittelhirn gelegenen Netzwerken, die Vitalität steigernde Botenstoffe produzieren. Eine Aktivierung des Motivationssystems zeigt sich – in schwächerer Weise – auch dann, wenn sich Menschen über die Gedanken und Gefühle anderer Menschen äußern dürfen.

Wie ist es nun aber um Patienten bestellt, die über bestimmte Aspekte ihres Leids nicht sprechen können, sei es aus Scham oder weil bestimmte Inhalte ins Unbewusste abgespalten wurden? Vor allem Trauma-Patienten kann es schwerfallen, über Dinge, die sie belasten, zu sprechen, oft sind wichtige Erlebnisse dissoziativ abgespalten. Eine solche Situation muss, wenn sie bei einer Patientin vorliegt, vom Therapeuten überhaupt erst einmal wahrgenommen werden. Wie können Therapeuten spüren, wenn der Patient belastet ist, aber nicht darüber sprechen kann? Sie spüren dies aufgrund von vorsprachlichen Resonanzen, die im Inneren des Therapeuten auftauchen und durch diskrete, von der Patientin ausgehende Zeichen ausgelöst werden. Diese Resonanzen gehören zu dem, was als Gegenübertragung (Counter-Transference) bezeichnet wird. Nur wer spürt, dass eine Patientin etwas auf dem Herzen hat, was sie nicht aussprechen kann, kann dann als Therapeut der Patientin auch vorsichtig eine sprachliche Brücke bauen. Die geduldige, sensible Narrativierung traumatischer Erfahrungen ist eine psychotherapeutische Kernaufgabe.

Das zentrale Element des psychotherapeutischen Heilprozesses sind die Resonanzen, die vom Therapeuten oder von der Therapeutin zum verunsicherten, sich selbst entwertenden, durch vielfältige Symptome gehemmten und belasteten Patienten zurückfließen. Diese Resonanzen sind teils vorsprachlicher, teils sprachlicher Natur. Beides hat auf den Patienten eine große Wirkung, beide Kanäle sollten daher beachtet werden, sie sollten synton zusammenwirken. Konkret heißt dies vor allem: Nicht nur, was der Therapeut oder die Therapeutin sagt, sondern auch, wie er oder sie etwas sagt, hat Gewicht. Die an den Patienten zurückgehende Resonanz sollte für den Patienten vor allem eines spürbar machen: „Ich – der Therapeut oder die Therapeutin – bin in der Lage, dich, deine schwierige innere Situation, aber auch die daraus hervorgegangenen Pathologien wohlwollend anzunehmen.“ Diese Botschaft kann nur dann authentisch sein und damit auch für den Patienten spürbar werden, wenn der Therapeut oder die Therapeutin mit allen eigenen inneren Anteilen in Frieden lebt. Nur wer als Therapeut mit seinen eigenen Selbstwertproblemen im Reinen ist und sich seiner eigenen Liebeshwürdigkeit sicher ist, kann seinem mit Selbstwertproblemen kämpfenden Patienten in glaubhafter Weise gute Resonanz geben. Nur wer mit allen Aspekten der eigenen Sexualität in Frieden lebt, kann einem seine Sexualität abwehrenden hetero- oder homosexuellen Patienten eine Hilfe sein. Nur wer seine eigenen aggressiven Impulse nicht abwehren muss, sondern adäquat zum Ausdruck bringen kann, kann seinem aggressiv gehemmten Patienten helfen. Die persönlichen Voraussetzungen für eine heilsame therapeutische Resonanz, die wir unseren Patienten geben können sollten, schaffen Therapeutinnen und Therapeuten vor allem durch eine ausreichende psychotherapeutische Selbsterfahrung und Lehrtherapie.

Die Kraft des Wortes: wie sich soziale Erfahrungen neurobiologisch niederschlagen

Wie erwähnt ist neurowissenschaftlich erwiesen, dass die einem Patienten gewährte Möglichkeit, seinen Gedanken und Gefühlen angstfrei Ausdruck zu geben, eine – auch neurobiologisch nachweisbare – heilsame Wirkung haben kann. Die sich daran anschließende Frage wäre, welche tatsächlichen Wirkungen vom Wort des Therapeuten ausgehen. Der Skepsis, ob Worte denn wirklich mehr seien als Schall und Rauch, ist die Psychotherapie seit den Tagen Sigmund Freuds, des Erfinders der „Rede-Kur“, ausgesetzt. Die Wirkmacht des Wortes wurde kürzlich in einer sehr eleganten neurowissenschaftlichen Studie demonstriert (Somerville et al.,

2010). Im fMRI-Scanner liegende Testpersonen erhielten Rückmeldungen über die Beliebtheit ihrer Person bei ihnen nahestehenden Menschen. Die Untersucher behaupteten, sie hätten bei Freunden und Bekannten der Testperson entsprechende Auskünfte eingeholt. Untersucht wurden Veränderungen der neurobiologischen Aktivitätsmuster, die sich im Gehirn der im Scanner liegenden Probanden zeigten, wenn ihnen die entsprechenden Rückmeldungen mitgeteilt wurden. Die Rückmeldungen hatten massive Veränderungen im ventralen, unteren Teil des Stirnhirns zur Folge, also dort, wo Menschen ihr inneres Selbstbild abspeichern. Worte bedeutsamer anderer Menschen treffen sozusagen mitten ins Herz jener Netzwerke, in denen die neuronalen Korrelate unseres Selbst beheimatet sind.

Psychotherapeuten können die Selbst-Kräfte des Patienten stärken, wenn sie sich an die Seite des überforderten Selbst ihrer Patienten stellen. Das Selbst des Patienten, das sich von klein auf an fehlende Zuwendung gewöhnen musste und daher davon überzeugt ist, nicht liebenswert zu sein, dieses Selbst kann, wenn es jetzt therapeutische Empathie erlebt, beginnen, seine Selbst-Entwertung Stück für Stück zu revidieren. Liebessehnsüchte, die vom Patienten bisher nicht geäußert werden durften oder gänzlich lahmgelegt waren, können wieder zum Leben erweckt werden. Parallel dazu kann der Patient ermutigt werden, aufgestauten und aktuellen Ärger über erlittene Demütigungen und Ausgrenzungen zuzulassen und zur Sprache zu bringen. Beziehungen, in denen sich der Patient entwerten oder emotional ausnützen ließ, können jetzt auf den Prüfstand gestellt werden. Diese Prozesse, die den Kern jeder psychotherapeutischen Arbeit bilden, brauchen Zeit.

Das „Selbst“: Verbindungsglied zwischen sozialen Erfahrungen und körperlicher Verfassung

Die Wirkungen der psychotherapeutischen Arbeit beschränken sich nicht allein auf die Seele und nicht allein aufs Gehirn. Die Effekte reichen in den gesamten Körper des Patienten hinein. Der untere, ventrale Teil des menschlichen Stirnhirns, welcher die neuronalen Korrelate des inneren Selbstbildes beheimatet, ist neuronal sowohl mit über- als auch mit untergeordneten Hirnregionen verschaltet (Bauer, 2015). Zunächst zu den nachgeschalteten, also untergeordneten Regionen: Der ventrale präfrontale Cortex besitzt Verbindungen zu den Angstzentren, zum Motivationssystem, zum Hypothalamus sowie zum Stammhirn. Die neuronalen Korrelate des „Selbst“ haben daher Einfluss auf das Motivationssystem, auf das Stress-System, auf das Immunsystem, auf verschiedene Hormonsysteme sowie auf das Herz, den Kreislauf und den Blutdruck. Das untere, ventrale Stirnhirn, das der Sitz unseres Selbst ist, fungiert also einerseits als Ansprechpartner dessen, was andere Menschen sagen, andererseits adressiert es seinerseits den ihm nachgeschalteten Körper. Daraus folgt: Die im unteren Stirnhirn beheimateten neuronalen Korrelate des Selbst sind das entscheidende Verbindungsmodul zwischen sozialen Erfahrungen einerseits und psychosomatischen Folgewirkungen andererseits (Bauer, 2015). Therapeutische Gespräche adressieren daher nicht nur die Person des Patienten als solche, sondern immer auch den Körper.

Ansprechpartner der Therapeutin, des Therapeuten: der „innere Selbst-Beobachter“ des Patienten

Die Region des ventralen, also unteren Stirnhirns ist, wie schon erwähnt, neuronal nicht nur mit ihr untergeordneten, sondern auch mit ihr übergeordneten Hirnregionen verschaltet. Diese übergeordneten Zentren haben ihren Sitz im oberen Stirnhirn, im sogenannten „dorsalen präfrontalen Cortex“. Hier sitzen Netzwerke, die uns eine Perspektive auf unsere eigene Person erlauben, die es also möglich machen, sozusagen wie von oben auf uns selbst zu blicken (Bauer, 2015). Auch diese Region ist ein Teil der neurobiologischen Klaviatur, auf der gespielt wird, wenn sich Psychotherapeut und Patient an die Arbeit machen. Man könnte die Netzwerke des oberen Stirnhirns als den inneren Selbst-Beobachter bezeichnen. In den meisten Psychotherapien stellt die Psychotherapeutin oder der Psychotherapeut fest, dass der innere Selbst-Beobachter des Patienten zu Beginn der Behandlung gegenüber der eigenen Person eine viel zu strenge und wenig fürsorgliche Haltung einnimmt. Bei vielen Patienten zeigt der innere Selbst-Beobachter eine eigenartige Mischung von übergroßer Strenge einerseits und eine merkwürdige Laissez-faire-Haltung andererseits. Während der Patient zum Beispiel einerseits einen inneren Antreiber mit ständigem Leistungsdruck im Nacken spürt, hat der innere Selbst-Beobachter gleichzeitig aber nichts dagegen, dass vom Patienten bereits seit Längerem die Kalorienaufnahme und der Alkoholkonsum deutlich erhöht wurden. Zu Beginn einer Therapie besteht die Aufgabe des Therapeuten in jedem Falle zunächst darin, den strengen inneren Selbst-Beobachter des Patienten zu bremsen und zu mäßigen.

Im Verlauf einer Psychotherapie sollte der Patient lernen, sich selbst gegenüber eine fürsorgliche Rolle einzunehmen. Die fürsorgliche Haltung des Psychotherapeuten sollte dafür das Modell sein. Der im oberen, dorsalen Teil des Stirnhirns beheimatete innere Selbst-Beobachter des Patienten sollte bei Beendigung einer Psychotherapie gelernt haben, gegenüber der eigenen Person eine Haltung zu zeigen, wie sie eine gute Mutter oder ein guter Vater gegenüber einem geliebten Kind einnehmen würde. Dies bedeutet vor allem, die Liebes- und Bindungsbedürfnisse der eigenen Person zu beachten und zu verteidigen. Eine wichtige Voraussetzung dafür

ist die Abwehrhaltung gegenüber überfordernden Leistungsansprüchen, die dem Patienten nicht nur aus der Außenwelt, sondern – da sie in der Regel längst verinnerlicht wurden – auch aus dem eigenen Inneren begegnen. Eine weitere Aufgabe, die der innere Selbst-Beobachter des Patienten am Ende der Therapie übernommen haben sollte, ist die Vermeidung von selbstschädigenden Verhaltensweisen.

Eine besondere Gefahr, der Menschen in unseren relativ wohlhabenden Gesellschaften heute ausgesetzt sind, sind schleichende, nicht erkannte Suchtverhaltensweisen. Das ständige Essen, der zur Gewohnheit gewordene Genuss alkoholischer Getränke, aber auch die ständige Beschäftigung mit Bildschirmen, mit Smartphones und mit den Signalen, die uns aus diesen modernen Kommunikationsmedien entgegenkommen, haben suchtartige Ausmaße angenommen. Auch ständig etwas einzukaufen oder sich in die Arbeit zu flüchten kann zu einer Sucht werden. Der starke Reiz, den die genannten Suchtmittel auf den Menschen ausüben, beruht darauf, dass sie das Motivationssystem unseres Gehirns ansprechen. Die gesunde Art, dieses System zu aktivieren, besteht – wie bereits ausgeführt wurde – eigentlich darin, dass wir die Wertschätzung, Freundschaft oder Liebe anderer Menschen erhalten. Der Weg in die süchtige Gesellschaft besteht darin, dass reale, analoge Zuwendungs- und Liebeserfahrungen, deren Menschen bedürfen, durch die genannten Suchtmittel ersetzt werden. Der innere Selbst-Beobachter unserer Patienten sollte, wenn sich eine Therapie ihrem Ende nähert, diese Gefahr kennen.

Lernen, die schmerzliche Seite der Realität zu ertragen

Eine Schlussbetrachtung soll der Frage gelten, ob es das Ziel der Psychotherapie ist, Menschen sorgenfrei und rundum glücklich zu machen. Wir leben in einer Welt der knappen Ressourcen. Nicht nur Güter und finanzielle Mittel, auch die zwischenmenschliche Zuwendung und soziale Unterstützung, deren wir alle bedürfen, sind eine knappe Ressource. Dies hat zur Folge, dass Menschen sich nicht nur gegenseitig helfen, sondern mindestens ebenso häufig untereinander in Wettbewerbssituationen stehen. Benachteiligung, Kränkung, Demütigung und Ausgrenzung sind Erfahrungen, die in der realen Welt, in der wir nun einmal leben, leider keinem Menschen erspart bleiben. Auch wenn wir vieles für ein gutes Leben tun können, so werden schmerzliche Erfahrungen immer ein Teil der Realität bleiben. Dazu gehören auch persönliche Trennungen, Abschiede und Verluste. Die Psychotherapie kann ihre Patienten nicht von der realen Welt erlösen. Sigmund Freud hat das als erster klar erkannt und darauf hingewiesen, dass es nicht die Aufgabe der Psychotherapie sei, den Menschen glücklich zu machen. Eine der Aufgaben, die das Leben jedem Menschen stellt, besteht darin, die unvermeidlichen schmerzlichen Seiten der Realität zu ertragen, ohne depressiv zusammenzubrechen oder aggressiv auszuberechnen und verrückt zu spielen. Patienten sollten am Ende einer Psychotherapie auch dies gelernt haben.

Die Welt, in der wir heute leben, führt uns vor Augen, wohin es führen kann, wenn Menschen, Menschengruppen und teilweise ganze Völker es nicht mehr ertragen, dass Menschen auf einem Globus zusammenleben und miteinander Kompromisse schließen müssen. Die derzeitigen Flüchtlingsströme sind diesbezüglich eine Bewährungsprobe. Diejenigen, die in den westlichen Ländern leben, werden um den schmerzlichen Lernprozess, dass sie abgeben und teilen müssen, nicht herumkommen. Aber auch denjenigen, die als Flüchtlinge in die westlichen Länder kommen, werden schmerzliche Erfahrungen nicht erspart bleiben, denn auch die wohlhabenderen Länder können nicht allen alles geben. Wenn sich beide Seiten diesem schmerzlichen Lernprozess verweigern, bleibt nur die Gewalt und die gegenseitige Zerstörung. Wir gehen einer Entwicklung entgegen, die sich potentiell zu einer globalen Krise ausweiten kann, wenn Psychopathen und politische Brandstifter die Oberhand gewinnen.

Eindämmung menschlicher Aggression als globale Aufgabe

Anfang der 1930er Jahre wandte sich Albert Einstein im Auftrag des Völkerbundes an mehrere Wissenschaftskollegen, darunter auch Sigmund Freud, um zu erkunden, was gegen die damals erkennbar heraufziehende Gefahr eines neuen Krieges getan werden könne. „Die Tötung des Feindes“, schrieb Freud in seiner Antwort an Einstein, befriedige „eine triebhafte Neigung“. Der Mensch unterliege einem „Trieb zum Hassen und Vernichten“, es gebe eine „Lust an der Aggression und der Destruktion“, der Krieg sei „ein Ausfluss des Destruktionstriebes“. Freuds Rat an Einstein mündete in den Satz: „Warum empören wir uns so sehr gegen den Krieg ...? Er scheint doch naturgemäß, biologisch wohl begründet und kaum vermeidbar“ (zit. nach Bauer, 2011). So muss man antworten, wenn man an einen „Aggressionstrieb“ glaubt.

Der geniale Sigmund Freud, dem wir so vieles verdanken, hat sich, was den „Aggressionstrieb“ betrifft, geirrt. Die modernen Neurowissenschaften geben Charles Darwin Recht, der die Aggression als ein reaktives Verhaltensprogramm gesehen hat. Zu einem Triebbedürfnis können – aus neurowissenschaftlicher Sicht – nur solche Erfahrungen oder Verhaltensweisen werden, die in der Lage sind, das Motivationssystem zu aktivieren und die Ausschüttung seiner Glücksbotenstoffe in Gang zu setzen. Zentrales Triebziel des Menschen ist die soziale Verbundenheit. Für psychisch durchschnittlich gesunde, also nicht psychopathisch gestörte Menschen

gilt: Einem anderen Menschen, von dem man nicht provoziert wurde, Schmerz oder Gewalt zuzufügen, ist „aus Sicht des Motivationssystems“ kein lohnendes Unterfangen. Die Gefahr, die vonseiten menschlicher Aggression tatsächlich droht, ist nicht der Aggressionstrieb, weil es ihn nicht gibt. Die tatsächlichen Nährböden für Aggression sind Ausgrenzung, Demütigung und die – mit Ausgrenzungserfahrungen verbundene – Ungleichverteilung der Güter dieser Welt. Was in der derzeitigen krisenhaften Welt helfen kann, ist nicht die Theorie des Aggressionstriebes. Eine hilfreiche Richtschnur können stattdessen die Kardinaltugenden des Plato sein: Mut, Wissen, Mäßigung und Gerechtigkeit.

Autor

Joachim Bauer, Neurobiologe, Arzt und Universitäts-Professor an der Klinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie des Universitätsklinikums Freiburg in Freiburg im Breisgau.

Korrespondenz

Joachim.bauer@uniklinik-freiburg.de

Literatur

- Bauer, J. (2006). *Warum ich fühle, was du fühlst: intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone*. München: Heyne.
- Bauer, J. (2008). *Prinzip Menschlichkeit: warum wir von Natur aus kooperieren*. München: Heyne.
- Bauer, J. (2010). *Das kooperative Gen: Evolution als kreativer Prozess*. München: Heyne.
- Bauer, J. (2011). *Schmerzgrenze: Vom Ursprung alltäglicher und globaler Gewalt*. München: Blessing.
- Bauer, J. (2013). *Das Gedächtnis des Körpers: wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern*. München: Piper.
- Bauer, J. (2015). *Selbststeuerung: die Wiederentdeckung des freien Willens*. München: Blessing.
- Cooper, E. A., Garlick, J., Featherstone, E., Voon, V., Singer, T., Critchley, H. D., & Harrison, N. A. (2014). You turn me cold: evidence for temperature contagion. *PLoS One*, 9(12), e116126.
- Darwin, C. (1993). *Mein Leben: 1809–1882*. Frankfurt am Main: Insel-Verlag. Erst-Erscheinungsjahr war 1887.
- Dawkins, R. (2004). *Das egoistische Gen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- De Brigard, F., Nathan Spreng, R., Mitchell, J. P., & Schacter, D. L. (2015). Neural activity associated with self, other, and object-based counterfactual thinking. *Neuroimage*, 109, 12–26.
- Fischer, B., & Mitteroecker, P. (2015). Covariation between human pelvis shape, stature, and head size alleviates the obstetric dilemma. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America*, 112, 5655–5660.
- Gallese, V., Keysers, C., & Rizzolatti, G. (2004). A unifying view of the basis of social cognition. *Trends in Cognitive Sciences*, 8, 396–403.
- Hickok, G. (2015). *Warum wir verstehen, was andere fühlen: Der Mythos der Spiegelneuronen*. München: Hanser.
- Hutchison, W. D., Davis, K. D., Lozano, A. M., Tasker, R. R., & Dostrovsky, J. O. (1999). Pain-related neurons in the human cingulate cortex. *Nature Neuroscience*, 2, 403–405.
- Jenkins, A. C., & Mitchell, J. P. (2011). Medial prefrontal cortex subserves diverse forms of self-reflection. *Social Neuroscience*, 6, 211–218.
- Jenkins, A. C., Macrae, C. N., & Mitchell, J. P. (2008). Repetition suppression of ventromedial prefrontal activity during judgement of self and others. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America*, 105, 4507–4512.
- Keysers, C. (2015). The straw man in the brain. *Science*, 347, 240.
- Lorenz, K. (1995). *Das sogenannte Böse*. Augsburg: Weltbild-Verlag.
- Ma, A., Bang, D., Wang, C., Allen, M., Frith, C., Roepstorff, A., & Han, S. (2014). Sociocultural patterning of neural activity during self-reflection. *Social Cognitive and Affective Neuroscience*, 9, 73–80.
- Meltzoff, A.N., Moore, M.K. (1977). Imitation of facial and manual gestures by human neonates. *Science*, 198, 74–78.
- Mitchell, J. P., Macrae, C. N., & Banaji, M. R. (2006). Dissociable medial prefrontal contributions to judgements of similar and dissimilar others. *Neuron*, 50, 655–663.
- Oostenbroek, J., Suddendorf, T., Nielsen, M., Redshaw, J., Kennedy-Costantini, S., Davis, J., Clark, S., Slaughter, V. (2016). Comprehensive Longitudinal Study Challenges the Existence of Neonatal Imitation in Humans. *Current Biology*, 26, 1334–1338.
- Singer, T., Seymour, B., O'Doherty, J., Kaube, H., Dolan, R.J., Chris D. Frith, C.D. (2004). Empathy for pain involves the affective but not sensory components of pain. *Science* 303, 1157–1162.
- Somerville, L. H., Kelley, W. M., & Heatherton, T. F. (2010). Self-esteem modulates medial prefrontal cortical responses to evaluative social feedback. *Cerebral Cortex*, 20, 3005–3013.
- Tamir, D. I., & Mitchell, J. P. (2012). Disclosing information about the self is intrinsically rewarding. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America*, 109, 8038–8043.
- Waytz, A., & Mitchell, J. P. (2011). Two mechanisms for simulating other minds: dissociations between mirroring and self-projection. *Current Directions in Psychological Science*, 20, 197–200.
- Zhu, Y., Zhang, L., Fan, J., & Han, S. (2007). Neural basis of cultural influence on self-representation. *Neuroimage*, 34, 13010–13116.

La contribution de « Neurosciences sociales » à la compréhension de la psyché

Cet article réaffirme l'importance des processus dyadiques en miroir et en résonance entre le nouveau-né et la personne de référence pour le développement du soi dès la petite enfance. La base neurobiologique des processus interpersonnels en miroir et en résonance, dont la signification ne s'étend pas uniquement à la petite enfance, constitue le système des neurones miroirs (« Mirror Neuron System »), dans lequel le système miroir limbique découvert par William Hutchison revêt une importance particulière (« Limbic Mirror System »). Au-delà de la petite enfance, les individus se servent de leur système de neurones miroirs pour se comprendre *intuitivement* entre eux. La base neurobiologique à l'origine de la capacité humaine à changer *consciemment* de perspective se situe dans la zone préfrontale, plus précisément dans des structures du cortex préfrontal, lesquelles codent les représentations intérieures du soi mais aussi de l'autrui significatif. Lorsque des individus s'efforcent consciemment de comprendre l'univers intérieur d'autrui, des réseaux ayant enregistré l'image intérieure de sa propre personne s'activent systématiquement, à la façon d'un mécanisme « d'auto-projection ». Outre ces structures, le cerveau renferme des réseaux de neurones qui jouent le rôle d'auto-observateurs internes et sont importants pour une bonne prise en charge de soi. Les processus en miroir et en résonance entre le thérapeute et le patient sont importants dans le travail psychothérapeutique. La communication entre le thérapeute et l'auto-observateur interne du patient, l'encouragement à une bonne auto-gestion et la consolidation du soi comptent tout autant.

Mots clés : Neurosciences sociales, Soi, Neurones miroirs, Auto-projection, Mirroring (effet miroir), Comprendre, Théorie de l'esprit, Psychisme, Psychothérapie, cerveau social, Résonance, Pouvoir d'auto-guérison

Originalarbeit

Brigitte Schigl

Feminisierung von Psychotherapie und Perspektiven für die Ausbildung: weitere Überlegungen zum von Eva Jaeggi aufgegriffenen Thema

Zusammenfassung: Der Artikel setzt die von Eva Jaeggi (Psychotherapie-Wissenschaft, 4, 87–95, 2014) begonnenen Überlegungen zur Feminisierung von Psychotherapie fort. Er fokussiert auf die Situation in den Ausbildungsgängen zur Psychotherapeutin und zum Psychotherapeuten, in denen fast 80 % weibliche Kandidatinnen zu finden sind. Was das für die Teilnehmer_innen¹, für die Lehrtherapeut_innen und die Ausbildungseinrichtungen bedeutet, wird hier skizziert und führt zum Schluss, dass ein Festhalten an der Gleichverteilung von weiblichen und männlichen Lehrenden zumindest in den Gruppenselbsterfahrungen nicht angebracht ist. Die in jeder Konstellation erwachsenden Gender-Dynamiken zu reflektieren, ist unumgänglich.

Schlüsselwörter: Psychotherapie, Psychotherapieausbildung, Gender, Feminisierung von Psychotherapie

Feminisation of Psychotherapy – Perspectives on Psychotherapy-training: Some more thoughts to a theme opened by Eva Jaeggi

Summary: This article pursues the reflections initiated by Eva Jaeggi (Psychotherapie-Wissenschaft, 4, 87–95, 2014) on the feminisation of psychotherapy. It focuses on the situation in training courses of psychotherapeutic candidates, in which nearly 80% of the participants are female. What this means for the candidates, the teaching therapists and the training institutes is outlined here. This leads to the main conclusion that we cannot stick to a balanced ratio of female to male teaching therapists in group self-awareness trainings and that the reflection of gender dynamics has to take place in all possible gender combinations.

Keywords: Psychotherapy, psychotherapy training, gender, feminisation of psychotherapy

Femminilizzazione della psicoterapia: prospettive per la formazione

Riassunto: L'articolo espone il proseguimento delle riflessioni iniziate da Eva Jaeggi nel 2014 sulla femminilizzazione della psicoterapia. È incentrato sulla situazione dei corsi di studi per diventare psicoterapeuta, i quali sono frequentati quasi per l'80% da candidate donne. L'articolo descrive a grandi linee cosa ciò significhi per le/i partecipanti, per le/i docenti di terapia e per gli organismi di formazione giungendo alla conclusione che non è appropriato persistere con una distribuzione uniforme di insegnanti donne e uomini, almeno per quanto riguarda il lavoro di gruppo sulla propria persona. Rispecchiare le dinamiche di gender che stanno crescendo in ogni costellazione è indispensabile.

Parole chiave: Psicoterapia, formazione in psicoterapia, gender, femminilizzazione della psicoterapia

Der Standpunkt: Beobachtende sind Teil der Beobachtung

Wenn wir über die Feminisierung von Psychotherapie nachdenken, dann gilt es, offenzulegen und zu reflektieren, aus welchem Impetus heraus wir das tun.

In diesem Beitrag möchte ich im Anschluss an Eva Jaeggis (2014) Überlegungen zu Feminisierung, hier die Perspektive der Ausbildung zur Psychotherapeutin, zum Psychotherapeuten betrachten. Ich tue dies aus dem Blickwinkel einer Lehrenden, die sowohl in Ausbildungsgruppen theoretisch-methodische Lehrveranstaltungen sowie Lehrsupervisionen als auch im Einzelsetting Lehrtherapien durchführt. Ich beziehe mich dabei auf sozial-konstruktivistische und dekonstruktivistische Ansätze (Hagemann-White, 1993; Butler, 1991). Das heißt, ich betrachte weniger Geschlechtszugehörigkeit im biologischen Sinn (sex), sondern fokussiere auf die für das genannte Thema wesentlich bedeutsameren, soziale Interaktion moderierenden Dynamiken (gender).

Der Hintergrund: Feminisierung und gesellschaftliche Entwicklung

Zuerst zur Klärung, was soziologisch mit Feminisierung gemeint ist (medizinisch bedeutet Feminisierung die Ausbildung weiblicher Geschlechtsmerkmale, z. B. Brüste, bei chromosomal männlichen Individuen). Quantitative, numerische Feminisierung bedeutet als deskriptive Kategorie eine demografische Entwicklung zu einem überwiegenden Frauenanteil in einem gesellschaftlichen Bereich – so wird etwa von einer Feminisierung der

¹ Auf Wunsch der Autorin wird als gendergerechte Schreibweise die Formulierung „_innen“ verwendet. Vgl.: https://static.uni-graz.at/fileadmin/Akg/4_Fuer_MitarbeiterInnen/LEITFADEN_Gendergerechtes_Formulieren_APZ.pdf

Armut, des Alters oder auch des Pflichtschulbereichs gesprochen. Qualitative („kulturelle“) Feminisierung ist als analytische Kategorie oft (unausgesprochen) damit verbunden und meint das Vordringen oder Überhandnehmen von „weiblichen“ Sicht- und Umgangsweisen in diesen Bereichen (wobei oft eine unausgesprochene differenztheoretische, essentialistische Kategorisierung von Weiblichkeit gegenüber Männlichkeit impliziert ist). Eine kontroverse Debatte tut sich diesbezüglich etwa im Bildungsbereich auf: Der viel höhere Lehrerinnenanteil wird teilweise mit dem schlechteren Abschneiden von Jungen im Pflichtschulbereich in Verbindung gebracht (Hadjar, 2011; Rieske, 2012). Schließlich spricht man von einer politischen Feminisierung, wenn die Forderungen der Gleichstellungs- und Gleichbehandlungsgesetze sowie der Frauenförderung an Boden gewinnen, etwa durch die Bevorzugung weiblicher Bewerberinnen oder die Debatte über eine Quotenregelung in Aufsichtsräten von Wirtschaftsunternehmen (Forster, 2007).

Eva Jaeggi (2014) hat sich in ihrem Beitrag ausgehend von der numerischen Feminisierung vor allem mit qualitativen Aspekten im psychotherapeutischen Feld beschäftigt. Ich möchte hier die Implikationen und Folgen der numerischen Feminisierung für die Ausbildung von Psychotherapeut_innen beleuchten.

Der Begriff Feminisierung muss in Verbindung zu den Diskursen der Frauen- und Geschlechterforschung gesehen werden. Die gesellschaftliche Entwicklung in den Industriestaaten ist in erheblichem Maß von den Erkenntnissen und Forderungen dieser Geschlechterdiskurse geprägt: Von der gesetzlichen Verfolgung (zumeist männlicher) Homosexualität sind wir bei der Anerkennung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften als Familienform mit Pflegekind und Adoptionsmöglichkeit angekommen. (Wenngleich eine völlige Gleichstellung in vielen Ländern noch nicht erreicht ist, geht die gesellschaftliche Entwicklung in Europa in diese Richtung.) Die Theorien zum Verhältnis der Geschlechter in unserer Kultur sind auch eng verbunden mit den Entwicklungen im psychosozialen Feld (Schigl, 2010). Man denke etwa an den Diskurs um Trauma, dessen Wurzeln (auch) in der Thematisierung von sexuellem Missbrauch durch die Frauenbewegung liegen.

Auch die Akzeptanz von Psychotherapie hat zugenommen: Von einer kleinen Subkultur selbsterfahrungshungriger „Therapiejunkies“, wie in den 1980er Jahren in den Zeiten des „Psychobooms“ beschrieben, sind wir bei der Anerkennung der Psychotherapie als eines dem medizinischen gleichgestelltes Heilverfahren angekommen (österreichisches Psychotherapiegesetz des Jahres 1990 in der Fassung des Jahres 2016), das von den Krankenversicherungsträgern in ihren Leistungskatalog aufgenommen wurde und nach dem große Nachfrage besteht. (Dass die Kostenübernahme noch immer mit Hindernissen für die Patient_innen verbunden ist [Anträge, Kontingente, oft hohe Selbstbehalte], muss an anderer Stelle thematisiert werden.) Die Nachfrage kommt zu etwa zwei Dritteln von weiblicher Seite, die Hilfe wird zu zwei Dritteln von Psychotherapeutinnen angeboten. Psychotherapie wird also großteils von weiblichen Therapeutinnen mit weiblichen Patientinnen durchgeführt (Abb.1).

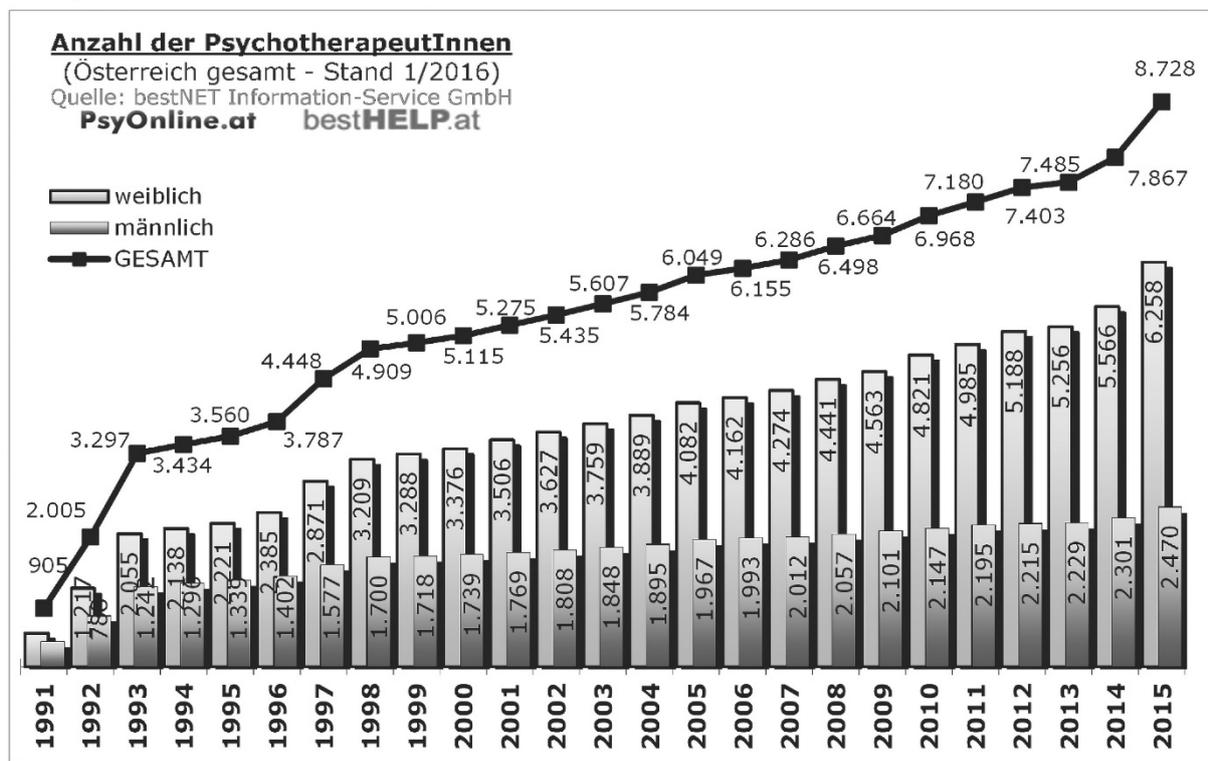


Abb. 1 Psychotherapeut_innen in Österreich nach Geschlecht, 1/2016 (BestNET Information-Service GmbH, 2016) Verfügbar unter <http://www.psyonline.at/contents/625/anzahl-der-therapeutinnen-nach-geschlecht> Zugriff am 20.1.2016)

Das Thema: Gender in der Psychotherapie

Bevor wir uns mit Gender in der Ausbildung zur Psychotherapeutin, zum Psychotherapeuten beschäftigen, einige Worte zu Gender im psychotherapeutischen Prozess. Unter der Annahme von Doing Gender, worin wir fortwährend uns gegenseitig (auch) als Frauen und Männer wahrnehmen und unsere Interaktion dadurch eingefärbt ist, ergeben sich unterschiedliche Dynamiken (mit unterschiedlichen Qualitäten und Vor- und Nachteilen) entlang der Zusammensetzung der Therapie-Dyade oder -Gruppe. Schon die Auswahl einer Therapeutin oder eines Therapeuten ist oft von der Geschlechtszugehörigkeit mit bestimmt (Birnstein, 2015). Therapeut_innen wie Patient_innen ordnen sich entlang ihrer jeweiligen Bilder von Frau- und Mann-Sein ein – ein gegenseitiger Prozess, der spontane Resonanzen hervorruft und die therapeutische Beziehung färbt (es handelt sich bei diesen Resonanzen nicht um Übertragungen im engeren psychoanalytischen Sinn, sondern um aus den kollektiven mentalen Repräsentationen [Petzold, 2003] erwachsende innere Bilder). Auch was in der Therapie erreicht werden soll, hat mit den Vorstellungen von Patient_innen und Therapeut_innen zu tun, wie gegliedertes Frau- oder Mann-Sein sich jeweils performiert. Genderzugehörigkeit zeigt sich besonders beim Auftauchen bestimmter Themen im therapeutischen Prozess, etwa derjenigen, die mit Sexualität und Begehren, Fruchtbarkeit und Reproduktion, Leiblichkeit und ihren Beeinträchtigungen, Partnerschaft, Gewalterfahrungen zu tun haben (Schigl, 2012). Dass diese Dynamiken auch unterschiedliche Risiken bergen, haben wir in unserer RISK-Studie belegen können (Schigl, 2014a). Wichtig dabei ist, dass sich in gelungenen therapeutischen Prozessen Gender „ausmittelt“: Wenn Therapeut_innen genügend Gendersensibilität und Genderkompetenz (Abdul-Hussain, 2012) haben, können diese Dynamiken angesprochen, reflektiert und nutzbringend für den therapeutischen Prozess umgewandelt werden. Nötig ist dafür ein Bewusstsein der Therapeut_innen, sodass an bestimmten Stellen im Prozess und bei den erwähnten Themen, die „Hotspots“ der Genderdynamiken bergen, die jeweilige Genderkombination und ihre jeweiligen individuellen Implikationen reflektiert und gegebenenfalls angesprochen werden. Keine homogene oder heterogene Konstellation darf als selbstlaufend angenommen werden. Axiomatisch gilt: Wir sind „gendered individuals“, Geschlecht fließt in alle Interaktionen ein (analog zu P. Watzlawicks Diktum, man könne nicht nicht kommunizieren).

Quantitative Feminisierung in der Psychotherapie bedeutet ein Überwiegen der homogen weiblichen Therapie-dyaden und eine geringere Anzahl Konstellationen, in denen der Therapeut männlich ist.

Das Feld: Gender in der Psychotherapieausbildung

Mit Stichtag 1. 6. 2014 sind in Österreich 3417 Personen in fachspezifischer Ausbildung, davon sind etwas mehr als drei Viertel weiblichen Geschlechts; Frauen beginnen häufiger eine Psychotherapieausbildung, sie brechen diese auch seltener ab (Gesundheit Österreich GmbH, 2015). Quantitative Feminisierung bildet sich in unseren Ausbildungsgängen der Integrativen Therapie wie folgt ab (die Zahlen umfassen alle Kandidat_innen, die die Ausbildung in Integrativer Therapie an der Donau-Universität Krems seit 2005 begonnen und abgeschlossen haben oder sich noch in Ausbildung befinden): Von insgesamt 281 Kandidat_innen sind 222 Frauen (79 %) und 59 Männer (21 %). Darin zeigt sich eine etwas höhere Feminisierung als in der Gesamtheit der Ausbildungskandidat_innen. In den Ausbildungsgruppen, die durchschnittlich 16 Teilnehmer_innen haben, finden sich unterschiedlich viele männliche Kandidaten, von ca. einem Drittel der Gruppe (5–6 Personen) bis zu nur einer Person. Anders die Zusammensetzung bei den Ausbilder_innen: Von den 34 Lehrenden sind 20 Frauen (59 %) und 14 Männer (41 %).

In der Auswahl der die fortlaufende Ausbildungs-Gruppe leitenden Lehrtherapeut_innen wird in unserem Verfahren darauf geachtet, dass die Rollen von Leitung und Co-Leitung nach dem Prinzip der Gegengeschlechtlichkeit besetzt werden. Einer weiblichen Leiterin wird ein männlicher Co-Leiter zur Seite gestellt und ein männlicher Leiter arbeitet mit einer weiblichen Co-Leiterin. Die (Haupt)verantwortung trägt jeweils die Leiterin oder der Leiter. Diese Idee geht einerseits auf ein Bemühen um Gleichstellung zurück, andererseits auch auf ein „klassisch“ heterosexuell ausgerichtetes Bild einer Familie, in der eine Mutter und ein Vater als Paar für die Kinder sorgen („Nachbeelterung“).

Die institutionelle Ebene der Lehrenden spiegelt durch das Bemühen um Parität in der Zusammensetzung der Lehrtherapeut_innen die Realität des psychotherapeutischen Feldes nicht wider. Wir finden im Lehrkörper einen Männeranteil (41 %), der fast doppelt so hoch ist wie der auf der Ebene der Kandidat_innen (21 %). Das Prinzip der Gegengeschlechtlichkeit oder Parität befördert eine politische Maskulinisierung, denn männliche Anwärter werden als Gruppenleiter bevorzugt (im Sinne von „Wir brauchen mehr Männer in unseren Reihen“). Hier bildet sich eine Werte-Dynamik ab, die wir aus der Berufssoziologie kennen: Männer in feminisierten Feldern (z. B. Lehrer, Krankenpfleger) werden aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit besonders wertgeschätzt. Mann-Sein ist in feminisierten Feldern wertvoll und Männer dürfen ihr Mann-Sein in diesen Feldern auch zeigen und betonen. Frauen in Berufsfeldern mit überwiegendem Männeranteil (IT-Branche, höhere Positionen in Verwal-

tung und Wirtschaft) hingegen werden aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit tendenziell minder beurteilt und haben den Eindruck, ihre Weiblichkeit eher neutralisieren zu müssen oder beweisen zu müssen, dass sie ebenso qualifiziert sind wie ihre männlichen Kollegen (Heintz & Nadai, 1998; Schlamelcher, 2011).

Das Bemühen um die Einsetzung von möglichst gleich vielen männlichen wie weiblichen Lehrenden führt dazu, dass die zu 80 % weibliche Basis unseres Verfahrens sich nicht adäquat in der einzigen Aufstiegs- und Führungsebene, die der Beruf der Psychotherapeutin zu bieten hat (Jaeggi 2014), wiederfindet und benachteiligt ist – wie sich dies auch in Wissenschaft und akademischer Lehre zeigt (European Commission, 2009). Es ist für die zahlenmäßig geringeren männlichen Mitglieder unserer Therapielcommunity leichter, in den Status eines Lehrenden aufzusteigen, hier finden sich wenig(er) Bewerber. Andererseits ist die Konkurrenz unter den weiblichen Lehrenden größer, was allerdings nicht offen thematisiert wird – eine in weiblichen (therapeutischen?) Beziehungsgefügen nicht unübliche Dynamik (Wardetzky, 2000).

Das Bemühen um ausgeglichene Anteile von Männern und Frauen unter den Auszubildenden und das Geschlechterprinzip in der Zusammensetzung der Gruppenleitung erwachsen aus einem differenztheoretisch polarisierenden, heteronormativen Geschlechterbild (als die Regel in den 1980er Jahren etabliert wurde, waren in den Genderdiskursen differenztheoretische Annahmen vorherrschend). Dabei wird implizit davon ausgegangen, dass Frauen und Männer unterschiedliche Eigenschaften mitbringen. Dies führt zu einem – sicher auch im Sinne des Doing-Gender-Gedankens wertvollen – Versuch, den Kandidat_innen die Möglichkeit zu bieten, die unterschiedlichen Dynamiken mit unterschiedlichen Geschlechtern in der Ausbildung zu erleben (genau genommen müssten auch andere sozialdiskriminierende Faktoren wie Alter, ethnische Zugehörigkeit oder sexuelle Orientierung einbezogen werden, um die Dynamiken mit Personen verschiedener Diversity-Aspekte erfahrbar zu machen). Es genügt jedoch nicht, bloß darauf zu achten, dass Dynamiken mit männlichen wie weiblichen Lehrenden erfahrbar werden, sondern die Gender-Erfahrung muss auch gendersensibel reflektiert werden – was in jeder Gender-Kombination möglich und nötig ist.

Und auf Ebene der Kandidat_innen? Die Selbsterfahrungsteile der therapeutischen Ausbildung im Einzel- und Gruppensetting sind in manchen Aspekten den Prozessen in der therapeutischen Behandlung ähnlich. Personale Selbsterfahrung passiert in der Psychotherapie-Ausbildung sowohl im Gruppen- als auch im Einzelsetting („Lehrtherapie“, vor allem biografische Selbsterfahrung) und in Bezug auf die berufliche Praxis auch in den Lehr-Supervisionen, in denen Kandidat_innen im Behandlungsstatus die Arbeit mit ihren Patient_innen reflektieren (Laireiter, 2014). Man kann davon ausgehen, dass auch hier die Prozesse von Doing Gender wie oben beschrieben wirken. Aufgrund der quantitativen Feminisierung werden die Besonderheiten der weiblichen Dyaden häufiger vorkommen und wahrgenommen, bearbeitet und – hoffentlich – reflektiert werden als die der männlichen Dyaden (Schigl, 2012, 2015). In den vertiefenden Interviews unserer Studie „Qualitätsmerkmal oder Mythos? Die Rolle der Selbsterfahrung in der Psychotherapieausbildung“ (Leitner et al., 2014) gaben interviewte Kandidat_innen an, sich für eine bestimmte Lehrtherapeutin, einen bestimmten Lehrtherapeuten auch aufgrund deren oder dessen Geschlechts entschieden zu haben (eigentlich aufgrund der Phantasien, die sie in ihrer Sozialisation aus den kollektiven mentalen Repräsentationen in Bezug auf eine Person des gleichen oder anderen Geschlechts ausgebildet hatten). Mehrfach wurde angesprochen, dass man in der späteren Praxis doch auch mit Frauen und Männern als Patient_innen zu tun haben werde und deshalb beide Geschlechter in der therapeutischen Interaktion kennenlernen wolle. Kandidat_innen haben also eine (halb)bewusste Sensibilität dafür, dass unterschiedliche Gender unterschiedliche eigene Handlungsweisen und Themen befördern. Womit noch nicht gesagt ist, dass dies als Doing Gender dekonstruiert wird; es könnte auch essentialistisch als „naturegegebene“ Unterschiedlichkeit interpretiert werden.

Die Ausbildungsgruppe ist eine Instanz einer tertiären Sozialisation, in ihr erfolgt eine Identitätsbildung und -veränderung über den Ausbildungsprozess hin. Gruppenselbsterfahrung kann auch als Mikrokosmos gesellschaftlicher Realität angesehen werden, in der je nach Sensibilität und Kompetenz der Lehrtherapeut_innen und Gruppenzusammensetzung gesellschaftliche Stereotypen reproduziert oder hinterfragt und in den Interaktionen sichtbar gemacht werden (Schigl, 2014b). Wozu dienen Gruppenteilnehmer_innen und Lehrende einander?

Die Kandidat_innen bieten einander:

- Beispiele der Vielfalt möglicher Lebenserfahrungen und -entwürfe und der Vielfalt des Ausdrucks und der Erlebensweisen
- Partnerschaften zur Identifikation oder Konfrontation, teilweise auch Rollenmodelle
- Möglichkeiten für wichtige Solidaritätserfahrungen

Die Lehrenden bieten den Kandidat_innen idealiter:

- Rollenmodelle und Identifikationsmöglichkeit
- Beispiele der unterschiedlichen Arten Therapeut oder Therapeutin zu sein und therapeutisch zu arbeiten

- Anschauung der Gestaltung einer (therapeutischen) Zusammenarbeit von zwei Personen (Leitung und Co-Leitung) gestaltet wird.

In der Gruppenselbsterfahrung finden ca. 10–15 weibliche Kandidatinnen (durchschnittlich 13) sich 1 bis 5 männlichen Kandidaten (durchschnittlich 3) gegenüber, angeleitet von einem gegengeschlechtlich zusammengesetzten Leiter_innenpaar. Es herrscht also eine numerische Überzahl an Frauen und meist eine Kombination aus weiblicher Leiterin und männlichem Co-Leiter. Was bedeutet das für die weiblichen Kandidatinnen, was für die männlichen Kandidaten? Diese Frage systematisiert wissenschaftlich zu untersuchen, wäre höchst spannend: Einige erste Gedanken und Beobachtungen dazu sind die Folgenden. Auf der Peer-Ebene werden die männlichen Kandidaten weniger Konkurrenzdruck untereinander ausgesetzt; im Gegenteil: Oft ergeben sich Dynamiken und Aussagen, dass die wenigen männlichen Teilnehmer einander stützen, froh sind, dass zumindest ein, zwei weitere Mitmänner in der Gruppe sind. Es wird weniger Erprobung von homogen männlichen Therapiedyaden möglich sein, diese Dynamiken können nur rudimentär erfahren werden. Eine mehrfach geäußerte Aussage von männlichen Therapeuten-Kollegen in den Gender-Fortbildungen, die ich durchführe, ist, dass sie in ihrer Ausbildung nicht genügend darauf vorbereitet wurden, wie schwierig sich die Beziehungsdynamik im therapeutischen Arbeiten mit männlichen Patienten gestaltet (Schigl, 2012, 2015). Da trotz aller therapeutischen Offenheit eine Beurteilung dessen, was und wie sich die Kandidat_innen in der Gruppe zeigen, Teil des Ausbildungsprozesses ist und sie auch zwei Screenings zur Weiterführung der Ausbildung absolvieren müssen, könnte es zudem sein, dass an die männlichen Teilnehmer ein anderer, milderer (?) Standard der Beurteilung angelegt wird. Denn schließlich, so könnte man denken, müssen diese männlichen Kandidaten in einem Feld reüssieren, das herkömmlich weiblich attribuiert wird – eine qualitative Feminisierung, wie Jaeggi (2014) ausgeführt hat: Emotional expressiv, empathisch zugewandt, warmherzig, intuitiv etc. zu sein – ohne dabei unmännlich zu wirken –, ist die Herausforderung! Männlichen Kandidaten wird – so meine These –, in desto geringerer Zahl sie vertreten sind, umso mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Oft sollen sie „aus Männersicht“ zu einem Thema Stellung nehmen oder werden ihre Aussagen besonders vor dem Hintergrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit interpretiert. Weibliche Kandidatinnen hingegen sind mit starker weiblicher Konkurrenz konfrontiert, sind doch so viele empathische, kompetente, bemühte Peers in der Gruppe. Andererseits genießen sie den Vorzug, eine größere Vielfalt der Dynamiken des therapeutischen Arbeitens mit Frauen sehen und erproben zu können. Weniger Erfahrung können weibliche Ausbildungskandidatinnen aufgrund der Gender-Zusammensetzung der Gruppe für die Therapie in gemischtgeschlechtlichen Dyaden machen; hier fehlt oft ein männliches Gegenüber zum Üben.

Schlussfolgerungen und Einladung zur Diskussion

Was sind nun die Implikationen quantitativer Feminisierung für die Gestaltung unserer Psychotherapie-Ausbildungen? Schauen wir zuerst wieder auf die Lehrenden. Hilfreich ist in jedem Fall eine klare Regelung, wer wie und wodurch den Status einer oder eines Lehrenden erreicht, und wie der Weg der Bewerbung dorthin ist. Dies hilft Phantasien und Konkurrenzen hintanzuhalten.

Infrage stellen möchte ich den Anspruch einer möglichst paritätischen Zusammensetzung des Lehrkörpers. Damit leisten wir der vorhin skizzierten Benachteiligung von Frauen Vorschub. Natürlich soll der Beruf der Psychotherapeutin, des Psychotherapeuten von Menschen beiderlei Geschlechts ausgeübt werden und das Bemühen um männliche Kandidaten ist durchaus sinnvoll (Trans- und Intergender-Personen, die sich nicht einem Geschlecht zuordnen möchten, sind bis dato nicht in der therapeutischen Profession angekommen). Dass eine quantitative (und qualitative?) Feminisierung von Psychotherapie besteht, ist nicht von der Hand zu weisen. Es gilt, ihr elastisch und reflektiert zu begegnen.

Auch ein weiterer Aspekt paritätischer Bemühungen, die gegengeschlechtliche Zusammensetzung von Leitung und Co-Leitung, muss meines Erachtens so nicht mehr aufrechterhalten werden. Ich folge hier gerne der Argumentation von Reichel (2010), der bei der Besetzung der Gruppenleitung gegen die Beibehaltung des Mutter-Vater-Prinzips, aber für die Beibehaltung des Meister_in-Schüler_in-Prinzips (die Teilung in verantwortliche Leitung und Co-Leitung) plädiert.

Gute Elternschaft ist im Lichte der Erkenntnisse der Gendertheorien nicht unbedingt an das Vorhandensein eines gegengeschlechtlichen Paares gebunden (Stacey & Biblarz, 2001). Ein Beeltern, Nachnähren und die Erfahrung von Unterstützung kann in jeder Genderzusammensetzung erfolgen.

Wenn wir der psychologischen und Genderforschung Glauben schenken, können wir davon ausgehen, dass „weibliche“ und „männliche“ Eigenschaften und Verhaltensweisen sozialtypisierende Konstrukte sind und sich über beide Geschlechter verteilen (Scheffler, 2008). Wichtig in Ausbildungsleitungen ist eine Vielfalt an möglichen Verhaltensweisen. Sie muss nicht an die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Geschlechtern gekoppelt sein.

Die Zusammenarbeit der Gruppen-Leiter_innen soll losgelöst von Genderstereotypen erfolgen, die Zusammenarbeit von weiblichen Dyaden ist genauso hilfreich wie die eines gegengeschlechtlichen Paares.

So können wir flexibel auf Feminisierung antworten und benachteiligen junge Kolleginnen nicht. Denn „eine Frau muss unter dem Diktat der Gegengeschlechtlichkeit weitaus mehr leisten, um einer Co-Leitungsrolle würdig zu sein, als ein Mann, bei dem die Bereitschaft allein oft schon genügt“ (Reichel, 2010, S.1).

Ein wesentliches Anliegen der Selbsterfahrungssteile der Ausbildung (in der Gruppe wie in der Lehrtherapie im Einzelsetting) ist es, in den Kandidat_innen neben der unmittelbaren eigenen Erfahrung eine meta-hermeneutische Kompetenz zu etablieren, mit der sie sich selbst exzentrisch in den Blick nehmen können (Petzold, 2003). Diese Fähigkeit hilft bei der Führung des therapeutischen Prozesses und ist besonders in schwierigen Therapiemomenten zur Vermeidung von therapeutischen Fehlern (Schigl & Gahleitner, 2013) nötig. Da aufgrund unserer Sozialisation bei unterschiedlichen Genderkombinationen unterschiedliche Dynamiken emergieren, muss es Anliegen sein, diese in der Ausbildung sichtbar und erfahrbar zu machen. Deshalb könnte, wenn eine Gruppe von zwei Frauen geleitet wird, empfohlen werden, zumindest einen Teil der anderen Ausbildungsschritte (Lehrtherapie, Supervision, Wahlpflichtveranstaltungen) bei einem männlichen Lehrenden zu absolvieren. (Sollte die quantitative Feminisierung zurückgehen und die Zahl der Männer die der Frauen in der Ausbildung übersteigen, gelte die umgekehrte Empfehlung.) Für die Zusammensetzung von Ausbildungsgruppen sollte darauf geachtet werden, dass nicht nur ein einziger männlicher Kandidat in einer Gruppe „die Männer“ vertritt. Zumindest drei oder vier männliche Kollegen sollten an einer Gruppe teilnehmen, damit sie die Möglichkeit haben, miteinander das Arbeiten in männlichen Therapiedyaden zu erproben. Sollte das aufgrund der Anmeldezahlen nicht möglich sein, so kann auch erwogen werden, mit Zustimmung der Kandidatinnen, nachdem sie über die Gruppenkonstellation informiert wurden, eine ausschließlich aus weiblichen Kandidatinnen bestehende Gruppe mit zwei weiblichen Leiterinnen anzubieten und Biografie und Sozialisation im Spiegel des eigenen Geschlechts zu reflektieren. (Auch hier gilt wieder, dass andere Ausbildungsteile mit männlichen Lehrenden oder Kollegen gewählt werden sollten.) Diese Geschlechtshomogenität soll nicht als Option der zweiten Wahl betrachtet werden – im Gegenteil: Geschlechtshomogen zusammengesetzte Gruppen reflektieren ihre Gender-Sozialisation zumeist viel intensiver und bewusster. In den geschlechtsspezifisch therapeutisch arbeitenden Frauen- und Männergruppen ist dies sogar ein erklärtes Ziel (Ebermann et al., 2010; Christ & Mitterlehner, 2013).

Auf Gruppenebene sind prinzipiell alle sechs genannten Aspekte, die Leiter_innen den Kandidat_innen und die Kandidat_innen einander bieten können, genderunabhängig. In genderhomogenen Gruppen ist die Ausdifferenzierung der möglichen Verhaltensweisen zumeist größer; genderstereotypisierendes Verhalten finden wir eher in gemischtgeschlechtlichen Gruppen (Wedl & Bartsch, 2015).

Wie mit den auftretenden Genderdynamiken umgegangen wird – und damit komme ich zu meinem Hauptanliegen und dem zentralen Angelpunkt der Diskussion – ist sowohl im Einzel- als auch im Gruppensetting stark von der Genderkompetenz der Lehrenden abhängig. Es liegt an den Gruppenleiter_innen, ob Gender- oder andere Stereotypen in der Gruppe gelebt und gefestigt werden. Die bloße Anwesenheit beider Geschlechter in einer Ausbildungsgruppe heißt nicht, dass die Angelegenheit der Genderdynamik abgedeckt ist. Hier ist es an den Lehrenden, diese in jeglicher Zusammensetzung zu thematisieren und kritisch zu reflektieren. Auch ist anzunehmen, dass Genderkompetenz im Einzelsetting der Lehrtherapie eine noch größere Rolle spielt. Hier werden die Gender-Färbungen der lehrtherapeutischen Beziehung weniger durch unterschiedliche Perspektiven gebrochen.

Es gilt daher, dass die im Selbsterfahrungs-Prozess entstehenden Dynamiken in den unterschiedlichen Settings und den unterschiedlichen Genderkombinationen (auch) unter Gender-Perspektive betrachtet werden. Biografische Arbeit oder auch supervisorische Reflexion darf individualisierende Interpretationen nicht als alleinige Erklärungsmuster anbieten, sondern muss Sozialisation kritisch in den Blick nehmen und Genderdynamiken nachspüren (Backenstraß & Mundt, 2007). Zur systematischen Reflexion kann ein gendersensibles Fragemanual (Schigl, 2012) als Hilfe dienen. Die Verantwortung hierfür liegt bei den Lehrenden. Spezielle Gender-Lehrveranstaltungen zur Erhöhung der Sensibilität bei den Kandidat_innen sind eine Option, ersetzen aber nicht die über alle Ausbildungsteile hinweg reichende Querschnittsaufgabe der gendersensiblen Reflexion.

Auch der Hintergrund dieser Gender-Reflexion ist zu beachten. Werden Dynamiken essentialistisch im Sinne von „Männer sind vom Mars – Frauen von der Venus“ betrachtet, d. h., werden Männern und Frauen qua Biologie unterschiedliche Erlebens- und Handlungsformen zugeschrieben? Oder werden sozialkonstruktivistische und dekonstruktivistische Theorien zumindest gleichermaßen als Erklärungsfolien herangezogen? Weil wir in unserem Denken dem Konstrukt Biologie eine Letztverantwortung im Sinne von Unabänderlichkeit zuschreiben, sind solche biologistischen Erklärungsansätze bei Genderdynamiken nur bedingt geeignet: Psychotherapie tritt an, Patient_innen zu helfen, aus starren Mustern herauszutreten und die Möglichkeiten, ihr oder sein Leben zu gestalten, zu vergrößern. Sie will helfen, Handlungsspielräume zu erweitern und Rollenflexibilität zu erhöhen –

was gesundheitsfördernd wirkt. In diesem Sinne sind die sozialkonstruktivistischen Theorien zu Frau- oder Mann-Sein, die mehr Änderungs- und Gestaltungsraum öffnen, die zu den Zielen von Psychotherapie besser passenden Interpretationsschablonen.

Für Lehrende und Ausbildungsverantwortliche sind Verständnis für Gender-Gestaltungen und Gendersensibilität gefordert. So verliert die Feminisierung unseres Berufsfeldes den Schrecken des Ungleichgewichts, wird die Genderkompetenz unserer Kandidat_innen erhöht und die therapeutische Qualität in der Behandlung der Patient_innen gestärkt.

Autorin

Brigitte Schigl, Dr.ⁱⁿ MSc. Prof.ⁱⁿ, freie Praxis als Klinische und Gesundheitspsychologin, Psychotherapeutin und Supervisorin. Lehrende am Department für Psychotherapie und biopsychosoziale Interventionen der Donau-Universität Krems, Lehrtherapeutin und Lehrsupervisorin, Forschungsschwerpunkt Gender.

Korrespondenz

Brigitte Schigl
Rembrandtstraße 4/11
A-1020 Wien
Österreich

E-Mail: brigitte.schigl@aon.at

Literatur²

- Abdul-Hussain, Surur (2012). Genderkompetenz in Supervision und Coaching. Wiesbaden: Springer VS-Verlag.
- Backenstraß, Matthias, & Mundt, Christoph (2007). Psychotherapie. In: Rohde, Anke, & Maneros Andreas (Hrsg.), Geschlechtsspezifische Psychiatrie und Psychotherapie: ein Handbuch (S. 392–404). Stuttgart: Kohlhammer.
- Birnstein, Mirko (2015). Wem kann ich vertrauen? Masterthesis. Donau-Universität Krems, Krems, Österreich. https://aleph22-prod-sh1.obvsg.at/F/PXMG53KFT4CU7IQFQVLLMUFA79Q4M9HMDBFFYS2NYN76JEIGTJ-35964?func=full-set-set&set_number=003814&set_entry=000004&format=999
- Butler, Judith (1991). Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Christ, Claudia, & Mitterlehner, Ferdinand (2013). Männerwelten: Männer in Psychotherapie und Beratung. Stuttgart: Schattauer.
- Ebermann, Traude; Fritz, Julia; Macke, Karin & Zehetner, Bettina (Hrsg.) (2010). In Anerkennung der Differenz: feministische Beratung und Psychotherapie. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- European Commission (2009). She figures 2009: statistics and indicators on gender equality in science. Luxembourg: Publications Office of the European Union.
Verfügbar unter: http://ec.europa.eu/research/science-society/document_library/pdf_06/she_figures_2009_en.pdf,
Zugriff am 24.1.2016.
- Forster, Edgar (2007). Feminisierung und Geschlechterdifferenz. In: Borst, E., & Casale, R. (Hrsg.), Ökonomien der Geschlechter (S. 61–76; Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, Bd. 3). Opladen: Budrich.
- Gesundheit Österreich GmbH (Hrsg.) (2015). Ausbildungsstatistik 2014: Psychotherapie, Klinische Psychologie, Gesundheitspsychologie. Gesundheit Österreich GmbH, Wien.
Verfügbar unter: http://www.goeg.at/cxdata/media/druckfreigabe_ausbildungsstatistik_2014_stand_26022015.pdf,
Zugriff am 23.1.2016.
- Hadjar, Andres (Hrsg.) (2011). Geschlechtsspezifische Bildungsungleichheiten. Wiesbaden: Springer VS-Verlag.
- Hagemann-White, Carol (1993). Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. Feministische Studien, 11(2), 68–78.
- Heintz, Bettina, & Nadai, Eva (1998). Geschlecht und Kontext: De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. Zeitschrift für Soziologie, 27, 75–93.
- Jaeggi, Eva (2014). „Weil Frauen ja so emotional sind ...“: die Feminisierung eines Berufes – Psychotherapeutin. Psychotherapie-Wissenschaft, 4, 87–95.
- Laireiter, Anton-Rupert (2014). Selbsterfahrung in der Psychotherapie: die Ergebnislage. In: Gahleitner, Silke B.; Reichel, René; Schigl, Brigitte & Leitner, Anton (Hrsg.), Wann sind wir gut genug? Selbstreflexion, Selbsterfahrung und Selbstsorge in Psychotherapie, Beratung und Supervision (S. 74–90). Weinheim: Beltz Juventa.
- Leitner, Anton; Gahleitner, Silke B.; Märtens, Michael; Schigl, Brigitte; Gerlich, Katharina; Liegl, Gregor; Hinterwallner, Heidemarie; Koschier, Alexandra & Frank, Christina (2014). Die Rolle der Selbsterfahrung in der Psychotherapieausbildung. Endbericht. Department für Psychotherapie und Biopsychosoziale Gesundheit, Fakultät für Gesundheit und Medizin, Donau-Universität Krems, Krems, Österreich. Verfügbar unter:

² Um das Geschlecht der Autor_innen sichtbar zu machen, werden in diesem Beitrag auch die Vornamen angegeben.

http://www.donau-uni.ac.at/imperia/md/content/department/psymed/forschungsartikel/se-bericht_24.09.2014.pdf,
Zugriff am 24.1.2016.

- Moscovici, Serge (2001): "Why a Theory of Social Representations?" In: Deaux K., Philogène G. (Hrsg.): Representations of the Social, Oxford: Blackwell, S. 8-35.
- Petzold, Hilarion G. (2003). Integrative Therapie: Modelle, Theorien und Methoden einer schulenübergreifenden Psychotherapie, Bd. 1-3, 2. Aufl. Paderborn: Junfermann.
- Reichel, René (2010). Co-Leitung in der Ausbildung für Integrative Therapie. Diskussionspapier für Lehrende. Lehrgang Integrative Therapie, Donau-Universität Krems, Krems, Österreich.
- Rieske, Thomas Viola (2012). Feminisierung der Pädagogik? Kritik einer Problemdiagnose. Betrifft Mädchen, 25, 16-19.
- Scheffler, Sabine (2008). Psychologie: Arbeitsergebnisse und kritische Sichtweisen psychologischer Geschlechterforschung. In: Becker, Ruth & Kortendiek, Beate (Hrsg.), Handbuch Frauen und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie, 2. Aufl. (S. 651-659). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Schigl, Brigitte (2010). Feministische + Gendertheorie: Diskurse und ihre Bedeutung für das psychosoziale Feld. Journal für Psychologie, 18(3). Verfügbar unter: <http://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/32/190>,
Zugriff am 20.1.2016.
- Schigl, Brigitte (2012). Psychotherapie und Gender. Konzepte. Forschung. Praxis. Wiesbaden: Springer-VS.
- Schigl, Brigitte (2014a). Gendered Risk: Risikofaktor Geschlecht? In: Leitner, Anton; Schigl, Brigitte & Märtens, Michael (Hrsg.): Wirkung, Risiken und Nebenwirkungen von Psychotherapie: ein Beipackzettel für PatientInnen und TherapeutInnen (S. 51-65). Wien: Facultas.wuv.
- Schigl, Brigitte (2014b). We are all part of the game! Gender + Diversity-Kompetenz für psychosoziale Berufe. In: Gahleitner, Silke B.; Reichel, René; Schigl, Brigitte & Leitner, Anton (Hrsg.), Wann sind wir gut genug? Selbstreflexion, Selbsterfahrung und Selbstsorge in Psychotherapie, Beratung und Supervision (S. 62-73). Weinheim: Beltz-Juventa.
- Schigl, Brigitte (2015). Doing Gender im psychotherapeutischen Prozess – braucht Dekonstruktion. Psychosozial, 38(2), 39-54.
- Schigl, Brigitte, & Gahleitner, Silke B. (2013). Fehler machen - aus Fehlern lernen? Perspektiven zur Klassifizierung von psychotherapeutischen Fehlern und dem Umgang damit. Psychotherapie-Wissenschaft, 3, 23-33.
- Schlamelcher, Ulrike (2011). Paradoxien und Widersprüche der Führungskräfteerkrutierung: Personalauswahl und Geschlecht. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Stacey, Judith & Biblarz, Timothy J. (2001). (How) does the sexual orientation of parents matter? American Sociological Review, 66, 159-183.
- Wardetzky, Bärbel (2000). Ohrfeige für die Seele: wie wir mit Kränkung und Zurückweisung besser umgehen können. München: Kösel.
- Wedl, Juliette & Bartsch, Annette (Hrsg.). Teaching Gender? Zum reflektierten Umgang mit Geschlecht im Schulunterricht und in der Lehramtsausbildung. Bielefeld: Transcript.

Féminisation de la psychothérapie : perspectives en matière de formation des psychothérapeutes

Cet article s'intéresse aux conséquences de la féminisation sur la formation des psychothérapeutes à partir des réflexions d'Eva Jaeggi (2014) sur le sujet. La situation en Autriche est telle que les psychothérapeutes sont au deux tiers des femmes traitant des patients qui sont au deux tiers des femmes elles aussi. Autrement dit, la psychothérapie s'exerce majoritairement en dyades féminines.

Si l'on s'interroge sur le rôle que joue l'appartenance à un sexe en matière de psychothérapie, reprendre la théorie du « doing gender » permet d'expliquer les diverses dynamiques qui naissent des compositions des différentes dyades thérapeutiques ou des groupes (Schigl 2012). Le « doing gender », c'est-à-dire la connotation que prend l'interaction entre les participants du fait de leur genre, est particulièrement manifeste au moment d'adresser un patient, dans le choix du thérapeute, dans les objectifs de la thérapie, dans des situations particulièrement difficiles du processus et concernant certains sujets abordés. Chaque configuration possède ses particularités, ses avantages et ses risques (Schigl 2014a).

Pour expliquer la situation de la formation, prenons l'exemple de la thérapie intégrative. La proportion est de 79 % de femmes et de 21 % d'hommes candidats à la formation, face à 59 % de femmes et 41 % d'hommes thérapeutes formateurs. Cette surreprésentation des hommes parmi les formateurs trouve son origine dans la volonté de créer un binôme formé d'un pilote et d'un copilote de sexes opposés dans chaque cohorte de formation pour chaque groupe de travail sur soi-même. Chaque candidat doit aussi avoir le plus grand choix possible entre des thérapeutes formateurs féminins et masculins pour sa thérapie individuelle dans le cadre de la formation. Il est donc plus facile pour les hommes, en nombre plutôt restreint dans notre communauté de thérapeutes, d'accéder au statut de formateur, puisque les candidats sont peu nombreux. La concurrence entre formatrices est plus âpre, en revanche. La dynamique des valeurs qui en découle est connue en sociologie professionnelle: du fait de leur genre, les hommes qui travaillent dans un environnement féminin (par exemple les professeurs, les infirmiers) sont particulièrement valorisés et montent vite en grade. La base à 80 % féminine de notre métier ne se retrouve pas dans les promotions et les fonctions d'encadrement que propose le métier de psychothérapeute (Jaeggi 2014) et est pénalisée. Les candidat(e)s des différents groupes vivent la même chose : en raison de leur petit nombre, les participants (1-5 hommes pour 10-15 femmes) sont soumis à une concurrence plus restreinte que les participantes. Souvent, les contributions de groupe sont interprétées de telle façon qu'elles reflètent davantage le point de vue masculin et qu'une plus grande attention leur est accordée par rapport aux contributions féminines (interprétation qui émane de candidat(e)s avec lesquels l'auteure a réfléchi à la composition des groupes selon le sexe). Par ailleurs, ils ont moins l'occasion de s'exercer à des situations thérapeutiques auprès d'hommes alors que les candidates ont un plus large choix de dynamiques relationnelles en dyades homogènes du point de vue du genre.

Au vu de ces dynamiques, je voudrais donc remettre en question le principe d'une composition la plus paritaire possible du corps enseignant. Cette situation cache des stéréotypes hétéro-normatifs et polarisants des sexes. On part implicitement du principe que les femmes et les hommes possèdent des particularités différentes et nous laissons ainsi toute latitude pour que les femmes soient pénalisées dans la formation thérapeutique. La composition paritaire de l'équipe de direction du groupe repose sur un modèle classique avec père et mère, alors que le « reparentage » est possible dans n'importe quelle combinaison. La collaboration au sein des encadrants du groupe doit se départir des stéréotypes liés au sexe. La collaboration qui naît d'une dyade féminine (ou masculine) est tout aussi utile que celle d'un binôme mixte.

Le fait de veiller simplement à ce que des dynamiques avec les enseignants féminins et masculins soit possible a un goût d'inachevé si ces expériences ne reflètent pas la sensibilité des sexes - or cela peut se faire dans chaque combinaison de genres et est même nécessaire. La gestion de la dynamique des genres – que ce soit en configuration de groupe ou individuelle – dépend fortement de la compétence de l'enseignant en la matière. Il revient au leader du groupe de faire vivre des stéréotypes liés au sexe ou à d'autres aspects dans le groupe et de les consolider. La seule représentation des deux sexes dans un groupe de formation ne garantit pas que le sujet de la dynamique des genres soit abordé. Les formateurs et responsables de formations doivent être conscients de cette problématique et posséder une sensibilité en la matière. Ce sera le moyen pour que la féminisation de notre profession cesse d'effrayer par son déséquilibre, que la compétence en matière de différence entre les sexes de nos candidats se renforce et que la qualité thérapeutique du traitement des patients s'améliore.

Originalarbeit

Monika Dreiner

(Eltern)wohl und (Kindes)wehe bei Besuchskontakten: Auswirkungen der Umgangsregelungen auf die Entwicklungsförderung fremdplatzierter traumatisierter Kinder

Zusammenfassung: Die Regelung des Umgangs von früh traumatisierten Kindern, die außerhalb der Herkunftsfamilie untergebracht sind, berücksichtigt oft nicht die Problematik, die sich für alle Beteiligten ergibt. Eine sachgerechte Entscheidung, die sich am Kindeswohl orientiert, verlangt eine individuelle Analyse der Situation. Bisherige Regelungen drängen die Ersatzbezugspersonen vielfach in eine Position, in der sie zu Übeltäter(inne)n werden, und die Helfersysteme befinden sich in einer Zwickmühle. Es wird vorgeschlagen, die Besuchskontakte anhand des allgemeinen dialektischen Veränderungsmodells für die Therapie von Traumafolgestörungen nach G. Fischer zu regeln.

Schlüsselwörter: Umgang des Kindes mit den Eltern, Besuchskontakt, Fremdplatzierung, früh traumatisierte Kinder, leibliche Eltern, Ersatzbezugspersonen, allgemeines dialektisches Veränderungsmodell, Bindung, Kindeswohl

(Parents) weal and (child) woe in visiting contacts: effects of contact arrangements on the developmental facilitation of traumatized children

Summary: The arrangements of contact of early traumatized children who are accommodated outside the family of origin, often do not take into account the resulting problems for all involved. An appropriate decision based on the child's welfare requires an individual analysis of the situation. Hitherto existing regulations urge the replacement caregivers often in a position where they are forced to become evildoers, and the helping systems are in a quandary. It is proposed to regulate the visiting contacts using the general dialectical change model for the treatment of traumatic disorders by G. Fischer.

Keywords: the child's contact with the parents, visiting contact, foster placement, early traumatized children, biological parents, substitute caregivers, general dialectical variation model, attachment, child welfare

Il rapporto con bambini traumatizzati collocati presso terzi. – Diritti di visita: un bene (per i genitori) e un male (per i bambini)?

Riassunto: La regolamentazione dei rapporti con bambini traumatizzati in età precoce, collocati al di fuori della famiglia di origine, spesso non considera la problematica che risulta per tutti gli interessati. Una decisione adeguata, orientata al bene del bambino, richiede un'analisi individuale della situazione. Le regolamentazioni fino ad oggi attuate molte volte mettono le persone di riferimento sostitutive nella posizione del colpevole, e i sistemi di assistenza si trovano in difficoltà. Si propone di regolamentare i diritti di visita sulla base del modello generale del cambiamento dialettico per la terapia di disturbi da stress post-traumatico secondo Fischer.

Parole chiave: rapporto/diritto di visita con bambini collocati presso terzi, bambini traumatizzati in età precoce, genitori naturali e persone sostitutive, modello generale del cambiamento dialettico.

Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeuten, die mit traumatisierten fremdplatzierten Kindern arbeiten, werden vielfach mit den Folgen der Besuchskontakte zur Herkunftsfamilie konfrontiert. Es gibt Konstellationen, in denen der regelmäßige Kontakt zur Herkunftsfamilie notwendig ist, um die Entwicklung des Kindes positiv zu unterstützen. Im schlimmsten Fall jedoch bereitet man die Kinder 14 Tage vorher auf den Kontakt vor, um in den folgenden 14 Tagen die Nachwehen zu bearbeiten. Ein Aufarbeiten eines Traumas ist unter diesen Bedingungen nicht möglich.

Das Thema des Umgangs oder Besuchskontakts offenbart immer wieder den Konflikt zwischen dem Schutz des Kindes (Jugendamt, Pflegeeltern, stationäre Jugendhilfe u. Ä.) und dem Recht der Eltern auf Umgang. „Eltern haben grundsätzlich das Recht auf und die Verpflichtung zu Kontakten zu ihrem Kind. Eine von außen durchgesetzte, längerfristige Einschränkung ist nur erlaubt, wenn das Wohl des Kindes gefährdet ist.“ (Küfner et al., 2011, S. 563) Die in vielen Rechtssystemen angelegte Umgangsregelung (z. B. § 1684 des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs) legt ihr Augenmerk in erster Linie auf die Regelung des Umgangs von Scheidungskindern. Dabei bleibt unberücksichtigt, ob die Regelung „überhaupt auf ein nicht bei seinen Eltern, sondern bei Pflegeeltern (oder im Heim) lebendes Kind passt, darüber verliert die regierungsamtliche Begründung zum Kindschaftsrechtsreformgesetz (KindRG) bis auf eine [nebenbei gemachte] Bemerkung kein Wort.“ (Salgo, 2004, S. 19) Die im deutschen KindRG formulierte Regelung des Umgangs differenziert also nicht nach der jeweiligen Konstellation des kindlichen Lebensmittelpunktes (Herkunftsfamilie, Elternteil, Heim etc.). Die

Orientierung am Umgang von Scheidungskindern scheint jedoch auch in anderen Ländern üblich zu sein. Eine Untersuchung von Pflegeverhältnissen in der Schweiz (Gassmann, 2010) greift das Thema Besuchskontakte zwar auf, unterscheidet jedoch nicht zwischen den Ursachen für die Herausnahme aus der Herkunftsfamilie und der Bewertung der Kontakte.

Für eine Lösung bleibt oft nur der Weg über das Gericht. Die Lösung des Konflikts durch einen Dritten auf dem Wege der Rechtsprechung klärt zwar den Handlungsbedarf, aber nicht unbedingt die Bedingungen, die dem Konflikt zugrunde liegen. Das Thema ist heikel und verlangt einen sachlichen, in erster Linie dem Kindeswohl dienenden Diskurs.

Verschiedene familiäre Konstellationen

Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass der Umgang von Kindern mit ihren leiblichen Eltern oder anderen Bindungspersonen dem Wohlergehen des Kindes dient. Dennoch gibt es Familienkonstellationen, in denen dieser Umgang hinterfragt werden muss.

Die Gründe für die Regelung und Durchführung von Besuchskontakten sind sehr vielfältig: Sie reichen von kooperierenden geschiedenen Eltern über hochstrittige Elternschaften nach einer Scheidung bis hin zu Kindern, die aus extrem belastenden oder existentiell bedrohlichen Lebenssituationen in Obhut genommen werden mussten. Alle diese Konstellationen verlangen eine individuelle Analyse und fallspezifische Herangehensweise. Eine allgemeingültige Lösung muss zwangsläufig die Einzelschicksale verfehlen, kann nicht hilfreich sein.

Die Vielfältigkeit und Komplexität des Themas lässt an dieser Stelle nur Raum für eine traumaspezifische Fragestellung. Landesspezifische juristische Grundlagen müssen daher ebenfalls unberücksichtigt bleiben. Ausgangspunkt ist, dass es entsprechende Regelungen gibt (staatliches Wächteramt), die in strittigen Fällen zur Anwendung kommen. Nicht berücksichtigt werden sollen ausdrücklich auch die Umgangsfragen im Zusammenhang mit Scheidungskindern, die gerne beispielhaft für die Kinder herangezogen werden, die früh in ihrem Leben extremen Belastungen und Traumatisierungen durch ihre frühen Bezugs- oder Bindungspersonen ausgesetzt waren. Der Aufsatz möchte den Belangen früh traumatisierter Kindern Raum bieten, die aus ihren traumatisierenden Familienumfeldern herausgenommen worden sind und dauerhaft einen neuen Lebensmittelpunkt haben. Nicht berücksichtigt bleibt auch, dass das (Entwicklungs-)alter der Kinder und der Stand der Vermittlung in ein neues Lebensumfeld eine unterschiedliche Handhabe der Besuchskontakte verlangen.

Sinn und Zweck von Besuchskontakten

Besuchskontakte dienen der Aufrechterhaltung der Eltern-Kind-Beziehung nach Fremdunterbringung, um einerseits für eine potentielle Rückführung die Kontinuität der elterlichen Beziehung nicht zu gefährden und andererseits dem Rechtsanspruch der Eltern auf Umgang zu genügen. Werden diese Besuchskontakte umgesetzt, sind von den Folgen oftmals nicht nur die Kinder, sondern auch die Ersatzfamilien oder stationären Jugendhilfeeinrichtungen und die leiblichen Eltern negativ betroffen. Das Verhalten der Kinder deckt das ganze Spektrum von Akzeptanz bis Abwehrverhalten ab. Im besten Fall wird tatsächlich eine bestehende gute Beziehung gestärkt, schlimmstenfalls stellen die Besuchskontakte eine regelmäßige Retraumatisierung der Kinder dar und blockieren sowohl die Entwicklung als auch alle Bemühungen pädagogischer und therapeutischer Art, die Entwicklung zu fördern. Das bedeutet, dass Besuchskontakte zwischen Kindern und ihren Eltern tatsächlich entwicklungsfördernd sein können, sie können jedoch auch das Kindeswohl massiv beeinträchtigen. Die Wahrung des Kindeswohls im Zusammenhang mit Besuchskontakten setzt daher eine sachverständige Reflexion der gesamten Situation voraus.

Anliegen des Aufsatzes ist entsprechend nicht, Lösungen für den Umgang und seine Probleme zu präsentieren, sondern Anregung für den sachlichen Diskurs der beteiligten Professionen zu geben. Dazu soll mit Blick auf ihr zu änderndes Beziehungsverhalten auf die Kinder fokussiert werden, die wegen einer frühen Traumatisierung durch Inobhutnahme mit oder ohne Einvernehmen der leiblichen Eltern einen neuen Lebensmittelpunkt zugewiesen bekommen haben.

Eine Regelung der Besuchskontakte zwischen Eltern und Kind erfolgt heute vielfach auf Anordnung von Familiengerichten. Vorgegangen ist eine Herausnahme des Kindes aus der Herkunftsfamilie und anschließende Fremdunterbringung. Bei diesen meist traumatisierten Kindern ist von einer Dauerpflege auszugehen, d.h., die Pflegeeltern oder Ersatzbezugspersonen sollen an Eltern statt die Erziehungsaufgabe übernehmen. Das (Pflege-)Kind soll sich an seinem neuen Lebensmittelpunkt sicher und wohl fühlen und seine Persönlichkeit altersgerecht entwickeln, die zuvor gestörte Persönlichkeitsentwicklung wieder aufnehmen können. Damit die Dauerpflege dieser Aufgabe gerecht werden kann, müssen bestimmte Bedingungen erfüllt sein.

Bindungstheoretische Aspekte

Die Bedeutung der Bindungsorganisation für die Entwicklung von Kindern steht heute außer Zweifel. Steele (2009, S. 336) fasst die Grundannahmen für das Verständnis von Bindungsbeziehungen nach J. Bowlby wie folgt zusammen:

- 1) „Enge emotionale Bindungen zwischen Individuen haben eine primäre und eine biologische Funktion;
- 2) die Art, in der mit einem Kind umgegangen wird, ist von erheblichem Einfluss auf seine Entwicklung und auf das spätere Funktionieren seiner Persönlichkeit;
- 3) Bindungsverhalten muss als Teil eines Organisationssystems gesehen werden, das sich ein ‚inneres Arbeitsmodell‘ des Selbst und der anderen zunutze macht, an dem sich Erwartungen und Verhaltensplanungen ausrichten können;
- 4) „Bindungsverhalten ist grundsätzlich veränderungsresistent, es gibt aber ein immer vorhandenes Veränderungspotential, so dass es lebenslang sowohl schädlichen wie günstigen Einflüssen zugänglich bleibt.“

Für die Beziehungsentwicklung von Kindern und ihren Fürsorgepersonen bedeutet dies, dass die inneren Arbeitsmodelle, die das Kind in der noch so kurzen Beziehung zur Herkunftsfamilie ausgebildet hat, in die neue Lebenssituation eingebracht werden. Vielfach sind diese Modelle der Herkunftsfamilie dysfunktional und nicht kompatibel mit den Arbeitsmodellen der neuen Bezugspersonen. Das bedeutet, die vertrauten Beziehungsangebote des Kindes und die neuen Beziehungsangebote der neuen erwachsenen Bezugspersonen passen nicht, müssen erst angepasst werden. Die Veränderungsresistenz dieser inneren Beziehungsbilder verlangt nicht nur Geduld, sondern auch Konstanz der neuen inneren Modelle, d. h. eine konstante Beziehung zur Fürsorgeperson. Bowlby (zitiert nach Steele, 2009, S. 337) betont: „Es läuft darauf hinaus, dass ein Verhaltenssystem, nachdem es organisiert ist, die Tendenz hat, weiterzubestehen, sogar wenn es sich in einer nichtfunktionalen Richtung entwickelt hat oder wenn die äußeren Reize bzw. die inneren Bedingungen, von denen es zuerst abhängig war, nicht mehr vorhanden sind. Die genaue Form jedes einzelnen Verhaltenszuges und die Abfolge, in die es organisatorisch hineingefügt wird, ist deshalb für seine Zukunft von großer Bedeutung.“

Eine gelingende entwicklungsfördernde Beziehung zu einer neuen Bezugsperson sollte daher möglichst störungsfrei und kontinuierlich sein können. Im Zusammenhang mit dem Recht leiblicher Eltern auf Umgang mit ihren traumatisierten Kindern bleibt die Frage, was der Umgang für die Entwicklung einer neuen sicheren Beziehung des traumatisierten Kindes mit seinen Fürsorgepersonen bedeutet.

Durch die Regelung der Besuchskontakte soll sowohl das Elternrecht als auch das Recht des Kindes auf Umgang erfüllt werden. Ziel ist dabei, „die erhaltenswerte Eltern-Kind-Beziehung auch nach einer räumlichen Trennung zwischen Kind und Elternteil nicht abreißen zu lassen, bzw. diese in Fällen, in denen Kind und umgangsberechtigter Elternteil nie zusammengelebt haben, überhaupt erst herzustellen.“ (Diouani, 2004, S. 26) Für die Regelung wird also grundsätzlich von einer bestehenden Beziehung ausgegangen oder von der Notwendigkeit, eine Beziehung zu den leiblichen Eltern herzustellen. Die Besuchskontakte sollen daher die räumliche Trennung des Kindes von den Eltern überbrücken. Andererseits aber wird das Kind aufgefordert, sich in der neuen Umgebung einzuleben und die neuen Beziehungsangebote der Bezugspersonen aufzugreifen und dort zu verbleiben. Gleichzeitig sollen die alten, meist schädigenden Beziehungsmuster zur Herkunftsfamilie aufrechterhalten werden. Das heißt, das Kind soll die entwicklungsfördernden und die entwicklungsschädigenden Beziehungsgestaltungen parallel erhalten und ausbilden. Bemüht man das Bild des Hausbaus, das gerne zur Verdeutlichung der Folgen früher Traumata herangezogen wird (das Fundament bestimmt mit, wie standfest das Haus wird), steht das Kind vor der Aufgabe, parallel mit Unterstützung der Ersatzeltern ein stabileres Haus auf dem brüchigen Untergrund zu bauen und gleichzeitig auf demselben Fundament das wackelige Haus der Herkunftsfamilie zu erhalten und auszubauen. Das stellt eine Aufgabe dar, mit der alle Beteiligten überfordert sind!

Besuchskontakte aus Sicht der Helfersysteme

Zur Verdeutlichung der Komplexität der Situation sollen zusammengefasst Perspektiven der Helfersysteme und der Eltern angeführt werden.

Die Herausnahme eines Kindes aus seiner Herkunftsfamilie ist eine Entscheidung, die nicht ohne Konsequenzen rückgängig gemacht werden kann. Das gilt unabhängig davon, ob die Herausnahme behutsam vorgenommen wird oder sie wegen äußerer Faktoren (z. B. Straftat eines Elternteils) so nicht durchzuführen ist. Mögliche Zweifel an der Richtigkeit der Entscheidung belasten auch die professionellen Helfer. Unter diesem Aspekt kann

die Unterstützung der Besuchskontakte seitens der professionellen Helfer auch eine Konfliktlösung darstellen, mit der versucht werden soll, die Härte der Entscheidung zu mildern, noch einen Weg zurück offenzulassen. Das Kind wird zwar herausgenommen und fremdplatziert, aber die Situation entspricht etwa der eines längeren Klinikaufenthalts, während dem die Eltern das Kind besuchen kommen. Das scheint auf den ersten Blick leichter zu verkraften. Für wen, bleibt die Frage.

Ein anderer Aspekt, unter dem Besuchskontakte unterstützt werden, ist die Erleichterung der Ablösung aus der Herkunftsfamilie für Eltern und Kind. Gedacht ist hier, dass ein intermittierender Kontakt, mit eventuell stetig verringerter Frequenz der Termine, zu einer Entfremdung in der Eltern-Kind-Beziehung führt und so das Kind die Eltern leichter vergessen kann und die Eltern das Interesse an dem Kind langsam verlieren können. Ein solches Vorgehen mag in einzelnen Fällen hilfreich sein, bei genauer Betrachtung kommt man jedoch nicht umhin, zu sehen, dass auf diese Weise weder die Eltern noch die Kinder in ihren unterschiedlichen Bedürfnissen (z. B. den Verlust zu betrauern) wahrgenommen werden. Das heißt, selbst wenn die Entfremdung eintritt, hat es keinen klaren, unmissverständlichen Abschied gegeben. Der Grund für die ausbleibenden Kontakte bleibt im Verborgenen, öffnet allen Fantasien Tür und Tor und hält die Hoffnung auf ein späteres Wiedersehen aufrecht. Unter diesen Bedingungen ist es für das Kind schwierig, sich auf die neuen Bezugspersonen einzulassen, und diese stehen oft in heimlicher Konkurrenz zu den Eltern. Auch die leiblichen Eltern bleiben emotional daran hängen, dass ihnen „das Amt die Kinder weggenommen“ hat.

Als weiterer Grund für die Aufrechterhaltung von Besuchskontakten wird angegeben, dass es den Kindern leichter fällt, die leiblichen Eltern realistischer wahrzunehmen und nicht mehr zu idealisieren. Die Langzeitstudie von Fanshel und Shinn (1978) kam zu dem Ergebnis, dass die Besuchskontakte zwar zu einer höheren Belastung der Kinder führten, zeigte aber auch, dass viele Kinder mit Besuchskontakten – im Unterschied zu denen ohne Besuchskontakte – anstehende Entwicklungen besser bewältigen konnten. Eine differenzierte Betrachtung der Lebensgeschichten der jeweiligen Kinder lässt jedoch vermuten, dass die unterschiedliche Reaktion auf die Besuchskontakte Ergebnis der unterschiedlichen Erfahrungen der Kinder (desorganisiertes Bindungsmuster zur primären Bezugsperson, unklare Perspektive der Kinder über einen langen Zeitraum) darstellt (siehe hierzu auch Nienstedt & Westermann, 2007).

Besuchskontakte aus Sicht der leiblichen Eltern

Das Erleben der Herausnahme eines Kindes aus seiner Herkunftsfamilie beschreiben die Eltern oft als: „Die nehmen mir das Kind weg!“, auch dann, wenn im Vorfeld durch familienunterstützende Maßnahmen und deren Scheitern deutlich geworden war, dass die Erziehungsfähigkeit der Eltern – oftmals der alleinerziehenden Mutter – nicht gegeben ist. Je nach Persönlichkeitsstruktur der Eltern hat das Kind Funktionen (z. B. stabilisierendes Selbstobjekt) übernehmen müssen, über die die Eltern aufgrund ihrer eigenen desolaten oder traumatisierenden Entwicklungsgeschichte nicht verfügen. Die Herausnahme des Kindes ist eine große Kränkung, die zusätzlich zu den oft vorhandenen Versagensgefühlen der Eltern deren Leid vergrößert oder – aufgrund nicht integrierter Größenfantasien - durch Verkennen der Realität zu heftigen Feindbildern führt: das Jugendamt, das Gericht oder andere müssen bekämpft werden.

Angebundene oder erkämpfte, erstrittene Besuchskontakte bieten den Eltern eine vermeintliche Möglichkeit, den Verbleib ihres Kindes – und damit die Ersatzeltern und das Kind – zu kontrollieren, mit dem Gefühl, so ihrer Verantwortung für das Kind doch nachzukommen. Die Eltern halten so an ihrer Elternrolle fest, ohne den Alltag mit dem Kind, also die Erziehungsaufgabe, zu übernehmen. Das Kind hat dann quasi zwei Elternpaare, die Anforderungen stellen: die leiblichen Eltern und die Ersatzpersonen oder Pflegeeltern. Als nahezu unlösbare Aufgabe ergibt sich dann für das Kind, die Aufgaben, Normen, Werte, Vorstellungen, inneren Bilder und Beziehungsgeschichten der beiden Eltern nebeneinander bestehen zu lassen, obwohl diese in der Regel nicht kompatibel sind. Gleichzeitig soll das Kind auch noch die eigenen Entwicklungsaufgaben lösen.

Ein weiterer Aspekt der Kontrolle des Kindes durch die Eltern kann darin bestehen, ein einmal eingefordertes Schweigegebot immer wieder durch „Sichtkontakt“ (Angstbindung) zu erneuern, um so zu verhindern, dass das Kind Familiengeheimnisse offenlegt. Unter diesen Bedingungen wird das Kind eigene Entwicklungswege kaum wagen und sich nur schwer in das neue Lebensumfeld integrieren. Ein Besuchskontakt, der wie eine Konditionierung des Schweigegebotes anmutet, dient den Eltern dazu, ihr Bedürfnis zu befriedigen und das Familiengeheimnis zu wahren, und verhindert, dass die Herausnahme und Fremdunterbringung dem Kindeswohl tatsächlich dienlich ist.

Denkbar sind auch Fallkonstellationen, in denen die Eltern sich durch die Herausnahme eines Kindes entlastet fühlen und der regelmäßige Umgang die Schuldgefühle der Eltern mindern soll. Das Problem der „zwei Elternpaare“ besteht für das Kind auch dann.

Bei der Umgangsregelung wird oft nicht beachtet, dass die Traumatisierung der Kinder häufig eine trans-generationale Weitergabe der erlebten elterlichen Traumata darstellt. In diesem Fall – so ist meine Erfahrung – bleiben die Eltern den vereinbarten Terminen fern. Werden sie dennoch einbestellt, erstarren sie beim Anblick der Kinder oder schalten ab, um sich selbst vor den aufkommenden Affekten zu schützen. Sie sitzen da, ignorieren das Kind, reden allenfalls mit der Umgangsbegleitung. Diese Eltern werden dann als nicht kooperativ beschrieben, der Umgang verläuft sich ohne klare Ansage für beide Seiten. Bei den Kindern bleiben nicht selten Schuldgefühle zurück. Sie erleben sich als Verursacher der Kontaktverweigerung, was die Integration in das neue Lebensumfeld erschwert.

Besuchskontakte aus Sicht der traumatisierten Kinder

Wie oben angeführt soll der Fokus auf Kinder mit frühen Traumata gerichtet sein. Unter frühen Traumata werden hier pränatale Traumatisierungen und traumatisierende Erfahrungen, die in den ersten drei Lebensjahren geschehen sind, verstanden. Im Besonderen sind traumatisierende Erfahrungen durch die Eltern gemeint (Beziehungstraumatisierungen).

Traumata, die durch die primären Bezugspersonen zugefügt worden sind, bewegen sich im Spektrum von emotionaler und körperlicher Vernachlässigung und Misshandlungen und Missbrauch jeglicher Art. Die primären Bezugspersonen, die eigentlich die Aufgabe haben, das Kind vor Schaden zu schützen und die Entwicklung zu fördern, versagen ihre Schutzfunktion oder traumatisieren selbst, sind Übeltäter geworden. Durch die Herausnahme der Kinder aus dem Familiensystem wird die Fortsetzung der Traumatisierung unterbrochen. Im Anschluss an eine oft viel zu lange Clearingphase wechselt das Kind von der Bereitschaftspflege auf Zeit in eine Dauerpflege. Durch die Installation einer Ersatzfamilie, neuer Bezugspersonen soll für die Kinder ein stabiles Lebensumfeld geschaffen werden, mit Bezugspersonen, die belastbar sind (Diouani, 2004). Nur in einem sicheren äußeren, beschützenden Bezugsrahmen, der kontinuierliche Beziehungs- und Bindungsangebote möglich macht, haben früh traumatisierte Kinder eine Chance, dysfunktionale Beziehungserfahrungen und entwicklungshemmende Erlebnisse durch neue, andere Erfahrungen zu korrigieren.

Entwicklungspsychologische Annahmen

Entwicklungspsychologisch betrachtet hat die Ausgestaltung der Besuchskontakte einen großen Einfluss auf die gesamte Persönlichkeitsentwicklung. Werden Kinder pränatal und im Kleinkindalter von den eigenen Eltern traumatisiert, sind zwar akute massive Einbrüche in das Familienleben denkbar, in der Regel liegt die Ursache der Traumatisierung aber bereits in der Geschichte der Elterngeneration. Die Eltern sind daher gefangen in ihrer eigenen Geschichte, haben Not, den eigenen Überlebensmodus aufrechtzuerhalten. Sie sind mit der Aufgabe, die Bedürfnisse des Kindes wahrzunehmen, sie zu spiegeln und die Affekte der Kinder angemessen zu regulieren, überfordert. Oft kollidiert der Wunsch, eine gute Mutter, ein guter Vater zu sein (sofern eine kontinuierliche Partnerschaft besteht), mit der Realität, dies nicht leisten zu können. Zu den eigenen Belastungen gesellen sich Gefühle, zu versagen, oder sogar die Erkenntnis, die Fehler der Eltern zu wiederholen. So berichtet eine überwiegend alleinerziehende Mutter, deren Kinder in Obhut genommen worden sind: „Ich wusste doch nun genau, was meine eigene Mutter bei mir falsch gemacht hat. Das habe ich doch am eigenen Leib gespürt. Ich hab’ mir vorgenommen, bei meinen Kindern diese Fehler nicht zu machen. Ich wollte alles besser machen! Meine Kinder sollten eine gute Kindheit haben. Und jetzt muss ich feststellen, dass ich genau das mache, was ich bei meiner Mutter nie ausstehen konnte. Und glauben Sie mir, ich hasse mich dafür! Und das macht es für mich noch schlimmer!“ Die 5-jährige Tochter, die mit ihren Geschwistern wegen Verwahrlosung und des Verdachts auf sexuelle Übergriffe durch einen Partner der Mutter zum x-ten Mal in Obhut genommen worden war, erzählte: „Ich hab’ keine Mutter! Ich hab’ eine Frau, die jeden Tag eine Flasche trinkt und weint und auf dem Sofa liegt und nicht einkaufen geht! Wenn die meine Mama wäre, würde die einfach aufhören, zu trinken! Aber jetzt will ich nichts mehr von ihr wissen!“

Kinder wie dieses kleine Mädchen entwickeln in der Regel ein desorganisiertes und desorientiertes Bindungsmuster. Eine kontinuierliche und belastbare Bindung zur primären Bezugsperson besteht dann gar nicht. Eine tragfähige Bindung müsste erst aufgebaut werden. Folglich können aus Sicht des Kindes die Besuchskontakte nicht die Funktion haben, die Beziehung zu den leiblichen Eltern zu festigen und zu erhalten. Das, was durch Besuchskontakte erhalten wird, sind extrem belastende bis traumatisierende Beziehungen. Jeder Besuchskontakt mit traumatisierenden Eltern reaktiviert die traumatisierende Situation, führt dazu, dass die Kinder entweder

abschalten und retraumatisiert werden. Oder aber die Kinder folgen in Form einer Angstbindung ihren Überlebensstrategien und verhalten sich so, wie sie es in der Familie entwickelt haben: Sie vermeiden Konflikte, Streit oder Unstimmigkeiten, um die Eltern nicht zu verstimmen. Das bedeutet, die Kinder geben ihre eigene Lebensbewegung auf, wechseln in den Überlebensmodus der Familie. Die überwältigenden Affekte der traumatischen Situation werden im Besuchskontakt oft abgespalten. Ist der Kontakt vorbei, tauchen die Gespenster der Vergangenheit wieder auf. Bei jungen Kindern äußert sich das in Form von somatischen Reaktionen, Schlafstörungen (exzessives Schreien) und Fütterstörungen. Größere Kinder übertragen die heftigen Affekte in Form von aggressiven, oft destruktiven Impulsdurchbrüchen oder als Erstarrung in die Ersatzfamilien oder Jugendhilfeeinrichtungen. Mit dieser traumatisierenden Übertragung werden dann all jene Personen konfrontiert, mit denen die Kinder in Kontakt stehen: Ersatzbezugspersonen, Kindertagesstätte, Schule, Freunde, Kinderarzt etc. Ein Fallbeispiel soll verdeutlichen, wie sehr auch die Kinder darunter leiden.

Ein kleiner Junge, 6 Jahre, nennen wir ihn Marco, war im Alter von 6 Monaten in lebensbedrohlichem Ernährungs- und Allgemeinzustand in Obhut genommen worden. Der Junge musste mehrere Wochen zum Teil intensivmedizinisch stationär behandelt werden. In der Klinik lernte er seine neuen Eltern kennen. Da es sich um einen Säugling handelte, waren die Pflegeeltern verpflichtet worden, den Kontakt zur leiblichen Mutter und den Geschwistern zu erhalten. Die Pflegemutter beschrieb Marco in den Besuchskontakten wie erstarrt, ganz steif. Die leibliche Mutter habe wenig Interesse gezeigt, mit Marco irgendeinen Kontakt aufzunehmen. Sie habe vielmehr ein Gespräch mit der Pflegemutter über alles Mögliche gesucht. Meist habe der Junge bei der Pflegemutter auf dem Schoß gesessen und sie daran gehindert, mit der „Bauchmama“ zu sprechen. (Als „Bauchmama“ wird die leibliche Mutter in der Sprache vieler Kleinkinder, die nicht mehr in der Herkunftsfamilie leben, bezeichnet.) Nach jedem Besuchskontakt reagierte der Säugling mit heftigen Fieberschüben und verweigerte die Nahrungsaufnahme. Obwohl die Pflegemutter auf den Zusammenhang der Besuchskontakte mit den Erkrankungen hingewiesen hatte, bestand das zuständige Amt auf Einhaltung. Die Reaktionen auf die Besuchskontakte änderten sich mit dem Alter des Kindes in der Form, dass Marco im Kontaktraum Blickkontakt mit der leiblichen Mutter verweigerte und immer wieder zur Türe drängte. Nach dem Besuch konnte er seine Aggressionen nicht mehr regulieren und ließ sich nicht unterstützen. Alles, was er in die Hand oder vor die Füße bekam, wurde von ihm mit hasserfülltem Blick zerstört, die Pflegeeltern wurden massiv beschimpft und geschlagen. Marco verlor alle seine Spielkameraden wegen seiner Impulsdurchbrüche. Kaum hatte sich die Situation beruhigt, stand der nächste Besuchskontakt an und das Geschehen wiederholte sich. Eine Änderung wurde erst möglich, als Marco im Kindergarten nach den Besuchskontakten durch aggressives und zerstörerisches Verhalten auffiel und dort nicht mehr zu tragen war. Die anderen Kinder mussten vor Marco geschützt werden. Der Umgang wurde auf 2 Jahre befristet ausgesetzt. Kurz vor Ablauf der Zeit stellte die Mutter den Antrag zur Wiederaufnahme der Besuchskontakte. Im Vorfeld sollte abgeklärt werden, ob dem nunmehr fast 6-jährigen Kind und den Pflegeeltern die Besuchskontakte wieder zugemutet werden könnten. Seine Antworten sind eindrücklich. Auf den Satz „Deine Mutter möchte dich wiedersehen.“ reagierte Marco mit einem verschmitzten Lächeln: „Blödsinn, meine Mutter sieht mich jeden Tag, die sitzt draußen vor der Türe!“ Auf die leibliche Mutter angesprochen meinte er: „Du meinst meine Bauchmama? ... Ach die? Ich kenne die Frau nicht. Ich will mit der nichts zu tun haben. Die hat mir kein Essen gegeben. ... Ich habe eine neue Familie und da will ich bleiben. Ich will nur meine Brüder sehen, die anderen können sich selber f... Das Wort sag ich jetzt nicht.“ Marco verbalisiert deutlich, wie er zu seiner leiblichen Mutter steht: „Die Frau“ ist für ihn irgendwer, keine bedeutsame Bezugsperson. Bei der Anhörung durch den Richter lernte dieser einen pfiifigen, freundlichen Jungen kennen. Aber aus Angst vor dem Richter stimmte er einem Kontakt zu. Kaum war er mit der Pflegemutter aus dem Gericht, legte er los. Er gehe nicht dahin, und wenn sie ihn dazu zwingt, bringe er alle um und sich auch. „Warum hast du nichts gesagt?“, schrie er die Pflegemutter vorwurfsvoll an, „du weißt doch, dass ich die alte Kuh nicht sehen will!“

In der Folge legte die Pflegemutter dem Jungen ihren Konflikt offen: Sie wolle ihn nicht zwingen, er hätte dem Richter zugesagt und der hätte die Kontakte jetzt veranlasst. Marco suchte nach allen erdenklichen kindlichen Möglichkeiten, den Besuch zu verhindern: „Dann fahren wir einfach nicht hin, ... wir kommen zu spät, ... ich laufe weg, ich mache unser Auto kaputt“ usw. Schließlich regredierte Marco vor allen Besuchskontaktterminen derart, dass er wieder heftige Fieberschübe produzierte, das Essen verweigerte und so allein versuchte, sich vor den Kontakten zu schützen. Die Situation in der Pflegefamilie eskalierte zusehends. Es schien, als hätte Marco alles das vergessen, was er im Laufe der Zeit in der neuen Familie gelernt hatte. Am heftigsten war, dass er den Pflegeeltern vorwarf, dass sie ihn nicht mehr liebten.

Diese Geschichte steht stellvertretend für unzählige vergleichbare Erfahrungen, die traumatisierten Kindern widerfahren, denen Besuchskontakte auferlegt werden.

Marco zeigt sehr deutlich, dass die Kontakte zur „Bauchmama“ die existentiell bedrohliche Situation in der Herkunftsfamilie getriggert haben. Marco erstarrte. Später sind alle seine Bemühungen, mit der Pflegemutter die

unerträgliche Situation zu beenden, gescheitert. Ihm bleibt nur die Regression, die Aufgabe aller altersgemäßen Erfahrungen. Marco wiederholt mit der Pflegemutter die Erfahrung, dass erwachsene Personen – auch die, die sein Leid wahrnehmen – ihm nicht helfen. Die Pflegemutter wird dazu verpflichtet, die Erfahrung, dass Marco hilflos den Erwachsenen ausgeliefert ist, zu bestätigen und festzuschreiben. Dabei lag für Marco in der neuen Familie die Hoffnung auf eine verlässlichere Beziehung.

Marco erwähnt am Rande noch eine weitere Sorge: Er hat Angst, die Pflegefamilie zu verlieren. Für ein Kind im Alter von Marco ist nicht nachvollziehbar, dass die Besuchskontakte nicht dazu dienen, ihn wieder in seine Familie zurückzuführen. Auch verbale Beteuerungen richten nichts mehr aus, wenn Kinder vorher vermittelt bekommen, dass man den Aussagen der Erwachsenen (sie zu schützen) keinen Glauben schenken darf.

Zusammengefasst bedeutet das, dass unter vergleichbaren Bedingungen wie bei Marco die Aufrechterhaltung des Besuchskontaktes mit Eltern, die Übeltäter sind, die Tragfähigkeit der neuen Beziehungserfahrungen nicht durchgängig verlässlich wirkt. Die Besuchskontakte erschweren oder verhindern, dass Pflegeeltern und professionelle Helfer ihre Aufgabe erfüllen können, ein neues, tragfähiges Beziehungsangebot zu machen und die kindliche Entwicklung wieder anstoßen. Kinder wie Marco erfahren vielmehr, dass auch die ansonsten liebevollen und wohlwollenden Ersatzbezugspersonen im entscheidenden Fall Übeltäter(innen) sind.

Aufgabe der „Fürsorgepersonen“ und des Helfersystems

Erzieherinnen, Mitarbeiter der Jugendämter und Pflegeeltern, die für die Durchführung der Besuchskontakte zuständig sind, befinden sich in einem vielschichtigen Konflikt. Neben ihrer Verantwortung für das Kind haben sie oftmals die Verantwortung dafür übernehmen müssen, dass die Entscheidung des Gerichts (Umgangsrecht der leiblichen Eltern) umgesetzt werden kann. Sie befinden sich in einer Zwickmühle: Setzen sie sich für das ihnen anvertraute Kind ein, gibt es Probleme mit der Elternseite und dem Gericht, erfüllen sie das Umgangsrecht, beschützen sie das Kind nicht. Auch ein begleiteter Umgang, der z. B. durch eine Mitarbeiterin des Jugendamtes durchgeführt wird, kann den Konflikt nicht lösen, es gibt quasi keinen gemeinsamen Nenner. Die manchmal sogar ausgesprochene Frage der Kinder an die Fürsorgepersonen bleibt: „Warum hast du den Kontakt nicht verhindert, wenn du weißt, dass er mir schadet?“ Überspitzt formuliert, werden Fürsorgepersonen von früh traumatisierten Kindern zur Übernahme der Täterrolle verpflichtet. Und dies spüren sie. Das Dilemma für die Beziehung besteht darin, dass das Kind die Erfahrung macht, dass die Ersatzbezugspersonen, genau wie das Kind selbst, nicht in der Lage sind, das Kind vor dem Wiedererleben der traumatisierenden Erfahrungen zu bewahren – traumatisierende Erfahrungen als Retraumatisierung oder Flashback. Und genau zu diesen Erwachsenen soll das Kind eine vertrauensvolle Beziehung entwickeln, sich bei ihnen geschützt und sicher fühlen!

Nicht selten sind die beibehaltenen Besuchskontakte ein gewichtiger Beitrag zum Scheitern eines Pflegeverhältnisses. Ertmer (2004, S. 226) untersuchte in einer kleinen Studie die Pflegeverhältnisse: „Die empirische Untersuchung bestätigt also die aufgestellte Hypothese. Es kommt offensichtlich zu einer wesentlich geringeren Abbruchquote der Pflegeverhältnisse, wenn kein Kontakt zu den leiblichen Eltern besteht.“ Bei einem Abbruch eines Pflegeverhältnisses und Wechsel der Bezugspersonen (neue Einrichtung, andere Pflegeeltern) wird die Besuchskontaktregelung in der Regel beibehalten und für die Kinder und die Bezugspersonen wiederholt sich das Dilemma: Die Bezugspersonen fühlen sich als Versager oder werden sogar als solche benannt und die Kinder wechseln als besonders schwierige Kinder von einer Einrichtung, einem Lebensmittelpunkt zum nächsten. Statt des Aufbaus einer tragfähigen Beziehung, die die kindliche Entwicklung förderlich unterstützt, folgt ein Beziehungsabbruch auf den anderen.

Ausfahrt aus traumatischem Zirkel

Ein Ziel der Fremdplatzierung von traumatisierten Kindern besteht u. a. darin, den Kindern die Bewältigung der traumatisierenden Erfahrung zu ermöglichen. Notwendige Voraussetzung für die Bewältigung von Beziehungstraumatisierungen ist, dass kein Kontakt zur Tatperson mehr besteht. Das kann nur gelingen, wenn alle beteiligten Instanzen das gleiche Ziel verfolgen. Notwendig ist neben einer guten Vernetzung der Beteiligten auch ein Basiswissen über seelische Traumata und ihre Folgen.

Der Respekt vor allen Beteiligten verlangt jedoch auch ein anderes Miteinander.

Primäre Bezugspersonen, die ihre Kinder emotional vernachlässigen, verwahrlosen lassen, misshandeln oder missbrauchen, sind nicht selten selbst Opfer vergleichbarer Handlungen. In vielen Fällen sind die Eltern bereits als Kind bei den Jugendämtern oder Schutzstellen betreut worden und daher in zweiter oder dritter Generation bekannt. Die eigene Persönlichkeitsentwicklung ist defizitär, Unterstützung, eigene Traumata zu verarbeiten, hat gefehlt oder konnte oder wollte nicht wahrgenommen werden. Die Herausnahme eines Kindes aus solchen

Familien bestätigt für die Eltern das eigene Versagen und labilisiert ihr Selbstbild, in dem sie sich ohnehin als desolat wahrnehmen. Viele dieser Eltern trauern um das „weggenommene Kind“, werden aber mit dieser Trauer meist alleingelassen. Wut und Ärger werden bei den Amtspersonen abgeladen oder bei den Ersatzbezugspersonen. Nicht selten werden Mütter bald nach der Herausnahme ihres Kindes erneut schwanger, in der Hoffnung, es diesmal zu schaffen. Solange diese Mütter oder Eltern in ihrem Leid nicht wahrgenommen werden und adäquate Hilfe versagt bleibt, wird der traumatische Zirkel bestehen bleiben. Ernst gemeinte Hilfe setzt voraus, dass die Amtsperson, die sich um das Wohl des Kindes kümmert, nicht gleichzeitig für die Bedürfnisse der Mutter oder Eltern zuständig ist.

Skizze eines Veränderungsmodells

Inzwischen gibt es zwar Studien, die sich mit fremdplatzierten Kindern und den möglichen und notwendigen Unterstützungen, die eine positive Entwicklung begünstigen, auseinandersetzen. Aber es fehlen verlässliche Studien, die die Folgen des Umgangs nach Herausnahme eines Kindes aus der Herkunftsfamilie erfassen. Diese müssten vor allem die individuellen Bedürfnisse der sehr unterschiedlichen Fallkonstellationen berücksichtigen.

An dieser Stelle sei auf ein bereits überprüftes Modell der Behandlung traumatisierter Menschen verwiesen, das sich meines Erachtens auch auf die Umgangsfrage übertragen lässt. Fischer (2007) beschreibt in seinem dialektischen Veränderungsmodell einen Weg, erlebte Traumata zu bearbeiten. Analog zur Psychotherapie scheint das Veränderungsmodell geeignet, den Prozess der Integration zu verstehen, den eine Pflegefamilie oder anderer außerfamiliäre Systeme durchlaufen, wenn sie fremdplatzierte traumatisierte Kinder darin unterstützen sollen, ihre dysfunktionalen Beziehungserfahrungen zu korrigieren, d. h., die traumabedingt unterbrochene Handlung und damit die blockierte Entwicklung wieder in Gang zu bringen.

Die neue Fürsorgebeziehung zwischen Kind und Bezugsperson beginnt wie bei der Traumabewältigung mit einem Arbeitsbündnis (Vertrag), das durch die Amtspersonen zunächst mit den aufnehmenden Familien oder Einrichtungen hergestellt wird. Im Laufe des Aufenthaltes dort sollte das Arbeitsbündnis auch vom Kind altersadäquat übernommen werden können. Das Kind erkennt die neuen Fürsorgepersonen als solche an.

In der nächsten Phase der Veränderung entwickelt sich eine Beziehung, in der das Kind die „traumatisch verzerrten Beziehungsschemata“ (Fischer, 2007, S. 145; siehe auch Holderegger, 2003) auf die neuen Bezugspersonen überträgt. Das bedeutet, die Ersatzbezugspersonen erfahren hautnah durch die Übertragung der alten Beziehungsschemata in der gelebten Beziehung zum Kind, was dieses in den Beziehungen zu den Herkunftseltern erlebt hat. Nur wenn sich die neuen Beziehungsgestaltungen mit den neuen Fürsorgepersonen hinreichend von den alten Beziehungsmustern der leiblichen Eltern unterscheiden, kann das Kind lernen, zwischen beiden Beziehungsmustern zu unterscheiden (Dekonstruktionsphase) und sich auf die neuen Beziehungsschemata (Konstruktionsphase) einlassen.

Nach Fischer (2007) misslingt die Veränderung entweder, wenn an den Sozialbeziehungen festgehalten wird, was in diesem Fall gleichbedeutend damit wäre, dass bei traumatisierten Kindern der Besuchskontakt zu den leiblichen Eltern weiterhin aufrechterhalten wird, oder wenn die traumatisierende Übertragung von den neuen Bezugspersonen nicht reflektiert wird und das traumabedingte Verhalten der Kinder nicht als Übertragung erkannt wird.

Gelingt die Dekonstruktion der alten Schemata oder Muster, kann das Kind das neue Lebensmilieu nutzen, um die eigene Persönlichkeitsentwicklung fortzusetzen, und sich zum gegebenen Zeitpunkt mit seiner Lebensgeschichte auseinandersetzen.

Autorin

Monika Dreiner, Dipl.-Psych.; Psychoanalytikerin (DGIP), Psychotherapeutin für Kinder, Jugendliche, Erwachsene, Psycho-traumatologie, langjährige Tätigkeit als Dozentin und Supervisorin am SIPT, Supervisorin

Korrespondenz

Monika Dreiner
Bodelschwinghstr. 2
D - 50354 Hürth
Deutschland

Literatur

- Diouani, M. (2004). Umgang bei Pflegekindschaft. Zenz, G. (Hrsg.), *Traumatische Kindheiten: Beiträge zum Kinderschutz und zur Kinderschutzpolitik aus erziehungswissenschaftlicher und rechtswissenschaftlicher Perspektive* (Frankfurter Beiträge zur Erziehungswissenschaft, Kolloquien, Bd. 8). Norderstedt: Books on demand.
- Ertmer, H. (2004). Regelung von Besuchskontakten: ein Praxisbericht. In: Stiftung zum Wohl des Pflegekindes (Hrsg.), *Kontakte zwischen Pflegekind und Herkunftsfamilie* (S. 217–237; 3. Jahrbuch des Pflegekinderwesens). Idstein: Schulz-Kirchner
- Fanshel, D., & Shinn, E. B. (1978). *Children in foster care: a longitudinal investigation*. New York: Columbia University Press.
- Fischer, G. (2007). *Kausale Psychotherapie: Manual zur ätiologieorientierten Behandlung psychotraumatischer und neurotischer Störungen*. Kröning: Asanger.
- Gassmann, Y. (2010). *Pflegeeltern und ihre Pflegekinder: empirische Analysen von Entwicklungsverläufen und Ressourcen im Beziehungsgeflecht*. Münster: Waxmann.
- Holderegger, H. (2003). *Der Umgang mit dem Trauma*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Küfner, M., Helmig, E., & Kindler, H. (2011). Umgangskontakte und die Gestaltung von Beziehungen zur Herkunftsfamilie. In: Kindler, H., Helmig, E., Meysen, T., & Jurcyk, K. (Hrsg.), *Handbuch Pflegekinderhilfe* (S. 563–612). München: Deutsches Jugendinstitut e.V.
- Nienstedt, M., & Westermann, A. (2007). *Pflegekinder und ihre Entwicklungschancen nach frühen traumatischen Erfahrungen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Salgo, L. (2004). Rechtliche Regelung und gerichtliche Entscheidungen zum Umgangsrecht. In: Stiftung zum Wohl des Pflegekindes (Hrsg.), *Kontakte zwischen Pflegekind und Herkunftsfamilie* (S. 17–49; 3. Jahrbuch des Pflegekinderwesens). Idstein: Schulz-Kirchner.
- Steele, M. (2009). Der Gewinn aus der Bindungstheorie und Bindungsforschung für die klinische Arbeit mit Adoptiv- und Pflegekindern. In: Brisch, K. H., & Hellbrügge, T. (Hrsg.), *Wege zu sicheren Bindungen in Familie und Gesellschaft* (S. 335–349). Stuttgart: Klett-Cotta.

Droit de visite des enfants traumatisés et placés – visites : bien-être (des parents) et mal-être (des enfants) : Répercussions de la réglementation du droit de visite sur le développement des enfants traumatisés placés.

Il existe de nombreuses configurations familiales qui poussent un juge pour enfants ou un service de protection de l'enfance à retirer des enfants de leur famille d'origine et à les placer dans des familles d'accueil ou des maisons d'éducation pour adolescents. Il s'ensuit des visites plus ou moins régulières des parents biologiques auprès de l'enfant par mandat du juge ou à l'initiative des parents biologiques. Mais le droit de visite des parents à leur enfant est souvent déterminé en suivant les dispositions générales appliquées en cas de divorce, sans prise en compte des besoins spécifiques des enfants.

Pourtant, le droit de visite est généralement contre-indiqué pour les enfants qui ont été traumatisés par les adultes de référence durant la phase prénatale ou la petite enfance. Cet article entend attirer l'attention sur la prise en compte nécessaire de la situation spécifique de ces enfants et sur le fait d'assurer leur bien-être sous cet angle particulier.

Des traumatismes précoces infligés par les personnes d'attachement conduisent, dans la majorité des cas, à un attachement émotionnel déstructuré de l'enfant. Ce qui signifie, sur le plan des visites, que les contacts ne permettent pas de maintenir ni de développer des relations positives. Ces contacts devraient pourtant servir en premier lieu à construire une relation mieux structurée aux personnes de référence primaires. S'ajoute à cela, le fait que les personnes d'attachement principales ne sont souvent pas en mesure d'offrir un attachement adéquat à leurs enfants. Ils sont souvent eux-mêmes traumatisés, sont remis face à leurs insuffisances à l'occasion des visites et ne parviennent pas à les corriger. Lorsque la visite a lieu, il n'est pas rare que tous les participants soient affectés, perturbés. L'une des échappatoires habituelles pour les parents biologiques consiste à raréfier les contacts, sans avertissement préalable. Ce comportement empêche que l'enfant et les parents se disent au revoir et pleurent chacun cette perte. Les parents biologiques sont étiquetés comme non coopératifs, tandis que l'enfant éprouve des difficultés à faire confiance aux parents de substitution.

Lorsque les parents biologiques exercent leur droit de visite, il s'installe une situation dans laquelle l'enfant doit, à la fois, entretenir la relation à sa famille d'origine et se laisser aller à s'attacher aux nouveaux adultes de référence. Non seulement, c'est trop exigé de l'enfant, mais en plus, cela lui impose d'entretenir des contacts précisément avec les personnes qui sont à l'origine du traumatisme. Chaque visite réactive l'expérience traumatisante tant que l'enfant n'a pas la possibilité de nouer une nouvelle relation solide. Dans cette mesure, les visites des parents empêchent donc que l'enfant gère et dépasse son traumatisme. Le fait que les parents nourriciers, les éducateurs référents ou les accompagnateurs qui emmènent l'enfant aux visites, le livrent quasiment à son bourreau complique encore la situation. Ces personnes ont l'impression de ne pas protéger l'enfant, d'être elles-mêmes des bourreaux et sont perçues par les enfants comme des personnes qui n'assurent pas leur sécurité.

Pour le réseau d'auxiliaires, chaque décision de placement est une intervention dans le système familial qui est conflictuelle. Pour faciliter le retrait de l'enfant en toute bonne foi, il est fréquent que la position prise ne soit pas claire. Prendre parti pour l'enfant est interprété comme une opposition aux parents. Les visites entretiennent un flou qui ne permet pas d'y voir clair. Le travail sur les expériences traumatisantes stagne et la reprise du développement, là où il a été interrompu, ne se fait pas.

Le modèle général de développement dialectique de Fischer (2007) nous permet de comprendre qu'il est judicieux d'organiser les visites en tenant compte de ses principes. Ce n'est que si l'enfant a l'occasion de construire une alliance et une relation de transfert avec ses nouveaux adultes de référence qu'il a une chance de dépasser l'intolérable. Pour cela, il est nécessaire qu'il n'y ait aucun contact avec les auteurs du traumatisme (dans ce cas, les parents biologiques). Ce n'est qu'à cette condition que l'enfant peut faire confiance et oser déconstruire l'ancien modèle relationnel qui lui pèse pour faire de nouvelles expériences et les intégrer à son projet de vie.

Originalarbeit

Theodor Itten

„Was wahr ist, streut nicht Sand in deine Augen“: integrative Psychotherapie im Schulheim Hochsteig¹

Zusammenfassung: Das Gedicht „Was wahr ist“ von Ingeborg Bachmann ist der rote Faden in diesem Essay zur Integrativen Psychotherapie in einem Ostschweizer Sonderschulheim. Die verschiedenen Voraussetzungen für eine gelungene, Fachkompetenz übergreifende, integrative Zusammenarbeit aller Beteiligten in einem solchen Wirkungsort werden aus der Sicht des Psychotherapeuten geschildert. Eine Psychotherapie mit Kindern und Jugendlichen ist eine auf der direkt erlebten subjektiven Wahrheit beruhende Behandlung. Der Lebenskontext der Erwachsenen beeinflusst das seelische und schulische Wohlbefinden und/oder dessen Störung von Jugendlichen immens. Sinn und Unsinn von Psychopharmaka in der Kinder- und Jugendpsychotherapie werden diskutiert. Die folgenden Fragen werden beantwortet. Was passiert, wenn normale kindliche Verhaltens- und Erlebnisweisen als nunmehr psychische Krankheiten erfunden werden? Wem dient eine solche sozialpsychologische Entwicklung?

Schlüsselwörter: Integrative Psychotherapie, Sonderschulheim, Jugend, Wahrheit

„What is true does not pull the wool over your eyes“ - Integrative Psychotherapy in the residential school Hochsteig

Summary: The poem by Ingeborg Bachmann, quoted in the title, is the central theme in this essay about Integrative Psychotherapy in a special school located in the eastern part of Switzerland. The various requirements for a successful, multi-disciplinary, comprehensive integrative collaboration of all parties involved in such a work-place, is described from the psychotherapists' perspective.

Psychotherapy with children and youths is a treatment based on a directly experienced subjective truth. The adult's life context influences the young people's wellbeing in psychological and school matters and/ or their disturbances, immensely.

The sense or lack of sense of using psychotropic drugs in psychotherapy with children and youth is discussed. The following questions will be answered: what happens when normal childlike behaviour and modes of experience are now fabricated as psychological illnesses? Who is served by such a socio-psychological development?

Keywords: Integrative Psychotherapy, special school, youth, truth

"Quel ch'è vero non sparge sabbia nei tuoi occhi" - Psicoterapia integrativa presso il Schulheim Hochsteig

Riassunto: La poesia di Ingeborg Bachmann è il filo conduttore di questo saggio sulla psicoterapia integrativa in una scuola speciale nella Svizzera orientale. Le diverse premesse per una collaborazione integrativa riuscita per tutti gli interessati, che consideri le diverse competenze specialistiche in un simile ambito, vengono descritte dal punto di vista dello psicoterapeuta. Una psicoterapia con bambini e adolescenti, è un trattamento che si basa sulla verità soggettiva direttamente vissuta. Il contesto di vita degli adulti influenza immensamente il benessere psicologico e scolastico degli adolescenti e/o il loro disturbo. Viene discusso il senso e il non senso degli psicofarmaci nella psicoterapia dei bambini e degli adolescenti. Si risponde alle domande seguenti: cosa accade se il normale comportamento di un bambino viene sempre più considerato come una nuova malattia psichica? Che scopo ha un simile sviluppo della psicologia sociale?

Parole chiave: psicoterapia integrativa, scuola speciale, gioventù, verità.

I

*Was wahr ist, streut nicht Sand in deine Augen,
was wahr ist, bitten Schlaf und Tod dir ab
als eingefleischt, von jedem Schmerz beraten,
was wahr ist, rückt den Stein von deinem Grab.*

Das Gedicht „Was wahr ist“ von Ingeborg Bachmann (1926–1973), 1956 veröffentlicht im Lyrikband „Anrufung des Großen Bären“, ist für mich ein Überlebensappell an das zum Schweigen niedergelegte „Ich“. Es ist der rote Faden in diesem Essay. Es ist ein parat Machen, um mit dem Unerwarteten gut genug umgehen zu können. Die im Schulheim Hochsteig Tätigen bieten den ihnen anvertrauten Kindern und Jugendlichen eine bedürfnisangepasste, themenfokussierte Förderung und Behandlung an. Stoll (2013, S. 32) schreibt in ihrer Biografie über Ingeborg Bachmann: „Am 16. März 1945 wusste die damals Achtzehnjährige, dass sie nicht länger mitspielen würde. ... Keinen Tag länger wollte sie den wahnhaften Anordnungen der NS-Kriegs-

¹ Als Vortrag präsentiert im Schulheim Hochsteig in Wattwil (SG) am 16. Mai 2014.

gesellschaft Folge leisten. Die Deutungshoheit auf das, was gemeinhin als ‚vernünftig‘ gelten musste, hatten die ‚Herren Erzieher‘, die uns umbringen lassen wollten, in ihren Augen längst verspielt. ... Mit scharfem Blick und spitzer Feder gab sie die Autoritäten ihrer Jugend, die bei Luftangriffen schleunigst das Weite suchten, aber nicht die geringsten Skrupel zeigten, Schülerinnen und angehende Lehrerinnen auf den ungeschützten Feldern Gräben ausheben zu lassen, um Klagenfurt im Angesicht der näher rückenden Alliierten ‚bis zum letzten Mann und zur letzten Frau‘ zu verteidigen, der Lächerlichkeit preis.“

Unsere Kindheitslandschaften, die Psychogeographie, in die wir geboren wurden, beeinflusst lebenslang unser Heimat-Geborgensein-Gefühl. Am 15. März 1945 wurde Klagenfurt verheerend bombardiert. Die Zerstörung der vertrauten Strassen und Plätze ihrer Kindheit und Jugend war erschütternd. Bachmann wohnte damals alleine in einem Reihenhaus. Vater war im Krieg, Mutter mit den beiden jüngeren Geschwistern im väterlichen Herkunftsort Obervellach. Die jugendliche Ingeborg hatte eine Lehrerinnen-Ausbildung angefangen, damit sie nicht nach Polen in den Reichsarbeitsdienst verschickt wurde. Aus diesem seelischen und sozialpsychologischen Hintergrund ist das obige Zitat um die neue Deutungshoheit der Jugend nach dem 2. Weltkrieg verständlich.

Wir benutzen unsere Sprache so gut es geht, leben in und mit ihr. Die eigene Wirklichkeit entsteht in der Aufmerksamkeitsbetrachtung, respektive an den Grenzen dessen, was wir als Zwischenräume im Bedeutungsnetzwerk als psychische Wirklichkeit wahrnehmen. Als 18-Jähriger liebte ich im Duden-Band 7, „Das Herkunftswörterbuch: Etymologie der deutschen Sprache“, zusammen mit dem Band 5, „Fremdwörterbuch“, zu lesen, damit meine aktive Sprachfähigkeit angereichert wurde. Wir waren damals drei Freunde, die unter der Woche immer mehrere Seiten darin lasen, damit wir am Wochenende in der Clique, und vor allem bei unseren Freundinnen, mit fremden Wörtern wie „Dichotomie“ oder „Zyklon“ starken verbalen Eindruck machen konnten. Ich sei nicht ganz gebacken, dachte ich damals, gleich alt wie die Bachmann im Krieg. Später, als ich ein Foto des Schriftstellers Friedrich Dürrenmatt sah, wie er an seinem grossen Schreibtisch werkelt und die zwölf Duden-Bände wie ein Sprachwall schützend vor ihm standen, fühlte ich mich besser. Ich stell’ mir vor: Ein Kind radelt voller Freude und Genuss durch einen Wald und kommt von der Kurve ab. Nun ist sein Fahrrad voller Laub und kleinem Gehölz. Es weint, ist wütend und verzweifelt, schmeisst sein Rad auf den Waldboden und schaut sich nach Hilfe um. Wie weiter? Als Psychotherapeut bin ich ein Begleiter, um ihm in solchen Lebensmomenten hilfreich zur Seite zu stehen, damit es sich wieder auf den eigenen Weg begeben kann. In dieser Metapher reinigen wir gemeinsam das Fahrrad, damit es wieder fahrbar wird. Die verschiedenen Gründe, weshalb es aus der Kurve geraten sein könnte, werden analytisch bedacht und bestärken seine frische Aufmerksamkeit und neue Umsichtigkeit.

Der Psychoanalytiker und Psychiater Ronald David Laing (1927–1989), bei dem ich in der Lehre war, sagte viel zu unserer und für unsere Besinnung darauf, was uns als Kinder, Jugendliche und erwachsene Personen verstören kann. Seine Familienforschungen beschäftigten sich mit der Frage: „Sind die Erfahrungen und das Verhalten, in denen der oder die Psychiaterin Symptome und Anzeichen einer seelischen Störung sehen, sozial verständlicher als bisher angenommen?“ (Laing & Esterson, 1975, S. 8). Ja, das sind sie. Die evidenzbasierte Forschung und die therapeutischen Behandlungen, welche darauf basieren dürfen, zeigen effektive Resultate. Einer von Laings Superioren in seiner Ausbildung zum Psychoanalytiker war der englische Kinderarzt und Psychoanalytiker Donald Woods Winnicott (1896–1971). Seine wichtigsten therapeutischen Arbeitskonzepte waren das Übergangsobjekt, der Übergangsraum – also das Psychotherapiezimmer und dessen Erweiterung, wenn wir mit den Kindern nach draussen gehen –, sowie die provisorische Wirklichkeit. Seine Bücher zur psychotherapeutischen Arbeit mit Kindern tragen Titel wie „Playing and Reality“ (Vom Spiel zur Kreativität) und „The Maturation Processes and the Facilitating Environment“ (Reifungsprozesse und fördernde Umwelt). Für meine Seelenheilkunst ist er einer der wichtigsten, indirekten Mentoren.

Die eigene Selbstreflexion, unsere Selbsterfahrung sowie die Selbstinfragestellung sind in unserem psychotherapeutischen Berufsfeld das A und O der täglichen Tätigkeit. Als Seelenmusiker muss ich unbedingt mein eigenes Instrument gestimmt haben, um emotional stimmig mit dem anderen spielen zu können. Die Grundlage ist das Erkennen dessen, was mir in der primären Familiengeschichte passierte, was mein Überlebensstil in diesem Szenario wurde, der später durch Gewohnheit meinen Charakter, meine Persona, geprägt hat. All die Seelennarben, die eigenen und die der anderen, sind im Licht der Praxis und des Prozesses des Familien-Nexus verständlicher als wir es uns selbst vorerst gedacht haben. Unsere dadurch gelernten Gewohnheiten und antrainierten Modi können uns ganz schönen Kummer bereiten. Als Kinder tragen wir all dies mit uns herum, ob bewusst oder unbewusst. In den Konzepten des inneren Kindes, des inneren Teams, sind verschiedenste Lösungsansätze bereitgelegt.

In der begleitenden Arbeit mit Kindern, sei das als Pädagogin, Sozialarbeiterin, Sozialpädagogin, Logo-, Ergo- oder Psychotherapeutin (Männer immer mitbedacht), ist es von eminenter Wichtigkeit, die eigene Wahrheit der

Gefühle aufrichtig mitzuteilen. Für diese Gefühle die wahren und passenden Worte zu finden, ist eine semiotische Kunst, unabhängig davon, was der Inhalt dieser gefühlten Wahrheit nun ist. „Das semiotische Dreieck stellt die Relation zwischen dem Symbol, dem dadurch hervorgerufenen Begriff und dem damit gemeinten realen Ding dar.“ (http://de.wikipedia.org/wiki/Semiotisches_Dreieck). Dies ist eine Kulturleistung, geprägt durch die eigene situative und tagesemotionsgestimmte Reflektiertheit, die primäre soziale Klasse und das Sprachsystem, in dem jeder/jede von uns aufgewachsen und kultiviert worden ist. Eine der drei wesentlichen Erkenntnisse der 2008 veröffentlichten soziologischen Studie zur Kindheit in der Schweiz ist: „Ein ganz erheblicher Teil der Heranwachsenden haben mit Problemen zu kämpfen, die eindeutig als Folge bestimmter ‚Lebenslagen‘, das heisst genauer, sozialer Benachteiligungen im Zusammenhang mit Schichtzugehörigkeiten ausgemacht werden können.“ (Schultheis et al., 2008, S. 176) Hier befindet sich unser Treffplatz der integrativen Psychotherapie. Unsere Unterschiede der Erfahrungen und Sprachlebendigkeit fördern und fordern den Austausch unserer Meinungen, welche die Betreuung und Behandlung umfassender gestalten. Je mehr verschiedene Meinungen, empirische und theoretische Ansichten ehrlich und offen zum Ausdruck kommen und mit anderen geteilt werden, wo keine Fachgruppe ihre eigene Kompetenz über die der anderen stellen will (die Teamebene als Machtthema), finden wir uns versammelt in einem einmaligen Ereignis.

In der ersten Sprechstunde bitte ich das Kind oder die Jugendliche, mir sein Fahrrad zu zeichnen. So kann ich sehen, was seine, im Hier und Jetzt skizzierte Wirklichkeitswahrnehmung ist. Mit den Kindern gehe ich das Fahrrad durch, was ist da, z. B. ein dicker Sattel, guter Lenker, Bremsen oder Licht, was fehlt, z. B. die Kette, die Pedale oder die Reifen. Danach besprechen wir das Warum und Wozu dieser Zeichnung. Von den Symptomen, also dem, was sich in der Zeichnung zeigt, zum inneren Thema (entspricht dem Fehlen der Kette oder der Pedale eine Antriebslosigkeit?). Darin ausgedrückt sind ihr Kummer und ihre Sorgen, die sie zu mir gebracht haben. Ein mögliches Fallbeispiel. „Die Mutter kam in meine Sprechstube, weil sie wegen dem Klavierüben mit ihrem Sohne stritt“, schreibt Françoise Dolto (1989, S. 65), die bekannte französische Kinderärztin und Psychoanalytikerin, „Sie wollen, dass Ihr Sohn Klavier spielt, weil Sie selbst vielleicht gern Klavier spielen würden?“, fragte sie die Mutter, die antwortete: „Ja, ich habe so bereut, nie Klavier gespielt zu haben“, worauf Dolto erwiderte: „Es ist aber noch nicht zu spät für Sie, damit zu beginnen, doch hören Sie auf, ihrem Sohn Schwierigkeiten zu machen, nur weil er Ihren eigenen Wunsch befriedigen soll.“ Die betroffene Mutter dachte darüber nach. Das Klavierspiel fing sie dann mit grosser Freude an. Ihr Sohn wurde später Musikwissenschaftler und seine Mutter wurde, nachdem sie mit 48 Jahren damit begonnen hatte, im hohen Alter Pianistin. Dolto befruchtete die Psychotherapie mit Kleinkinder- und Mutter-Kind-Setting, indem sie dem Kind einen Subjektstatus gab, die Voraussetzung für seine „Menschwerdung“. Diese Anerkennung erfährt das Kind in der Begegnung mit dem Erwachsenen durch dessen, so Dolto, „wahre Worte“. Sie distanzierte sich ausdrücklich von der beginnenden Medikalisierung der Kinderpsychiatrie und Psychotherapie.

Erwartungen an die Kinder, also transgenerationale Delegationserwartungen, falls nicht bewusst gemacht, führen meist zu Spannungen und Unzufriedenheit aller Beteiligten. Wir Helfer(innen) können selbst allzu schnell in eine sich dabei entwickelnde negative Spirale geraten. Gemeinsame interdisziplinäre Intervisionsgespräche können aus dieser Spirale hinausführen. Als externer Psychotherapeut in der Hochsteig schätze ich dies sehr, weil die Lehrerin, die Gruppenbetreuerin, die Heimleiterin u. a. ihre je eigene Erfahrung mit dem Kind oder Jugendlichen haben, welche sich in ihnen widerspiegelt und in einer Helferkonferenz-Intervision ausgesprochen werden kann.

In meiner Psychotherapie-Vorbereitungssitzung versuche ich, die Auslöser der affektiven Störung im Kind gemeinsam mit dem Gruppenteam, der Lehrerin, den Eltern, der Beiständin, zu finden. Zusätzlich gebe ich den „Diagnostischen Eltern-Fragebogen“ ab. Wenn dieser teilweise oder vollständig ausgefüllt zurückkommt, kann ich mir ein reichhaltigeres Bild von der sozialen Situation und Geschichte des Leidens machen (Kontextualisierung). Was sind die Lebenslichter, was wird durchs falsche Selbst geschützt gelebt, die alte Traurigkeit, die aktuellen Spannungen zu Hause und auf der Wohngruppe, die Gewalt gegen das Kind und in der Familie, die eventuelle emotionale Vernachlässigung, emotionaler, sexueller und physischer Missbrauch usw. Vielerlei Elend kann die Störung des Kindes hervorrufen, mit der sie oder er uns dann „stört“. Kinder erraten alles. Jedoch können sie nach einem Leidensweg oft nur noch indirekt mit ihrer Mitwelt, kommunizieren, ob durch Symptome in Leib und Seele oder/und durch ihr Verhalten und Spielen.

II

*Was wahr ist, so entsunken, so verwaschen
in Keim und Blatt, im faulen Zungenbett
ein Jahr und noch ein Jahr und alle Jahre –
was wahr ist, schafft nicht Zeit, es macht sie wett.*

Eine Sitzung der Stille, gut aushaltbar für mich als Psychotherapeuten, damit das Kind oder die Jugendliche sich getraut, zu trauern, andere Gefühle zu zeigen. Sie oder er zeigt mir, dass die Psychotherapie von ihnen auch gewünscht ist. Ansonsten dürfen sie mir sagen, was ihnen hier im Schulheim und Internat nicht passt. Wir klären das. Wir suchen dann gemeinsam, für wen, als Ersatzhandlung, hier eine Psychotherapie stattfinden sollte. Es können dies die Eltern sein, das Team in der Hochsteig, die Schul- und Vormundschaftsbehörde, via der Beiständin, die einweisende Klinik etc.

Beispiel: Wenn er von seinem Leiden in und an der Familie spricht, so erzählt er, von innen her, seinen Kummer und ist so, indem ich ihm zuhöre, mit seinen affektiven und effektiven Beweggründen nicht mehr allein. Ich bin ein „Dazwischen-Seiender“, ein Offenhalter des Seelenraumes des Kindes oder Jugendlichen. Wir müssen, wenn wir wollen und können, verstehen lernen: „wenn etwas wahr ist, ist man von dem Symptom befreit, wenn es gesagt wird“ (Dolto, 1989, S. 113). Keine sozialpädagogischen und psychotherapeutischen Heucheleien wirken. Wir dürfen, falls wir können und wollen, Fragen des Kindes aufrichtig beantworten, weil das Kind (wir erinnern uns als Erwachsene) immer schon mehr ahnt, als wir wissen. Als Erwachsene in einem Betreuungsgespräch erklären wir uns je nach Kontext und Umgebung des Kindes, basierend auf der gegenwärtigen Erfahrung des uns anvertrauten Kindes. Wir spüren in uns, ich jedenfalls, was das Kind mir „vorspielt“. Es „produziert“ in mir das Gefühl, welches es in seinem eignen Leben zu Hause oder im Kinderheim bekommt. Dazu arbeite ich entlang der Figur einer liegenden 8. „Touch trauma, access resources“. Das heisst, die Narben der grossen Wunde berühren, die Kindheit und ihre Muster, und im Übergang auf die eigenen heutigen Kräfte und Fähigkeiten im Hier und Jetzt zugreifen. Dadurch zusätzlich die Weichenstellungen zur Erweiterung des Gefühlsrepertoires, zum Wachsen der Frustrationstoleranz und zur Kultivierung der Gefühlsmitteilung ermöglichen. Wir lernen, nicht nur als Kinder, durchs Nachmachen und Nachahmen. Ich lasse mich hier gerne von den Reflektionen des Trauma-Therapeuten Peter A. Levine (2010) leiten.

III

*Was wahr ist, zieht der Erde einen Scheitel,
kämmt Traum und Kranz und die Bestellung aus,
es schwillt sein Kamm und voll gerauften Früchten
schlägt es in dich und trinkt dich gänzlich aus.*

Der achtjährige Bub klammert sich ans Bein des Stiefvaters, „weil ich so meine Mutter schützen will.“ Der gewaltsame Stiefvater schlägt auf seine Mutter ein. Er sagt zu ihr: „Sag dem Bengel, dass ich nicht sein Vater bin“. Der Bub, mein heutiger Patient, musste sofort, zur Sicherheit, seine überwältigenden Gefühle in sich begraben. Als Ablenkung sagt er zum Stiefvater: „Kommst du joggen“, als verzweifelter Versuch, seine Mami in Sicherheit zu bringen. Jedoch: „Er packt mich und schmeisst mich an den Kachelofen“. Heulen, heulen, heulen. Der vermeintliche Papi ist voller gewaltsamer Aggression. Alles zerbricht in Sekundenschnelle in Scham und Schande. Gegen aussen wird weiterhin Frieden, Freude, Eierkuchen gelebt. Spricht der Bub in seiner seelischen Not, von innen her kommend, seine erlebte Wahrheit der Erwachsenen an, führt dies meist zu einer Bestrafung, die da sein konnte: ohne Abendbrot ins Bett gehen oder, schlimmer, in den stockdunklen Keller eingeschlossen werden. Einmal, als Sechsjähriger, vermochte er mutig durchs Kellerfenster zu flüchten. Da es draussen kalt war, klingelte er nach einer Weile notgedrungen an der Haustüre Sturm, bis aufgemacht wurde. „Papi hat mich drinnen geschlagen, bis ich nicht mehr wusste, wie schreien.“ Wenn solch ein Bub bei mir in der Psychotherapie ist, ich in seine Augen hineinblicke, sehe ich die tiefe, alte Trauer hinter seinem maskierenden Schutzschleier. Dieser kann sich ganz verschieden zeigen: als schüchtern, aufmüpfig, verlogen, gewalttätig, hinterlistig, zahm, heuchlerisch, anpassend, hingebungsvoll, still, in sich gekehrt, ja sogar als Struwelpaula oder -peter getarnt (Alf et al., 1994). (An dem Tag, an dem dieser Text vorgetragen wurde, dem 16. Mai, hatten im Jahr 1944 sich die Roma und Sinti im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, indem sie sich, mit Steinen und Werkzeugen bewaffnet, in den Baracken verbarrikadierten, ihrer drohenden Vernichtung widersetzt. Sie konnten sie aufschieben, aber nicht verhindern. In der Nacht vor ihrer Vernichtung in den Gaskammern schrien die fast dreitausend Gefangenen die ganze Nacht durch [„Gedenken an KZ-Aufstand der Roma und Sinti“, Deutschlandradio Kultur, 16.05.2014].)

Im psychotherapeutischen Austausch, im Miteinander des Hin-und-Her-Gebens die eigene Wirklichkeit in der Präsenz des Seins zeigen können, entwickelt eine heilende Kraft. So kann eine Wirkungsgemeinschaft in einem Schulheim mehr als eine geschäftige, konformierende, informierende und ermöglichende Kraft für aufwachsende Menschen sein. Sie hat eine heilende Natur. Oft intervenieren wir Praktiker, als ob wir schon wüssten, je einzeln oder als Team, was die jungen Personen von uns wirklich brauchen. Fragen wir zuerst, wünschen wir uns ihre Hinweise, schützen wir für sie die Freiräume. Das Kind oder die Jugendliche, die bei mir in Psychotherapie ist,

sehe ich als eine von uns, die sich im gleichen Ringen um ein Ich, um ein erfüllendes persönliches Dasein befindet. Psychotherapie ist selbstverständlich eine intensive, seelische und gefühlvolle Interaktion. Vaihinger (1986, S. 14) begann seine „Philosophie des Als-ob“ mit der provokativen Ausgangsfrage: „Wieso erreichen wir oft Richtiges mit bewusst falschen Annahmen? Das menschliche Vorstellungsgebilde der Welt ist ein ungeheures Gewebe von Fiktionen voll logischer Widersprüche, d. h. von wissenschaftlichen Erdichtungen zu praktischen Zwecken bzw. von inadäquaten, subjektiven, bildlichen Vorstellungsweisen, deren Zusammentreffen mit der Wirklichkeit von vornherein ausgeschlossen ist. Nützliche Fiktionen erhalten ihre Legitimation durch den lebenspraktischen Zweck, damit sind sie für viele Bereiche unentbehrlich. Auf dem Umweg des Als-ob erreicht man das Gegebene, so lange bis ein kürzerer Weg durch ein neues Modell von Wirklichkeit gefunden wird.“ Klar doch – solange ich mir bewusst bin, dass diese theoretischen Abkürzungen Fiktionen sind. Die eigenen kindlichen Erinnerungen weben sich zu Assoziationen in der Spiel- und integrativen Körper-Psychotherapie zusammen. Die Hochsteig ist für diejenigen, die hier im Internat wohnen, ein zweites Daheim. Das kann, muss aber nicht, eine emotionale Ernährung für ihre Seele sein. Die in/an einem solchen Ort Tätigen sind herausgefordert, im eigenen Vorleben der Gefühle verlässlich zu sein. Immer wieder das Menschenbild, welches die Leitlinien unseres pädagogischen und therapeutischen Wirkens bestimmten, reflektieren zu können. Dranbleiben und sich mutig voll einlassen ins „Geschichten machen“ (Marcoli, 2013)

IV

*Was wahr ist, unterbleibt nicht bis zum Raubzug,
bei dem es dir vielleicht ums Ganze geht.
Du bist sein Raub beim Aufbruch deiner Wunden;
nichts überfällt dich, was dich nicht verrät.*

Hier spricht das Drängen nach etwas, was gesagt werden muss. Der Film „Alphabet“ des Regisseurs Erwin Wagenhofer (2013) zeigt hauptsächlich die Haltung hinter unserer leider immer noch etablierten und respektierten konservativen Bildungspolitik, welche nicht nur einzelne Schülerinnen und Schüler, sondern auch Lehrkräfte, Eltern und Generationen von Bildungspolitikern in den Wahn treibt. Dieser Film hat mich an Alexander Sutherland Neill (1883–1973) und Summerhill erinnert. Dort wie da die tagtäglichen Themen der Selbstregulation, Sexualität, wie Schülerin sein, Elternzusammenarbeit, Unterrichtsgestaltung, die Religion und Psychologie. Die Fragen, wie es anderen Schulen im Vergleich mit uns geht. Wieweit ist das Persönliche in der eigenen Freiheit zu geben und zu nehmen. „Eine Schule“, so Neill (1971, S. 94), „sollte an den Gesichtern ihrer Schülerinnen gemessen werden, nicht an ihrem akademischen Erfolg.“ Auch im Schulheim Hochsteig wird der Falle des schulischen Erfolges Beachtung geschenkt. Die Kinder und Jugendlichen, die in so einer Schule begleitet, erzogen und gefördert werden, sind meist in der Gruppe der eher „schwierigsten“ Schüler(innen) anzutreffen. In anderen Schulen waren sie als Personen nicht mehr tragbar. Darum kommen sie zu uns. Wie ertragen wir sie? Tragen wir Sorge um sie und ihr seelisches, geistiges, intellektuelles, emotionales Wohlbefinden? Ja, das tun wir, so gut wir in und mit unseren eigenen Begrenzungen dies können. Was sind professionelle und individuelle Einschränkungen in diesem Sorgetragen? Eine mögliche Liste:

- die Annahmen, dass wir wissen, worum es in der Bildung und Heimerziehung geht;
- die eigenen Erfahrungen und familiären Strukturen, in denen wir alle je eigen konditioniert wurden;
- die eigenen seelischen Verletzungen, welche wir als Kinder erlebt haben und oft zu wenig reflektiert oder aufgearbeitet haben;
- die theoretischen Leit- und Glaubenssätze, welche, falls unreflektiert, uns unbemerkt ein Ei legen können.

Jedes Mal, wenn mich ein Kind aufregt, kann ich in mir merken, was es ist, das er oder sie mir spiegelt, und warum dies passiert.

Für Kinder, Jugendliche und Erwachsene gilt: *L'éducation c'est la répétition!* Ein Bildungs- und Lebensort wie das Schulheim Hochsteig vereint selbstverständlich verschiedene Berufs- und soziale Kompetenzen. Sozialpädagoginnen, heilpädagogische Lehrerinnen, Praktikantinnen von verschiedenen ersten Berufsausbildungsstätten, Therapeutinnen fürs Lernen und Psychotherapeutinnen. Dazu kommen die Eltern, die Kinder und ihre Angehörigen. Die Personen der strukturellen Fachkompetenz wie Verwalterin, Koch, Hauswart und Reinigungskräfte. Diese Personen halten zusammen und können sich gut ergänzen, so dies von der Institutionsleitung wirklich gewünscht wird. Das Team kann dann seine eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten einbringen. Wenn es zum Beispiel einen Krach in der Garderobe hinter meinem Sprechzimmer gibt und ich höre, dass einer (eine) meiner Patient(inn)en darin involviert ist, kann es sein, muss aber nicht, dass ich aufstehe und nachschaue, was dort denn vor sich geht. Eventuell ist da schon die Lehrerin des Kindes, das sich schreiend in sich verkriecht,

nichts mehr mitmachen will. Sich dadurch verzweifelt an dem, was es denkt und fühlt, festhält. Schuld sind immer die anderen. Dieses Mantra wäre so eine tolle und süsse Lösungsstrategie, würde sie nur funktionieren. Tut sie leider nicht. Die Frage, was ich getan habe, dass ich so behandelt werde, sucht Antworten. Nichts, sagt es, alles ist ungerecht und die quälen mich. Doch die großmütterliche Frage ist wichtig, gerade für so ein Kind: „Was hast du getan, bevor du nichts getan hast?“ Das bringt Erinnerungen an die Geschichte der eigenen Gefühle, an die Geschichte des Aufwachsens als ein Überleben in der zeitlich und geographisch und sozialpsychologisch gegebenen Situation eines menschlichen Beziehungsnetzes.

V

Es kommt der Mond mit den vergällten Krügen.

So trink dein Maß. Es sinkt die bittre Nacht.

*Der Abschaum flockt den Tauben ins Gefieder,
wird nicht ein Zweig in Sicherheit gebracht.*

Seit Jahren schon beschäftigen wir in Schulheimen Tätigen uns mit den Psychopillen zum Pausenbrot. Die vielen neuen Konzentrationspillen, die als Wundermittel zur Ruhigstellung angepriesenen Ritalin, Concerto und Medikinet usw. Laut Bericht des Bundesamtes für Statistik wurden in der Schweiz 1999 im Durchschnitt pro Apothekenhändlerin 38 kg Psychopillen verkauft. 2004, als ich als externer Psychotherapeut in die Hochsteig kam, waren es schon 110 kg. 2009 dann 256 kg und für 2014 rechneten die Statistiker mit ca.340 kg. Es ist ein Wachstumsmarkt ohnegleichen. Novartis als Ritalin-Hersteller hat das Kinderbuch „Hippihopp“ als Pharmamärchen herausgebracht. Dieses „Kinderbuch“ zeigt auf, wie die soziale und wirtschaftliche Überforderung der Eltern von Novartis missbraucht wird. Die Geschichte der Krake Hippihopp (achtarmiger Tintenfisch) richtet sich an Kinder mit ADHS und macht ihnen mit niedlichen Zeichnungen den Umgang mit dem Betäubungsmittel Ritalin schmackhaft. „Ich bin absolut schockiert. Dass es so etwas überhaupt gibt, ist ein Skandal“, sagte Dr. Michael Winterhoff, Autor von „Lasst Kinder wieder Kinder sein“ („Wenn Krake Hippihopp zum Ritalin rät“, Die Welt, 29.11.2011). Die Zahlen der Deutschen Bundesopiumstelle zeigen, dass die explosionsartige Zunahme des Verbrauchs von Methylphenidat (Wirkstoff u. a. von Ritalin) seit 2010 wieder etwas eingedämmt werden konnte, auf rund 55 Millionen Tagesdosen in Deutschland. In den USA nahmen im Jahr 1970 300 000 Kinder und gut 30 Jahre danach rund fünf Millionen Kinder verhaltensverändernde Medikamente. Die Gewinne mit diesen Medikamenten alleine gehen bei den beteiligten Pharma-Unternehmen in die dreistelligen Milliarden-Summen. Ein harmloser Anfang, ein Zufallsfund im Labor: im Jahr 1944 synthetisierte Leandro Panizzon, damals noch Ciba-Geigy (1996 fusioniert mit Sandoz zu Novartis), die Substanz Methylphenidat und probierte sie im Selbstversuch aus. Keine nennenswerten Ergebnisse. „Seine Frau Marguerite, genannt Rita, naschte ebenfalls von der Substanz – und registrierte eine durchaus belebende Wirkung. Fortan nahm Rita den Stoff gelegentlich vor dem Tennisspielen ein, weshalb Chemiker Panizzon die Substanz nach ihr benannte: Ritalin“ (Blech, 2003, S. 114). Angesichts der zunehmenden Diagnoseraten bin nicht nur ich sorgenvoll. Drogen gegen Erziehungsprobleme sind der falsche Weg. „Bei immer mehr Kindern und Jugendlichen in Deutschland stellen Ärzte (...) Aufmerksamkeits- und Hyperaktivitätsstörungen fest. Die Zahl der diagnostizierten Fälle stieg bei den unter 19-Jährigen zwischen 2006 und 2011 um 42 Prozent, wie aus dem (...) Barmer-Arztreport 2013 hervorgeht. Im Alter von elf Jahren erhielten rund sieben Prozent der Jungen und zwei Prozent der Mädchen eine Verordnung mit dem Medikament Ritalin. (...) ADHS hat den Ruf, eine willkommene Modediagnose zu sein, wenn Kinder nicht so funktionieren, wie sie sollen. Die Trennung zwischen einem anstrengenden, aber gesunden Kind und einem, das tatsächlich an der Aufmerksamkeitsstörung leidet, fällt auch Experten mitunter schwer. (...) Nach den Daten der Hannoveraner Gesundheitsforscher steigt das Risiko einer ADHS-Diagnose für Kinder, deren Eltern weniger gut ausgebildet, arbeitslos oder unter 30 Jahren alt sind. Bei Kindern gut verdienender Familien wird ADHS weniger oft festgestellt“ („Aufmerksamkeitsstörung bei Kindern“, Spiegel Online, 29.01.2013). Vermutlich gibt es in letzteren Familien mehr Anregungen, angenehmere Mit- und Umweltbedingungen und wirtschaftliche Gelassenheit.

Diagnostisch hatten wir, geschichtlich gesehen, erst funktionelle Verhaltensstörung, dann minimale zerebrale Dysfunktion, psychoorganisches Syndrom und hyperkinetische Störung. 1987 erfand der amerikanische Psychiaterverband das Kürzel ADHS. Der Pharmaka-Markt mit Kinderpsychopillen explodierte. Eli Lilly attackiert Ritalin mit Atomoxetin, welches das soziale und familiäre Funktionieren verbessern soll. Janssen-Cilag brachte Concerta raus, das 12 Stunden lang im Gehirn der Kinder wirkt. Wer und was hat eigentlich das Verhalten der Kinder hervorgebracht, die wir wild, lärmig und bewegungsfreudig nennen? Neuerdings mit dem DSM-5 haben wir wieder eine neue Krankheit: Parental Alienation Syndrom. Kinder leiden unter der Trennung der Eltern. Doch „mit bildgebenden Verfahren lassen sich die Gehirne von Hyperaktiven und normalen Kindern nicht unterscheiden.“ (Blech, 2014, S.125) Die uns zum Teil bekannten Nebenwirkungen sind psychomotorische Erre-

gungszustände, Appetitverderben, Wachstumsstörungen. Aber das Mittel ermöglicht die soziale Kontrolle. Oft höre ich die Bitte der Eltern, dieses Thema in der Gegenwart ihres Kindes nicht mehr anzusprechen. Dr. Otremba aus Sankt Gallen mache das schon richtig. Er hat sich mindestens einmal über mich beim damaligen Leiter, Martin Brunner, der St. Gallischen Kinderheilstätte Bad Sonder (in der ich von 1986 bis 2006 als externer Psychotherapeut tätig war) dahingehend beschwert, dass er die medizinische Fachperson sei. Das stimmt ganz klar. Als Mediziner muss er jedoch wissen, dass stimulierende Drogen in Tieren – und Menschen sind Tiere – spontane und soziale Verhaltensformen unterdrücken. Diese Gefühle und Regungen unterwerfenden Drogen machen mehr Anpassungsleistung (was wieder zu einer Anpassungsstörung führen kann) und fördern zwanghaftes Verhalten, was zu einer psychosozialen Erschöpfung führen kann (Breggin, 2001; Moncrieff, 2008).

Ein Junge, der seit dem Kindergarten Ritalin bekommen hatte und bei mir bis zu seinem Lehranfang als Hotelfachmann in psychotherapeutischer Behandlung war, wünschte sich als 19-Jähriger für seine Lehrabschlussprüfung Ritalin, da er über einige Kollegen an der Uni Sankt Gallen wusste, dass diese Substanz hilfreich sei, um sich an der Prüfung bestens zu fokussieren. Jetzt, als er selbst diese Droge freiwillig wollte, bekam er diese von seinem ehemaligen Kinderarzt nicht mehr verschrieben. Was soll da der empörte Ärger, wenn 14- bis 16-jährige Jugendliche im Geheimen rauchen, Bier oder Wodka-Cola trinken, ja gar haschen? Methylphenidat untersteht als verschreibungspflichtige Substanz dem Betäubungsmittelgesetz. Wir Helfer sollten mit Methylphenidat-Substanzen genauso sorgsam umgehen wie mit anderen bewusstseinsverändernden Substanzen. Angebracht ist das wiederholte Fragen: Wie fühlt sich das Kind? Wie sind seine Beziehungen zu seinen Eltern oder Lego-Familien, den Nebeltern, den Gruppen-Betreuer(inne)n? Wie viel mehr braucht sie oder er von unserer professionellen Aufmerksamkeitszeit? Die Konfliktachsen-Themen sind da, damit wir soziale Berufspersonen uns mit den Erlebnis- und Verhaltensweisen auseinandersetzen. Wandel, Änderungen ermöglichen und nicht Anpassung war ein wichtiges Motto in meiner Ausbildung zum Psychotherapeuten Mitte der 1970er Jahre. Veränderungen im Alltag sind möglich, wie die Geschichte eines jungen Engländers zeigt, der seine überschüssige Energie abreagierte, in dem er nach jeder Schulstunde ums Schulhaus rannte. Der Alltag wurde damit für Lehrer und Schüler erträglicher. Als Achtzigjähriger gab er dann auf die Frage, was sein Rezept für gutes Altern sei, die Antwort: «No sports». Sein Name: Winston Churchill. ADHS ist tatsächlich ein Paradebeispiel für eine „fabrizierte Erkrankung“ (Blech, 2014; Eisenberg, 2009). Die ganze Debatte um genetische, hirnorganische, soziale, kulturelle und psychoevolutionäre Theorien wird heftig geführt. Einige Modelle trösten und entlasten uns Erwachsene, ob als Eltern oder Helfer(innen). Die sozialen, familiären, ökonomischen, bildungspolitischen und psychosozialen Zusammenhänge eines seelisch Leidenden müssen immer als und ihrerseits wieder im Kontext berücksichtigt werden. Ansonsten führt uns jegliches Modell, wie die gegenwärtig populärsten, das genetische und das hirnorganische, in eine absurd naive und deterministische Sinnlosigkeit, ausser, wir sind als Aktienbesitzer Teilhaber an einer Pharmaka-Fabrik oder stehen auf deren Soldliste. Hüten wir uns, den Kindern eine psychische Krankheit oder Störung anzudichten oder anzuhängen. Der Reifungsprozess wohnt der menschlichen Natur inne. Was dieser braucht, um gut genug zu gedeihen, ist die unterstützende menschliche Umgebung, welche ein Schulheim bietet. In meinem zeitlich eher bescheidenen Beitrag von 50 Minuten Psychotherapie pro Woche für ein Kind ergibt, laut einer wichtigen Metastudie zur Wirksamkeitsforschung, die eigene Beziehungsgestaltung und Beziehungshaltung 30 % der Wirksamkeit. 40 % Wirksamkeit stellen die soziale, wirtschaftliche und emotionale Lebenssituation des Kindes und seiner Eltern und Familie dar. Nur gerade mal 15 % ergeben die angewandten Modelle, Theorien, Methoden und ihre Techniken, und damit gleichviel wie das Bündel aus Erwartungshaltung der Eltern, Teammitglieder und der Patientin, des Patienten als Wirkfaktoren (Lambert & Barley, 2001). Das kann uns alle etwas bescheidener und demütiger machen im Jonglieren von theoretischen Besserwissereien.

VI

*Du haftest in der Welt, beschwert von Ketten,
doch treibt, was wahr ist, Sprünge in die Wand.
Du wachst und siehst im Dunkeln nach dem Rechten,
dem unbekanntem Ausgang zugewandt.*

In unserer betreuenden Begleitung, ob sozialpädagogisch und psychotherapeutisch, warten wir auf die gestalterische Entdeckung der kindlichen Seele, die hier, in ihrem Kummer und Sorge, eine verweilende ist. Damit der je eigene innere Gesichts- und Bezugspunkt der gelebten Gesundheit aus dem zentralen Selbst dieser jüngeren Menschen in unserer Obhut herauskommen kann. Vieles passiert in unserem Wirken nonverbal, wie in der Musik. Dies gehört zum lebendig Sein. Das Verhalten und Erleben der jungen, aufwachsenden Menschen, die wir unterstützen, ist manchmal weniger angemessen, als wir es in der jeweiligen Situation von uns als Erwachsenen selbst erwarten. Sie sind noch am sich Einüben ins Erwachsenwerden. Die Bindung, das

Vertrauen, die Aufrichtigkeit und die Kooperation sind zentral in unseren Beziehungen zu den Kindern und Jugendlichen. Berührend sagt es für mich die Dichterin Rose Ausländer (1986, S. 190): „Immer sind es die Menschen, du weisst es. Ihr Herz ist ein kleiner Stern, der die Erde beleuchtet.“

Copyright-Vermerk

Ich danke dem Piper Verlag für die Abdruckerlaubnis des Gedichtes „Was wahr ist“ von Ingeborg Bachmann: Werke, Bd. 1. Gedichte, © 1978 Piper Verlag GmbH, München

Autor

Theodor Itten, geb. 1952 in Langenthal, lebt und arbeitet als Psychotherapeut ASP/UKCP und Graduate Member of the British Psychological Society, MBPsS, in Sankt Gallen und Hamburg.

Bücher: Politik der Erfahrung: kritische Überlegungen zur Entwicklung von Psychologie und Psychotherapie (mit Ron Roberts; Übersetzt aus dem Englischen von Dörte Fuchs, 2016), Grössenwahn: die Psychologie der Selbstüberschätzung (2016), Jähzorn: psychotherapeutische Antworten auf ein unkontrollierbares Gefühl (2. Aufl., 2015), R. D. Laing: 50 years since The Divided Self (Hrsg. mit Courtenay Young, 2012).

Korrespondenz

Theodor Itten
Magniberg 10
CH - 9000 Sankt Gallen

E-Mail: info@ittentheodor.ch

Literatur

- Alf, R., Henninger, B., Hogli, Krause, U., Kurze, C.-P., & Marcks, M. (1994). Struwelpaula: struwelige Geschichten und haarige Bilder. Berlin: Rütten und Loening.
- Ausländer, R. (1986). Die Menschen. In: Wieder ein Tag aus Glut und Wind, 1986 (S. 190). Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag.
- Bachmann, I. (1978). Was wahr ist. In: Bachmann, I., Gedichte (S. 118; Werke, Bd. 1). München: Piper.
- Blech, J. (2003). Die Krankheitserfinder: wie wir zu Patienten gemacht werden. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Blech, J. (2014). Die Psychofalle: wie die Seelenindustrie uns zu Patienten macht. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Breggin, P. R. (2001). What people need to know about the drug treatment of children. In: Newnes, C., Holmes, G., & Dunn, C. (Hrsg.), This is madness too (S. 47–58). Ross-on-Why: PCCS.
- Dolto, F. (1989). Alles ist Sprache: Kindern mit Worten helfen. Weinheim: Quadriga.
- Eisenberg, D., Downs, M. F., Golberstein, E., & Zivin, K. (2009). Stigma and help-seeking for mental health among college students. *Medical Care Research and Review* 66, 522–541.
- Laing, R. D., & Esterson, A. (1975). Wahnsinn und Familie. Köln: Kiepenheuer & Witsch
- Lambert, M. J., & Barley, D. E. (2001). Research summary on the therapeutic relationship and psychotherapy outcome. *Psychotherapy: Theory, Research, Practice, Training*, 38, 357–361.
- Levine, P. A. (2010). In an unspoken voice: how the body releases trauma and restores goodness. Berkeley, Calif.: North Atlantic Books.
- Marcoli, F. (2013). „Geschichten machen“ mit Kindern. Lugano: IRG, Istituto Ricerche di Gruppo.
- Moncrieff, J. (2008). The myth of the chemical cure: a critique of psychiatric drug treatment. London: Palgrave Macmillan.
- Neill, A. S. (1971). Talking of Summerhill. London: Victor Gollancz.
- Schultheis, F., Perrig-Chiello, P., & Egger, S. (Hrsg.) (2008). Kindheit und Jugend in der Schweiz: Ergebnisse des nationalen Forschungsprogramms „Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen im gesellschaftlichen Wandel“. Weinheim: Beltz.
- Stoll, A. (2013). Ingeborg Bachmann: der dunkle Glanz der Freiheit. München: Bertelsmann.
- Vaihinger, H. (1986). Philosophie des Als-ob. Aalen: Scientia.

« Ce qui est vrai n'est pas de la poudre jetée dans tes yeux » : la psychothérapie intégrative à l'internat Hochsteig

Le poème d'Ingeborg Bachmann sert de fil rouge à cet essai consacré à la psychothérapie intégrative dans un internat avec pédagogie spécialisée, situé en Suisse orientale. Du point de vue des psychothérapeutes, les conditions sont réunies pour permettre une coopération intégrée et transversale réussie de toutes les parties prenantes en un tel lieu. La psychothérapie pratiquée auprès des enfants et des adolescents consiste en une thérapie reposant sur la vérité subjective directement vécue. Le contexte quotidien des adultes influe énormément sur le bien-être psychologique et scolaire des adolescents et leurs perturbations éventuelles. Le sens ou l'absurdité des psychotropes en matière de psychothérapie de l'enfant et de l'adolescent sont discutés. Il s'agit de répondre aux questions suivantes : que se passe-t-il lorsque des comportements ou expériences infantiles normaux sont désormais classés comme maladies psychiques ? À qui profite une telle évolution socio-psychologique ? Le psychanalyste Ronald David Laing s'est beaucoup engagé à ce sujet, nous livrant matière à réflexion sur ce qui peut nous perturber en tant qu'enfants, adolescents et adultes. Ses recherches sur la famille abordent le thème suivant : « Les expériences et le comportement dans lesquels le ou la psychiatre voit les signes et symptômes d'un trouble psychique sont-ils plus compréhensibles socialement que ce que l'on a supposé jusqu'à présent ? » Oui, ils le sont. Les travaux de recherche basés sur les faits et les approches thérapeutiques en découlant montrent des résultats efficaces. L'un des supérieurs ayant encadré Laing dans sa formation de psychanalyste était le pédiatre et psychanalyste anglais Donald Woods Winnicott. Les concepts thérapeutiques majeurs sur lesquels il a assis ses travaux consistaient en l'objet transitionnel, l'espace transitionnel – c'est-à-dire l'espace psychothérapeutique, mais aussi son prolongement lorsque nous sortons à l'extérieur avec des enfants, ainsi que la réalité provisoire. Les livres qui traitent de ses travaux psychothérapeutiques auprès des enfants portent des titres tels que *Jeu et réalité* ou *Processus de maturation chez l'enfant*. Il est l'un des mentors indirects les plus essentiels à ma psychothérapie. Parmi les trois apports de l'étude sociologique publiée en 2008 sur l'enfance en Suisse figure l'élément suivant : « Un pourcentage considérable d'adultes doit faire face à des problèmes qui sont manifestement la conséquence de certaines 'situations', plus précisément d'inégalités sociales liées à l'appartenance sociale. » C'est ici notre point de rencontre avec la psychothérapie intégrative. Nos différences en matière d'expériences et de vivacité de la parole nous encouragent et exigent que nous échangions nos points de vue, lesquels structurent plus globalement la prise en charge et la thérapie. Plus les avis divergents et que les approches théoriques et empiriques sont exprimées ouvertement et avec authenticité, c'est-à-dire sont réellement communiquées, sans qu'aucun groupe spécifique ne cherche à placer ses compétences au-dessus de celles des autres (l'équipe comme thème fédérateur), plus nous sommes réunis dans un acte unique. Les attentes envers les enfants, sous la forme d'attentes transgénérationnelles par délégation, même inconscientes, aboutissent le plus souvent à des tensions et à une insatisfaction de toutes les parties prenantes. En tant qu'intervenants, nous pouvons nous-mêmes nous laisser entraîner rapidement dans une spirale négative. Les réunions d'intervision interdisciplinaires permettent d'endiguer cette spirale. J'apprécie cela particulièrement, en tant que psychothérapeute externe à l'internat Hochsteig, car chaque adulte – enseignante, responsable de groupe, directrice de l'établissement, etc. – vit sa propre expérience avec l'enfant/adolescent ce qui se reflète en lui et peut être exprimé lors d'une intervention d'intervenants. Dans les échanges psychothérapeutiques, qui consistent à donner et recevoir, démontrer sa propre réalité en étant présent à Soi a une vertu thérapeutique. Une communauté d'intervenants au sein d'un internat peut ainsi être plus qu'une énergie bouillonnante, visant la conformité, l'information et une éducation capacitante auprès des adultes en devenir. Elle est de nature thérapeutique. Souvent, les praticiens que nous sommes intervenants « comme s' » ils savaient, que ce soit à titre individuel ou au sein d'une équipe, ce que les jeunes gens attendent vraiment de nous. Demandons-nous d'abord s'il ne faut pas recueillir leurs besoins et protégeons, pour eux, cet espace. L'enfant ou l'adolescent qui suit une psychothérapie avec moi, je le vois comme l'un des nôtres qui se trouve dans la même lutte pour le Moi et une existence personnelle enrichissante. La psychothérapie est naturellement une interaction intense, psychique et riche en émotions. Nos propres souvenirs d'enfance se tissent pour former des associations dans la psychothérapie corporelle intégrée et la psychothérapie par le jeu. Les personnes qui interviennent en un tel lieu sont mises au défi de la fiabilité dans la gestion de leurs propres émotions. Ils doivent toujours incarner le modèle humain qui constitue la ligne directrice de notre action pédagogique et thérapeutique. Rester focalisé et s'engager pleinement dans le fait de « créer des histoires ». Les nombreux comprimés destinés à favoriser la concentration, les

Ritaline, Concerto et autres Medikinet, considérés comme des pilules miracles au pouvoir apaisant, reçoivent un accueil critique. Je ne suis pas le seul à m'inquiéter du nombre croissant de diagnostics en la matière. Privilégier les médicaments dans les problèmes d'éducation n'est pas une bonne voie. Les sujets de conflit majeurs sont là pour que les professionnels du secteur social que nous sommes se penchent sur les modes de vie et les comportements. Permettre l'évolution, les changements et tout simplement l'adaptation, voilà qui me tient à cœur.

Mots clés : psychothérapie intégrative, internat avec pédagogie spécialisée, adolescence, vérité

Konferenzbericht

Peter Schulthess

Connecting Psychotherapy Practice and Research

Tagung des Science and Research Committee (SARC) der European Association for Psychotherapy (EAP)

18.-20. Februar 2016, Wien

Das SARC der EAP hat unter anderem zum Ziel, die Mitgliedsorganisationen der EAP zu Forschungsprojekten anzuregen. Die EAP vereint 128 Organisationen aus den Europäischen Ländern: Nationale Psychotherapieorganisationen wie z.B. die ASP, europaweite Fachorganisationen, Weiterbildungsinstitute. Ausserdem gehören über 120'000 Einzelmitglieder direkt oder indirekt zur EAP - ein riesiger Pool von Organisationen und Einzelpersonen also, den man zu Forschungszwecken aktivieren könnte.

Aus diesem Grund veranstaltete das SARC im Vorfeld der EAP Meetings im Februar 2016 eine Tagung mit eingeladenen ReferentInnen.

Etwa 100 Teilnehmende (die meisten repräsentierten eine nationale oder europäische Organisation oder ein Ausbildungsinstitut) liessen sich durch die ReferentInnen zu vermehrter Forschung inspirieren. Die englischsprachigen Präsentationen sind auf der Website der EAP (www.europsyche.org) zum Download bereitgestellt.

Es referierten:

Joachim Bauer: How the Social Neurosciences Add to our Understanding of the Psyche

Omar Gelo: Psychotherapy Research: Psychotherapy between practice and research

Chris Evans: How many ways can self-report change measurement help psychotherapy? Learning from CORE

Linda Finlay: Exploring human experience through relational-centred qualitative research

Volker Tschuschke: The wrong understanding of Evidence-Based Research in psychotherapy: A plea for intensive process-outcome research in naturalistic studies

Den Auftakt machte *Joachim Bauer* mit einem spannenden Referat zum Beitrag der sozialen Neurowissenschaften zum Verständnis der menschlichen Psyche. Sein Beitrag findet sich in bearbeiteter Form in diesem Heft.

Omar Gelo kam die Aufgabe zu, in einem Übersichtsreferat die Stärken und Schwächen verschiedener Forschungsdesigns in der Psychotherapieforschung darzustellen, von sogenannten RCT Studien (randomisierte kontrollierte Versuchsanordnungen) hin zu naturalistischer Praxisforschung und qualitativer Forschung.

Mit den drei folgenden Referaten wurden von Experten in ihrem Gebiet drei Projekte präsentiert, die für den Forschungsgegenstand der Psychotherapie als geeignet erscheinen.

Chris Evans gab eine Einführung in sein mittlerweile in der Forschungslandschaft weit verbreitetes Dokumentationssystem CORE. Es eignet sich, Therapieprozesse zu dokumentieren und auszuwerten. TherapeutInnen können sich in Pools einklinken, wo die Daten zu grossen Datenmengen zusammengeführt und ausgewertet werden können. CORE wurde als Messinstrument mittlerweile in vielen Ländern und Sprachen validiert.

Linda Finlay führte in ihren Ansatz einer relationalen qualitativen Forschung ein. Mit qualitativen Interviews der externen Forscher über abgeschlossene Therapieprozesse wird der Beziehungsgestaltung als gemeinsame Kreation von Patientin und Therapeutin dadurch ermöglichter Veränderungsprozesse grosse Beachtung gegeben.

Last but not least präsentierte *Volker Tschuschke* als Beispiel einer methodisch ausgereiften naturalistischen Praxisstudie das Design der PAP-S (Praxisstudie ambulante Psychotherapie Schweiz), welche die Schweizer Charta für Psychotherapie gemeinsam mit der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (Departement Psychologie) und dem Klinikum der Universität zu Köln realisiert hatte.

Zum Abschluss der Tagung diskutierten die Teilnehmenden in kleinen Gruppen, welches Design sie zu eventuellen eigenen oder gar internationalen Forschungsprojekte inspirierte.

Als Outcome der Tagung wurde gewünscht, dass vom SARC 4 verschiedene Projekte lanciert werden:

- Die Anwendung von CORE in Praxis und Ausbildung von Psychotherapeuten.

- Qualitative Forschung: Eine Veranstaltung mit Handlungsanweisungen, wie Interessierte gute qualitative Forschung betreiben können
- Entwicklung eines naturalistischen Designs analog der PAP-S für eine länderübergreifende Studie
- Vermittlung von Designs zu einfachen process-outcome Studien

Der Start zu weiterer Forschung mittels dieser Auftakt-Tagung war somit sehr erfolgreich und dem SARC bzw. der EAP wird die Arbeit nicht so rasch ausgehen.

Autor

Peter Schulthess ist Vorstandsmitglied der ASP und vertritt gemeinsam mit Gabi Rüttimann die ASP in der EAP. Er ist in der ASP Vorsitzender der Schweizer Charta für Psychotherapie und in der EAP Vorsitzender des SARC.

Korrespondenz

peter@pschulthess.ch

Compte-rendu de conférence

Peter Schulthess

Connecting Psychotherapy Practice and Research

Conférence du Science and Research Committee (SARC) de l'European Association for Psychotherapy (EAP)

18-20 février 2016, Vienne

L'objectif du SARC de l'EAP est entre autres d'encourager leurs organisations-membres d'entreprendre des projets de recherche. L'EAP regroupe 128 organisations venant de pays européens : organisation nationale de psychothérapie telle que l'ASP, organisation spécialisée à l'échelle européenne, instituts de formation postgrade. De plus, 120'000 membres individuels sont affiliés directement ou indirectement à l'EAP – donc un immense pool d'organisations et personnes individuelles, que l'on pourrait inciter à s'activer à des fins de recherche.

C'est la raison pour laquelle le SARC a organisé en prélude à la conférence de l'EAP de février 2016, une session avec des intervenants spécifiquement invités à cette occasion.

Ces derniers ont su inspirer environ 100 participants (la plupart représentaient soit une organisation nationale ou internationale soit un institut de formation) à accroître la réalisation de travaux de recherche. Les présentations sont mises à disposition en anglais et peuvent être téléchargées sur le site de l'EAP (www.europsyche.org).

Liste des intervenants :

Joachim Bauer: How the Social Neurosciences Add to our Understanding of the Psyche

Omar Gelo: Psychotherapy Research: Psychotherapy between practice and research

Chris Evans: How many ways can self-report change measurement help psychotherapy? Learning from CORE

Linda Finlay: Exploring human experience through relational-centred qualitative research

Volker Tschuschke: The wrong understanding of Evidence-Based Research in psychotherapy: A plea for intensive process-outcome research in naturalistic studies

Joachim Bauer a inauguré la conférence par un exposé passionnant sur la contribution apportée par les neurosciences sociales à la compréhension de la psyché humaine. Son intervention est également publiée en version retravaillée dans la présente revue.

Omar Gelo avait pour tâche d'exposer les atouts et les inconvénients des différents designs de recherche en psychothérapie et ce des études appelées RCT (Randomized Controlled Trials, études contrôlées par randomisation) à la recherche pratique naturaliste et à la recherche de qualité.

Les trois exposés suivants ont traité de projets jugés appropriés comme sujet de recherche en psychothérapie et ont été présentés par des experts dans leur domaine.

Chris Evans a fait une présentation introductive au sujet de son système de documentation CORE, maintenant largement répandu dans le paysage de la recherche. Il convient à la documentation et à l'évaluation de processus thérapeutiques. Les thérapeutes peuvent se connecter à des pools où les données sont regroupées en de gros volumes de données qui peuvent être analysées. CORE est aujourd'hui validé comme instrument de mesure dans de nombreux pays et langues.

Linda Finlay a donné sous forme introductive un exposé sur son approche d'une recherche relationnelle de qualité. Grâce à des entretiens qualitatifs avec des chercheurs externes à propos de processus thérapeutiques achevés, une grande attention est accordée à la configuration relationnelle considérée comme une création commune du patient et du thérapeute, ce qui permet les processus de changement.

Last but not least, *Volker Tschuschke* a présenté un exemple d'étude de la pratique naturaliste mûrement réfléchi sur le plan méthodologique : le design du PAP-S (étude de la pratique ambulatoire de la psychothérapie en Suisse), lequel a été réalisé par la Charte suisse pour la psychothérapie en collaboration avec la Haute école des sciences appliquées de Zürich (département de psychologie) et la clinique universitaire de Cologne.

En conclusion de la session, les participants ont eu l'occasion de discuter des différents designs en petits groupes et d'indiquer celui qui les inspirait éventuellement pour un propre projet de recherche, voire pour un projet international.

Il résulte de cette session la demande faite au SARC de se charger du lancement de 4 différents projets :

- Le recours à CORE dans la pratique et la formation de psychothérapeutes
- Recherche de qualité : une conférence initiant au moyen d'instructions les personnes intéressées à mener une recherche de bonne qualité
- Développement d'un design naturaliste similaire au PAP-S pour une étude transnationale
- Transmission de designs pour des études simples de méthodes-résultats

Cette session conçue pour lancer de nouvelles recherches a rencontré un franc succès et il est clair que le SARC ou l'EAP ne manqueront pas de travail.

Auteur

Peter Schulthess est membre du comité de l'ASP et représente cette dernière au sein de l'EAP conjointement avec la présidente de l'ASP Gabi Rüttimann. Il est président de la Charte suisse pour la psychothérapie au sein de l'ASP et président du SARC au sein de l'EAP.

Correspondance

peter@pschulthess.ch

Bericht

Manuela Kellenberger

IKP-Symposium im März 2016 in Zürich

Das 17. öffentliche Symposium des Instituts für Körperzentrierte Psychotherapie IKP fand am 5. März 2016 in Zürich statt. Die Fachtagung zu körperzentrierter Therapiearbeit erfreute sich eines ausverkauften, vollen Saals. Über 350 Teilnehmerinnen und Teilnehmer verfolgten interessiert die Fachvorträge zum Thema „Depression, Schlaf und Körper: Interaktionen und Therapien“.

Nach den eröffnenden Worten durch die Begründerin des IKP, Dr. med. Dr. theol. Yvonne Maurer, führten zwei Hauptvorträge das Thema aus wissenschaftlicher Sicht ein. Ihnen folgten Kurzreferate mit Praxisverknüpfung.

Prof. Dr. med. Erich Seifritz zeigte den Zusammenhang zwischen Schlaf, Körper und psychischen Erkrankungen forschungsbasiert auf. Erläutert wurde insbesondere die antidepressive Wirkung der Reduktion der REM-Schlafphase durch Schlafentzug während des Tages oder durch den Schlafunterbruch bei Beginn der REM-Phase. In einer Untersuchung wurde die Wirkung der Chronotherapie (Schlafentzug, Lichttherapie, Verschiebung der Schlafphasen) mit der Wirkung von sportlicher Betätigung verglichen. Die Chronotherapie weist einen signifikant höheren Einfluss auf die Verbesserung depressiver Symptome aus als Sport. Des Weiteren wurde die Ähnlichkeit der Glucose-Werte von Patienten mit Depression und Patienten mit nicht primär insulinabhängigem Diabetes mellitus (Typ-2-Diabetes) aufgezeigt. Einerseits konnte in Studien belegt werden, dass bei Patienten, die zeitgleich unter Typ-2-Diabetes und einer Depression leiden, die depressiven Symptome reduziert werden, wenn nur der Diabetes behandelt wurde. Andererseits wurde die Hypothese aufgestellt, dass möglicherweise eine unbehandelte Depression ein erhöhtes Risiko zur Erkrankung an Typ-2-Diabetes darstellt. Diese Vermutung stützt sich unter anderem auf die Tatsache, dass die Ernährung sowohl die Stimmung als auch Glucose-Werte im Blut beeinflusst.

Prof. Dr. med. Edith Holsboer-Trachsler verdeutlichte das Phänomen Schlafstörung. Einführend wurden die alters- und geschlechtsspezifischen Merkmale des gesunden Schlafverhaltens dargelegt. Vermehrt wurde auf die Wechselwirkung zwischen Schlafstörungen und psychischen Erkrankungen hingewiesen. Schlafstörungen können als Ursache und ebenso als Symptom einer psychischen Erkrankung auftreten. Signifikante Zusammenhänge wurden zwischen chronischer Insomnie und Depression sowie zwischen Schlafqualität und Neuroplastizität dargelegt. Studien zeigen, dass Personen mit Schlafstörungen psychische Erkrankungen wie Depression, Angststörungen, Alkohol- und Drogenmissbrauch eher erleiden als Personen mit einem gesunden Schlafverhalten. Bezüglich der Therapiemöglichkeiten wurden die Regeln der Schlafhygiene und zu berücksichtigende Besonderheiten für das weibliche Geschlecht aufgeführt. Untersuchungen zu körperlichen Therapiemethoden verdeutlichen, dass sich Sport positiv auf das Schlafverhalten und auf die Stimmung auswirken. Meditative Praktiken erhöhen die Schlafqualität und reduzieren das Stresshormon Cortisol. Dabei ist zu beachten, dass die höchste Korrelation zwischen körperlicher Aktivität und guter Schlafqualität nachgewiesen werden konnte, wenn das subjektive Empfinden für die eigene Fitness am höchsten war. Für den Transfer in die Behandlungspraxis bedeutet dies, dass eine möglichst hohe Individualität der begleitenden Therapie einem standardisierten Konzept vorzuziehen ist.

Anhand eines konkreten Fallbeispiels aus der Praxis erörterte Dr. med. Marion Mohnroth, wie die Heilung einer Patientin mit manifester Schlafstörung durch eine ganzheitliche Identitätsfindung herbeigeführt werden konnte. Medizinische Abklärungen und bisherige Therapieversuche blieben erfolglos, es wurde keine Ursache für die Schlafstörung gefunden. Mit einem körperzentrierten Therapieansatz wurde Schritt für Schritt ein bewusster Zugang zu den fünf Sinneskanälen geschaffen, was den nötigen Boden schuf, um die in Vergessenheit geratene Ursache aufzudecken. Die traumatisierenden Lebenserfahrungen konnten körperlich und emotional in das Ich-Konzept integriert werden, was eine Selbstregulation des Schlafes und weiterer Beeinträchtigungen ermöglichte.

Wie eine Veränderung von Verhaltensmustern selbst initiiert werden kann, beschrieb Dr. phil. Daniel Hausmann-Thürig. Nach der theoretischen Heranführung an das Thema der Gewohnheit wurde erklärt, wie neue Gewohnheiten stufenweise erarbeitet werden können. Kurzfristige Verhaltensänderungen können durch aktive mentale Unterdrückung oder durch Vermeidung der Auslösereize erzielt werden. Eine nachhaltige Verhaltensänderung wird nur durch eine neue, das alte Verhalten ersetzende Gewohnheit erreicht. Als wertvolle Unterstützung für die angestrebte Verhaltensänderung wurde die Arbeit mittels der sechs Lebensdimensionen nach IKP (psychische, körperliche, soziale, zeitliche, räumliche und spirituelle Dimension) herangezogen.

Jsabella Zäadow zeigte den Zusammenhang zwischen Essstörungen, Depression und Schlafstörungen auf. Sowohl die Binge Eating Disorder (BED), die als schnelles, unkontrolliertes Essen anormal grosser Portionen definiert wird, als auch das Night Eating Syndrom (NES), bei welchem mehr als ein Viertel der täglichen Nahrungsaufnahme nach der letzten Tagesmahlzeit aufgenommen wird, beeinflussen die Schlafqualität negativ. Es wird geraten, Personen mit Schlafstörungen explizit nach nächtlicher Nahrungsaufnahme zu fragen. Da Essstörungen mehrheitlich von Schamgefühlen begleitet werden, sprechen Betroffene Details nicht unaufgefordert aus, wodurch eine Störung unentdeckt bleiben kann. Für adipöse Menschen erfüllt Essen eine emotionale Funktion. Daher begünstigen sich Adipositas und Depression wechselwirkend. Bezüglich therapeutischer Behandlung ist eine körperzentrierte Therapie sehr erfolgversprechend, da ein bewusstes Körpererleben, ein achtsamer Umgang mit dem eigenen Körper und eine Verbindung zwischen Körper und Emotionen hergestellt werden kann.

Als mögliche Unterstützung bei Schlafstörungen stellte lic. phil. Doris Grubenmann Kissenpfennig die Selbsthypnose vor. Selbsthypnose wirkt sich vermindern auf Erwartungsängste gegenüber dem Ein- und Durchschlafen aus, ermöglicht ein schnelleres Einschlafen und reduziert die nächtliche Wachliegezeit. Daraus folgt eine signifikante Erhöhung der Gesamtschlafzeit, insbesondere eine Verlängerung der Tiefschlafphasen, die für die Regeneration und die Neuroplastizität verantwortlich sind. Die Teilnehmenden wurden eingeladen, die beruhigende Wirkung einer Hypnose am eigenen Körper zu erfahren und kamen in den Genuss einer angeleiteten Hypnose.

Im letzten Referat rundete Dr. phil. hum. Alfred Künzler die Fachtagung mit der ganzheitlichen Anleitung „10 Schritte für psychische Gesundheit“ ab:

1. aktiv bleiben, 2. sich entspannen, 3. etwas Kreatives tun, 4. Neues lernen, 5. sich beteiligen, 6. mit Freunden in Kontakt bleiben, 7. darüber reden, 8. um Hilfe fragen, 9. sich nicht aufgeben, 10. sich selbst annehmen.

Die Teilnehmenden gewannen neue Erkenntnisse aus der Forschung und für die Praxis. In den Pausen wurde die Gelegenheit genutzt, sich auszutauschen und neue Bekanntschaften zu schliessen. So war das diesjährige IKP-Symposium wieder auf allen Ebenen wertvoll und ein voller Erfolg.

Autorin

Manuela Kellenberger, Psychologin MSc, Körperzentrierte Psychotherapeutin IKP i. A.

Recensione

Nicola Gianinazzi

Orth, Ilse; Petzold, Hilarion G.; Sieper, Johanna: Mythen, Macht und Psychotherapie

Therapie als Praxis kritischer Kulturarbeit

AISTHESIS psyche Band 1, Bielefeld, 2014

In co-riflessione con Saul Branca e Ferruccio Marcoli

In apertura

Siamo al terzo giorno dopo gli attentati di Parigi del 13 novembre 2015. In quei giorni ricevo da Peter Schulthess, in occasione di una cena di fine anno, questo nuovo frutto della casa editrice Aisthesis di Bielefeld. Il frutto è maturato più precisamente dai rami della collana psyche voluta a suo tempo oltre che da Petzold anche da Klaus Grawe. Peter è presidente della Charta (transteorica) svizzera per la psicoterapia ed è proprio in questo contesto transteorico che conobbi qualche anno addietro il prof. Petzold, che mi rallegrò dunque di leggere e recensire.

Il libro consta di una collazione di articoli, conferenze e interviste in massima parte di Petzold, da lui curati o redatti in collaborazione con gli altri due co-autori, che copre un lasso di tempo che va dal 1994 al 2012.

In quest'opera imponente e ambiziosa trovo da subito la linea portante che mi motiva a tuffarmi nella lettura: la psicoterapia non è scevra da dinamiche interne-esterne di potere che occorre riconoscere, e da questo e per questo, non può esonerarsi dall'assumere la propria dimensione emancipatoria. Il lavoro culturale critico che essa compie dentro e attorno a se stessa risulta e diviene una vera e propria terapia della psicoterapia, o - come avrebbe detto un Freud del nostro tempo più libero di taluni suoi seguaci - un processo di autoanalisi.

Questa attenzione alle psicodinamiche del potere da relativizzare per promuovere processi integrativi, interscuola (*schulübergreifend*), transteorici o ecumenici dunque, mi sembra irrinunciabile anche per una ri-generazione del dialogo tra società, civiltà e religioni, tra culture e nature, tra tecnologia ed ecologia.

Allora si comprende perché un'opera come questa possa nutrire scientificamente un processo come l'integrazione assimilativa descritta dal Cionini, portata avanti da realtà come la Privat Sigmund Freud Universität o la stessa Charta oppure un processo di accreditamento federale integrale ma interscuola, come quello avviato l'anno scorso dall'Associazione Svizzera degli psicoterapeuti.

Si comprende inoltre anche perché il mio occhio pone la sua attenzione particolare ad un titolo a p. 619 che si riferisce proprio alla cultura "death metal" bersaglio diretto del feroce attentato al Bataclan.

Dalla forma passiamo ora ai contenuti di questo libro:

- A Prefazioni e introduzioni del 1999, 2013 e 2014 (un centinaio di pagine);
- B Una prima parte è dedicata a ideologie e miti in psicoterapia;
- C La seconda alla dimensione del potere;
- D Una terza ed ultima parte tratta la critica culturale o delle culture ed il lavoro culturale con i pazienti quale *praxis* impegnata;
- E Due ricchissime bibliografie di cento pagine cadauna.

A Introduzioni, prefazioni e prolegomena

Dalle prefazioni e introduzioni del 1999, 2013 evinciamo quanto una *Vernunft*, intesa kantianamente come ragionevolezza e non mera razionalità, possa e debba fondare questa innovativa filosofia, epistemologia, etica e pratica della psicoterapia.

Nelle sue riflessioni critiche Petzold si lascia ispirare da filosofi¹ quali Derrida, Foucault, Deleuze, Lévinas, Habermas, Ricoeur, Merleau-Ponty *et alia* impegnati sull'individuo come sul mondo, sul pensiero come sull'azione anche appunto socio-politica. L'autore ha potuto frequentare le lezioni di diversi fra questi, come di Klaus Grawe, o collaborare con essi a vari livelli.

La psicoterapia è allora un prodotto culturale che genera – ricorsivamente nella relazione terapeuta-paziente, compresa nella sua *Korrespondenz* – cultura e per questo va criticata anche nei suoi metodi di ricerca nonché nelle sue applicazioni. Solo una ragionevolezza trasversale – inter- e transdisciplinare – può garantire da derive eccessivamente automitologizzanti (come taluni sviluppi presenti nella psicologia freudiana e junghiana) o culturalmente nichiliste come appunto la "death metal".

In queste pagine vige un grande e apprezzato equilibrio nella critica ed autocritica di tutti gli orientamenti psicoterapici: l'analisi, la critica filosofico-culturale (socio-politica), tocca le psicoanalisi come il cognitivismo, le terapie di indirizzo umanistico come la psicoterapia integrativa stessa che gli autori hanno fondato e sviluppato in 40 anni di pratica clinica e formazione (lezioni, supervisioni, ecc.). D'altro canto si entra con forza nella storia politica della nostra professione – intrisa di giochi di potere ed interessi economici – così come si è manifestata particolarmente in Germania.

¹ Qui si può accennare al fatto che i referenti filosofici di Petzold sono di area prettamente "continentale" e non analitica anglo-nordamericana. Questo ha senz'altro un suo interesse in quanto l'opposizione analitico-continentali ripropone sul terreno filosofico quella psicoterapeutica fra cognitivisti e psicodinamici.

Ci sono certamente passaggi veementi ma circostanziati dedicati alla psicoanalisi – ortodossa, *mainstream* e correnti varie – si colpisce però anche la *Gestalttherapie* e la Sistemica, per certi loro dogmatismi e la loro “pastorale del controllo”, ma anche per l’abitudine contraddittoria a cambiare “dogmi” nel corso dei decenni: una sana democrazia e relativizzazione delle proprie posizioni gioverebbe a tutti. Un esempio fra tutti è la cecità di Freud e dei suoi seguaci rispetto all’analogia tra il dolore traumatico della paterna circoncisione e quello della nascita da una madre.

Anche in questi capitoli di forte critica va però applicato il principio anti-sineddoche enunciato da Petzold in apertura: non deve valere la “*pars pro toto*”.

B Ideologie e miti

In questa prima parte – dopo un prolegomena-dialogo tra Deleuze e Foucault – si prende più volentieri spunto dai filosofi Lévinas e Habermas, anche nel pensare una relazione terapeutica basata su concetti come partenariato, altruismo (in un’accezione tutt’altro che naïve o buonista, ma filosoficamente ben fondata, p. 557), solidarietà e “azione impegnata” dentro e fuori dal setting vs. eccessiva medicalizzazione e normalizzazione del cliente-paziente. (Interessante per inciso l’attenzione rivolta anche ad una figura come Bion e il suo lavoro con i gruppi terapeutici bellici.)

Si apre questa parte con un graffiante contributo di Ellis su tre miti pseudo-terapeutici per passare all’approfondimento differenziato (partendo da Grawe, ma moderandolo non poco) della necessità di scuole identitarie – sufficientemente sane e autocritiche – all’interno di un contenitore che dovrebbe essere costituito dalla Scienza psicoterapeutica accademica integrata anche nella sua dimensione di *Kulturwissenschaft*. Un deciso no quindi al modello della “psicoterapia generale” da parte di quella integrativa, ma pure un’attenta analisi degli elementi e delle dinamiche “ecclesiologiche” presenti nelle scuole – direi ovunque gruppi si formano e vivono – già rilevata a suo tempo da Freud. Non si attaccano le religioni, ma le strutture pseudo-religiose spesso non riflesse o nemmeno osservate.

In particolare si pretendono verifiche empiriche per esempio circa talune ancora praticate attività archeologiche sterili nel passato del paziente, dimostratesi appunto poco efficaci, mentre si vorrebbe una maggiore attenzione creativa ed integrativa alle attualizzazioni efficienti: nel setting e al di fuori di esso.

In estrema sintesi Petzold porta avanti invece un discorso (ermeneutico-dialettico-critico) a favore di una *Humantherapie* (viene coniato a questo riguardo anche il neologismo “ominità”) complessa, multifattoriale e individualizzata – non *simpliciter* generalizzabile – ma non individualistica, bensì altruisticamente orientata ai campi socioeconomici e politici entro i quali vivono i nostri pazienti. L’attributo *human* consente – e non sarebbe poco – di superare chiaramente il dualismo messo in campo invece dal termine *psyché*.

C Ideologia e potere

Questa parte prende avvio invece con un notevole contributo di Paul Parin risultante da un’intervista di Petzold a Parin apparsa nel 1994. In questa intervista dedicata sempre al potere ed alle sue ramificazioni si sottolineano analogie non solo con il potere ecclesiale, ma appunto anche con la genesi della prima Internazionale condotta da Marx stesso.

Se ne derivano le stesse tendenze alla burocratizzazione, alla *Normierung* ed alla castrazione di creatività e innovazione, senza voler enfatizzare eccessivamente d’altro canto le mode tecnocratiche-mercificanti del momento.

L’osservazione di Parin si rivolge innanzitutto allo sviluppo di *élites* e caste che controllano l’organizzazione, l’ammissione dei candidati-novizi, la formazione e le – finalmente necessarie – espulsioni, psicopatologizzazioni e anatemiizzazioni degli avversari ora eretici.

Petzold inoltre difende – partendo da Platone e sant’Agostino, passando per Macchiavelli fino a Nietzsche, Weber, Marcel e Foucault – il ruolo della filosofia nel nostro campo in quanto non più solo discorso sulla verità, ma molto più diagnosi (!) delle ideologie sull’uomo e sul mondo. Diagnosticare le ideologie psicoterapiche significa individuare dove il potere si cela tra le maglie della concezione di scienza che si ha, nelle opzioni prese nella ricerca e nel ruolo affidato alla stessa, nelle forme della formazione e nel controllo dei controllori (cfr. i temi, imponenti in Germania e attualissimi in Svizzera, del legiferare e accreditare e del loro rapporto con l’autonomia e la creatività-generatività umane).

Sul piano clinico si fa notare per esempio come concetti quali “fase autistica e simbiotica” e “intervento paradossale” – con le tecniche derivanti – sono da considerarsi superati dalla ricerca – partendo da quella storica dello psichiatra Janet – eppure si continua ad adottarli oppure si volta pagina senza mostrare un minimo di auto-relativizzazione.

D Critica, lavoro e impegno culturali

In quest’ultima parte – oltre ai ricchi ed immancabili capitoli di Petzold, per es. uno sui danni iatrogeni – ne appaiono diversi scritti anche in collaborazione con la Sieper e la Orth, dedicati ai temi della mentalizzazione (quale concetto in origine sociologico e culturale, cfr. Moscovici 2001 e Vygotskij 1931) e del “grido infernale” nella scena della musica consumata negli ambienti di destra.

Si apre con un contributo in memoria del filosofo ebreo Emmanuel Lévinas (1906-1995) che prende spunto dalle tematiche dell’intersoggettività, costruzione dell’identità ed etica della responsabilità.

Segue una corposa intervista radiofonica sul “Paziente quale partner” che affronta l’abuso professionale e sessuale in terapia ed esperimenti e proposte di strutture più adeguate per la gestione degli aspetti deontologici e teleologici della nostra professione. Anche qui vale la *par condicio*: si stigmatizza la regola dell’astinenza a volte applicata in modo cinico-sadico e il concetto di inconscio collettivo traballante di certe scuole psicodinamiche, talune tecniche violente di desensibilizzazione portate avanti in ambito cognitivo-comportamentista, così come i paradossi ancora usati in ambito terapeutico-familiare nella sistemica. Tutti questi errori dell’arte e di trattamento vengono a volte peggiorati ulteriormente da interpretazioni rigide e

ideologiche appunto. Le basi scientifiche della critica non possono poggiare che sulla ricerca e la sua ricezione (per es. cfr. Fischer).

Infine viene presentato un corposo saggio (2012) sulla “mentalizzazione dei tempi oscuri”, dove (pp. 401-618) si sviluppano i temi dell’elaborazione cognitivo-affettivo-emozionale degli accadimenti legati al neolitico fino ai nostri giorni: dalla mummia sudtirolese Ötzi, al III *Reich*, all’ex-Jugoslavia fino all’11 settembre. Si lavora su fonti ricche e varie da Lutero a Hitler per meglio comprendere e analizzare cosa possa portare una massa a credere tanto fortemente e omogeneamente al Mito.

L’approccio è sempre quello bio-psico-socio-ecologico, fondato sulle neuroscienze, la ricerca e l’impegno cultural-politico. In esso si elabora, definisce e descrive un possibile processo secolare *melioristico* (dal neologismo “*Meliorismus*”, p. 411) che consenta di accedere ad un Cosmopolitismo il più condiviso possibile, auto- e altruisticamente dialetticamente fondato su valori appunto secolari quali i diritti umani, passando per le famiglie, l’educazione e il dialogo intergenerazionale. Petzold, lo ricordiamo, lavorò come esperto nei processi di riappacificazione per i territori dell’ex-Jugoslavia e in collaborazione con diversi enti per la terza età tedesca.

Questi valori non devono però, per esempio, rinnegare le proprie matrici giudaico-cristiane e occidentali, bensì integrarle laicamente (termine anch’esso ellenico-cristiano) nell’incontro dinamico con l’altro in quanto soggetto pieno: oggi rappresentato primariamente dalla cultura islamica.

Ad esso si affianca un saggio più breve dove partendo dagli ambienti giovanili, dalla loro musica e dal loro consumo virtuale-ludico-cinematografico (dall’*horror*, al Signore degli anelli e ad Harry Potter) miliardario, si riflette sul valore intersoggettivo e psicoeducativo – quale etica della responsabilità (Lévinas e Jonas) – dell’interiorizzazione da parte degli individui in gruppo e dei gruppi di individui di valori condivisi: questo è il lavoro “agogico” e culturale inter- e intra-personale da compiersi.

Da un punto di vista biologico-evoluzionistico ed etnologico non è più difendibile la tesi secondo la quale l’uomo sarebbe *a priori* buono ma danneggiato *a posteriori* da accadimenti-comportamenti traumatici. Infatti proprio la maggior parte di questi eventi sono anch’essi di natura umana. A Freud dobbiamo – dal punto di vista della storia della psicoterapia – il coraggio di considerare l’uomo anche aggressivo e distruttivo in sé e per l’altro. Bataille (1933) seppe però andare anche oltre Freud nella sua analisi della “inter-mente criminale” del fascismo, mentre Jung non avrebbe potuto per una sua ombra filo-destroide ben documentata.

I miti mortiferi, autolesionistici, misantropici e violenti (come nel caso di Allin (USA, 1991) o dei *Burzum* (Norvegia, 2004)) possono avere una funzione di scarica e trasformazione, ma secondo Petzold, va – sempre in un’ottica neuro-ricorsiva e neuro-plastica – posta attenzione anche alla loro forza attrattiva e e-ducativa distruttiva specialmente per bambini ed adolescenti, ma appunto anche per giovani adulti e adulti. Così si dimostra anche nel contagio rapido e massiccio avvenuto negli USA, ma anche nella scena neonazista tedesca, attraverso la musica di certe *band* e le azioni di certe *gang* cariche di tematiche razziste e antisemitiche.

La psicoterapia non può fermarsi alla propria accademicità, ma nella convivialità deve (ri)-scoprire e rafforzare il proprio ruolo di “formatrice culturale e ragionevolmente trasversale dei fondamenti delle coscienze”, dall’infanzia all’età adulta. Essa non può più negare le proprie inalienabili e ineludibili posizioni etiche, tanto più quanto più implicite o appunto inconscie.

L’approccio – in entrambi questi ultimi saggi più recenti – è quello ricorsivo (ri-entrante secondo il modello neuroscientifico) di fenomeni intra- e inter-mentali emergenti dal sostrato cerebrale (cfr. p. 510) e supportati dalla provata neuroplasticità che si esprime non solo in senso patogenico, ma appunto anche in senso salutogenico e socio-agogico.

Un fondamento trascendente a tutto questo potrebbe anche sussistere, ma secondo la preziosa lezione di Kant non potrebbe essere oggetto di un discorso naturalscientifico.

Questa parte si conclude con il “Manifesto del lavoro culturale integrativo 2013” assolutamente attuale proprio anche rispetto ad un dialogo e impegno differenziati e necessari anche in ambito post-cristiano e islamico ermeneutico-moderato.

E Bibliografie

A livello bibliografico colpisce l’assenza di qualsiasi bibliografia italiana: si sarebbe potuto per una volta scavalcare le Alpi, ma anche la letteratura nordamericana risulta, proporzionalmente, solo minimamente rappresentata.

Come già accennato in nota, Petzold è assai attento alla letteratura filosofica, ma solo a quella continentale, e non a quella analitica, sarebbe stato interessante integrarli proprio per il carattere “terapeutico” che questi pensatori rivendicano.

In conclusione

Lo stile di scrittura può risultare a volte ridondante e troppo ricco di stranierismi o riferimenti ad altri autori, d’altro canto proprio questi aspetti possono avere un valore didattico e rendere l’opera maggiormente europea. Si sarebbero potute inserire qua e là delle schede riassuntive delle principali tesi o qualche schema sintetico, come ottimamente proposti invece nella terza parte.

Rispetto al grande tema delle religioni e degli elementi religiosi presenti in movimenti e organizzazioni anche atee (per esempio nel Leninismo) e la critica profonda a cui le sottopone l’autore – quale teologo – mi si permetta di sottolineare il fatto che a volte mi pare si perda di vista nella scrittura l’elemento ricorsivo, chiave anche di possibile comprensione di quanto avviene in questi mesi tra Isis e Occidente. Parlare del rapporto tra religioni e potere violento deve partire da una base maggiormente dialettica e complessa secondo la lezione di Morin: come un triangolo con ai rispettivi vertici l’*homo sapiens* (con la sua carica aggressiva biologicamente determinata) – il cittadino (nel suo eco-contesto socio-politico-organizzativo-economico) – il credente (più o meno ateo). L’atto violento o la repressione e le guerre religiose storicamente testimoniate

nascono da questo intreccio, si situano all'interno dell'area del triangolo, mentre in Petzold a volte si tende, in questo ambito, ad orientarsi verso i vertici.

La lettura resta comunque piacevole e stimolante – a volte fortemente influenzata più “da sinistra” che “da destra”, ma questo viene apertamente dichiarato e coerentemente sviluppato - e la consiglio specialmente ai formatori per i seguenti motivi:

- lettura storica dello sviluppo della psicoterapia in genere e di quella integrativa in particolare;
- contestualizzazione nei relativi panorami socio-culturali, politici ed economici;
- la questione del potere e della sua malagestione negli sviluppi teorici e metateorici e nella formazione di una scuola piuttosto che di un'altra;
- la questione della trasparenza e autenticità in psicoterapia e nella formazione;
- la questione degli errori dell'arte e dei danni in psicoterapia.

Scovare ed esplorare i miti nella psicoterapia – aggiungerei anche nella ricerca e nei processi di qualità della stessa – e nei suoi percorsi formativi, non deve voler dire inicializzare una banale ed altrettanto pseudo-scientifica *Entmythologisierung* alla Bultmann – elemento qua e là pur velatamente presente in taluni contributi (per es. in quello di Ellis) – che proprio in campi scientifici come quelli teologici ed esegetici si sono dimostrati altrettanto poco fruttuosi.

Quale formatore di un Istituto svizzero italiano psicoanalitico (Fondazione Istituto Ricerche di Gruppo), desidero infine chiudere la mia recensione rafforzando l'idea di Petzold che legislazioni e accreditamenti non debbano soffocare creatività e iniziative private: infatti ritengo il discorso psicoanalitico in cui mi muovo piuttosto sano e resistente a taluni virus diagnosticati dal nostro autore.

L'intenzione è di guardare al futuro e di leggere gli eventi tragici del nostro tempo come quelli del Bataclan di Parigi, come indicatori del tempo incerto (e di una psicologia individuale e di gruppo) che verrà. Si tratta di pensare prospettive di soluzioni in cui la ragione (trasversale) prevalga sulla barbarie (risultante da mitotropismi e mitotrofie eccessive), anziché intervenire essenzialmente a curare i danni causati dall'inclinazione barbara. La psicoterapia del futuro non può sottrarsi a un tale imperativo. Per questo è necessario riconsiderare criticamente i canoni proposti da Bion e valutarne la fertilità e la profonda attualità. Solo per fare due esempi: come è possibile trascurare concetti come “il terrore senza nome”² o gli assunti per definire i criteri differenziali tra parte psicotica e parte non psicotica della personalità?

Si ponga ad esempio mente ai quattro fattori che favoriscono la dominanza dell'assetto psicotico³:

- a) gli istinti distruttivi – così preponderanti da intingere di sé anche l'impulso ad amare, il quale si tramuta in sadismo;
- b) l'odio verso la realtà, interna ed esterna; un odio esteso a tutto ciò che permette il rilievo di essa;
- c) un'angoscia di annientamento imminente;
- d) il formarsi di relazioni d'oggetto precoci e precipitose (prime fra tutte quelle di transfert) caratterizzate da una fragilità pari alla tenacia con cui si mantengono.

Non sono forse tratti che contraddistinguono la personalità del terrorista (presente dentro ognuno di noi) al di là dei rimandi a ogni forma di fede religiosa?

Da parte nostra abbiamo da tempo avviato un lavoro di ricerca sulla terapia di gruppo di impronta bioniana (comme suggerito a p. 53), nella quale viene recepito e approfondito in modo innovativo – anche da un punto di vista filosofico e linguistico – la determinante e fondante differenza tra “essere un genitore” e “rappresentare un genitore” per i nostri pazienti, cercando di adattare il *setting* alle esigenze dei nostri tempi così da vitalizzare questa potente metafora. Infatti in questa differenziazione tra realtà e metafora – quest'ultima sottolineata da Petzold col termine “*simili*” – si cela quella tra parte psicotica e parte non psicotica della personalità. Anziché favorire lo sviluppo barbaro della prima (pervasa da senso di onnipotenza e di onniscienza), ci siamo chiesti come rinforzare l'evoluzione tendente alla ragione della seconda.

In questo senso stiamo inoltre svolgendo un'originale pratica terapeutica (che impegna soggettivamente tutti gli operatori dell'Istituto) con la quale – attraverso una rilettura contemporanea dell'edipo freudiano – si cerca di identificare quello che ci sembra essere il nucleo centrale della conflittualità psichica inter- e intra-soggettiva del nostro tempo, e che riconduciamo alla tensione fra modalità di simbolizzazione che riconoscono il limite e altre che tendono ad eluderlo, attraverso agiti o assetti onnipotenti. Sul piano della fantasmaticizzazione intrapsichica e intersoggettiva, questa capacità di riconoscimento del limite trova una sua figurazione nella costruzione di quella che definiamo la “coppia genitoriale interna” e che ci appare come la risultante di un processo di maturazione che concepisce – e qui il debito con la psicoanalisi freudiana è evidente – l'edipo come punto di massimo sviluppo della mente umana. Compito della terapia nell'età contemporanea – che ci pare dominata dalla figura di Narciso più che da quella di Edipo – non può più essere il superamento dell'Edipo, ma la sua costruzione.

Chissà che questo proficuo dialogo Nord-Sud – triangolando un poco con quel pensiero anglosassone analitico che abbiamo segnalato mancante – possa continuare anche in altre forme in futuro.

Corrispondenza

Nicola Gianinazzi è psicoterapeuta psicoanalitico indipendente e formatore presso l'Istituto Ricerche di Gruppo, a Lugano (Ticino-Svizzera) e attivo nella politica professionale in collaborazione con l'Associazione Svizzera degli Psicoterapeuti (ASP).

nicola.gianinazzi@gmail.com

² W.R. Bion, *Analisi degli schizofrenici e metodo psicoanalitico - Una teoria del pensiero*, Roma 1988: cap. VIII, § 104, p. 178.

³ *ibidem*, p. 75.

Rezension

Nicola Gianinazzi

Orth, Ilse; Petzold, Hilarion G.; Sieper, Johanna: Mythen, Macht und Psychotherapie

Therapie als Praxis kritischer Kulturarbeit

AISTHESIS psyche Band 1, Bielefeld, 2014

In Ko-Reflexion mit Saul Branca und Ferruccio Marcoli

Einleitung

Es ist der dritte Tag nach den Attentaten von Paris am 13. November 2015. In diesen Tagen erhielt ich von Peter Schulthess anlässlich eines Abendessens zum Jahresende diese neue Publikation des Verlagshauses Aisthesis in Bielefeld. Das Buch erschien in der Reihe „Psyche“, wie es der Wunsch Petzolds und seinerzeit auch der von Klaus Grawe war. Peter ist Präsident der (transtheoretischen) Schweizer Charta für Psychotherapie, und es war auch in diesem transtheoretischen Kontext, als ich vor einigen Jahren Prof. Petzold kennenlernte, den ich nun mit Freude lese und rezensiere.

Das Buch besteht aus einer Sammlung von Artikeln, Vorträgen und Interviews, zum grössten Teil von Petzold, die in Zusammenarbeit mit den beiden anderen Co-Autorinnen von ihm herausgegeben oder verfasst wurden und den Zeitraum von 1994 bis 2012 umspannen.

In diesem gewaltigen und ehrgeizigen Werk finde ich gleich das Leitmotiv, das mich motiviert, mich in die Lektüre zu stürzen: Die Psychotherapie ist nicht frei von internen und externen Machtdynamiken, die erkannt werden müssen, und sie kann sich deshalb auch nicht der Aufgabe entziehen, ihre eigene emanzipatorische Dimension anzunehmen. Die kritische Kulturarbeit, die sie in und um sich selbst leistet, ist und wird eine regelrechte Therapie der Psychotherapie oder – wie ein Freud unserer Zeit es sagen würde, der freier als mancher seiner Jünger war – ein Prozess der Selbstanalyse.

Diese Lenkung der Aufmerksamkeit auf die Psychodynamik der Macht, die zu relativieren ist, um integrative, schulenübergreifende, transtheoretische oder ökumenische Prozesse zu fördern, scheint mir deshalb auch für eine Wiederherstellung des Dialogs zwischen Gesellschaft, Zivilisation und Religionen, zwischen Kulturen und Natur, zwischen Technologie und Ökologie unverzichtbar.

Man versteht also, warum ein Werk wie dieses ein wissenschaftlicher Nährboden sein kann für Prozesse wie die von Cionini beschriebene und von Institutionen wie der Sigmund-Freud-Privatuniversität oder der Charta selbst vorangetriebene assimilative Integration oder die von der Assoziation Schweizer Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten letztes Jahr begonnene schulenübergreifende integrale Akkreditierung durch den Bund.

Man kann verstehen, warum ich ein besonderes Augenmerk auf einen Titel auf S. 619 richte, der sich auf eben diese „Death-Metal“-Subkultur bezieht, die direktes Ziel des grausamen Attentats im Bataclan war.

Von der Form nun zum Inhalt dieses Buches:

- A Vorwort und Einführung von 1999, 2013 und 2014 (etwa hundert Seiten)
- B Ein erster Teil ist den Ideologien und Mythen in der Psychotherapie gewidmet
- C Der zweite der Dimension der Macht
- D Ein dritter und letzter Teil befasst sich mit der Kulturkritik bzw. Kritik der Kulturen und der Kulturarbeit mit Patientinnen und Patienten als engagierte Praxis
- E Zwei sehr reichhaltige Bibliographien mit jeweils hundert Seiten.

A Einführung, Vorwort und Prolegomenon

Aus dem Vorwort und der Einführung von 1999 und 2013 entnehmen wir, wie sehr die Vernunft (im Sinne der kantischen) eine solche innovative Philosophie, Epistemologie, Ethik und Praxis der Psychotherapie begründen kann und muss.

In seinen kritischen Reflexionen lässt sich Petzold von Philosophen¹ wie Derrida, Foucault, Deleuze, Lévinas, Habermas, Ricoeur, Merleau-Ponty *et alia* inspirieren, die sich mit dem Individuum wie der Welt, dem Denken wie dem Handeln (einschliesslich sozialpolitischem) beschäftigten. Von einigen, wie Klaus Grawe, konnte der Autor Vorlesungen besuchen oder mit ihnen auf unterschiedlichen Ebenen zusammenarbeiten.

Die Psychotherapie ist also ein Kulturprodukt und erzeugt – rekursiv in der Therapeut-Patient-Beziehung, die in ihrer *Korrespondenz* inbegriffen ist – Kultur und muss deshalb auch in ihren Forschungsmethoden und ihren Anwendungen kritisiert werden. Nur eine transversale – inter- und transdisziplinäre – Vernunft kann vor exzessiven selbstmythologisierenden (wie einigen Entwicklungen in der freudianischen und jungianischen Psychologie) oder kulturell nihilistischen Auswüchsen, wie dem „Death Metal“, schützen.

Auf diesen Seiten herrscht eine grosse und bemerkenswerte Ausgewogenheit der Kritik und Selbstkritik aller psychotherapeutischer Richtungen: Die Analyse und die philosophisch-kulturelle (sozialpolitische) Kritik erstrecken sich auf die

¹ Hier kann man auf die Tatsache hinweisen, dass die philosophischen Referenten von Petzold nur „kontinental“ sind und es hier keine anglo-nordamerikanische analytische Verfahren mehr gab. Die hat ein eigenes Interesse, da die Opposition analytisch-kontinental sich auf dem Philosophischen als Psychotherapie zwischen Kognitiver und Psychodynamik.

Psychoanalyse sowie den Kognitivismus, die Humantherapien sowie die Integrative Psychotherapie selbst, die die AutorInnen in 40 Jahren klinischer Praxis und Ausbildungstätigkeit (Vorlesungen, Supervisionen etc.) gegründet und entwickelt haben. Auf der anderen Seite kommt man fast zwangsläufig mit der politischen Geschichte unseres Berufs in Berührung – die von Machtspielen und wirtschaftlichen Interessen durchzogen ist, – insbesondere in Deutschland.

Es gibt natürlich heftige, doch gut ausgeführte Passagen, die der Psychoanalyse – orthodoxen, „*mainstream*“ und verschiedenen Strömungen – gewidmet sind, aber auch die Gestalttherapie und die Systemische Therapie werden wegen eines gewissen Dogmatismus und ihrer „Pastorale der Kontrolle“ sowie auch wegen der widersprüchlichen Angewohnheit, „Dogmen“ im Laufe der Jahrzehnte zu ändern, von der Kritik getroffen: Eine gesunde Demokratie und Relativierung der eigenen Positionen würde allen gut tun. Ein Beispiel unter anderen ist die Blindheit Freuds und seiner Anhänger gegenüber der Analogie des traumatischen Schmerzes der väterlichen Beschneidung und dem der Mutter bei der Geburt.

Auch in diesen Kapiteln heftiger Kritik ist jedoch das von Petzold in der Einführung erläuterte anti-synecdochische Prinzip anzuwenden: Es darf kein „*pars pro toto*“ gelten.

B Ideologien und Mythen

In diesem ersten Teil – dem ein Prolegomenon vorausgeht: Gespräch zwischen Deleuze und Foucault – wird gern und oft Bezug auf die Philosophen Lévinas und Habermas genommen, auch beim Gedanken einer therapeutischen Beziehung auf der Basis von Konzepten wie Partnerschaft, Altruismus (aber keineswegs in der Bedeutung von naïv oder Bonismus, sondern philosophisch gut begründet, S. 557), Solidarität und „engagiertes Handeln“ innerhalb und ausserhalb des Settings versus einer exzessiven Medizinalisierung und Normalisierung des Klienten/Patienten. (Nebenbei gesagt, ist die Beachtung, die auch einer Figur wie Bion und seiner Arbeit mit den therapeutischen Kriegs-Gruppen geschenkt wird, interessant.)

Eröffnet wird dieser Teil mit einem bissigen Beitrag von Ellis über drei pseudo-therapeutische Mythen, um dann zu einer differenzierten Vertiefung (ausgehend von Grawe, der allerdings sehr abgeschwächt wird) der Notwendigkeit von – ausreichend gesunden und selbstkritischen – Identitäts-Schulen im Inneren eines Behälters, der von der akademischen psychotherapeutischen Wissenschaft, auch in ihrer Dimension der Kulturwissenschaft, gebildet sein müsste. Ein entschiedenes Nein also zum Modell der „allgemeinen Psychotherapie“ von Seiten der Integrativen Psychotherapie, aber auch eine aufmerksame Analyse der in den Schulen präsenten – ich würde sagen, wo immer sich Gruppen bilden und leben – „ekkesiologischen“ Elemente und Dynamiken, die seinerzeit bereits von Freud festgestellt wurden. Nicht die Religionen werden angegriffen, sondern die oft nicht reflektierten oder nicht einmal bemerkten pseudo-religiösen Strukturen.

Insbesondere werden empirische Überprüfungen gefordert, zum Beispiel mancher noch praktizierter steriler archäologischer Tätigkeiten in der Vergangenheit des Patienten, die sich als wenig effizient erwiesen haben, während eine grössere kreative und integrative Aufmerksamkeit für effiziente Aktualisierungen notwendig wäre: im Setting und ausserhalb davon.

Stark zusammengefasst, führt Petzold hingegen einen (hermeneutisch-dialektisch-kritischen) Diskurs zu Gunsten einer komplexen, multifaktoriellen und individualisierten – nicht *simpliciter* verallgemeinerbaren – aber nicht individualistischen, sondern altruistisch auf die sozial-ökonomischen und politischen Bereiche, in denen unsere Patienten leben, ausgerichteten Humantherapie weiter (diesbezüglich wurde auch der Neologismus „*Hominität*“ geprägt). Das Attribut „*human*“ ermöglicht es – und das wäre nicht wenig –, den hingegen vom Begriff „*psyché*“ ins Feld geführten Dualismus klar zu überwinden.

C Ideologie und Macht

Dieser Teil beginnt mit einem bemerkenswerten Beitrag von Paul Parin, der das Ergebnis eines 1994 erschienenen Interviews von Petzold mit Parin ist.

In diesem Interview, das ebenfalls der Macht und ihrer Verästelung gewidmet ist, werden Analogien nicht nur mit der ekklesialen Macht hervorgehoben, sondern auch mit der Entstehung der Ersten Internationale, die noch von Marx selbst organisiert wurde.

Daraus leiten sich die gleichen Tendenzen zur Bürokratisierung, Normierung und Kastration von Kreativität und Innovation ab, ohne dabei andererseits die technokratischen und kommerziellen Moden des Moments übermässig hervorheben zu wollen.

Parin richtet dabei sein Augenmerk vor allem auf die Entwicklung von „*élites*“ und Kasten, welche die Organisation, Aufnahme der Kandidaten/Novizen, Ausbildung und – schliesslich notwendigen – Ausschlüsse, Psychopathologisierungen und Anathemisierungen der Gegner, jetzt Häretiker, kontrollieren.

Petzold verteidigt ausserdem – beginnend mit Platon und Sant’Agostino, und über Macchiavelli bis zu Nietzsche, Weber, Marcel und Foucault – die Rolle der Philosophie auf unserem Gebiet als nicht mehr nur Diskurs über die Wahrheit, sondern vielmehr Diagnose (!) der Ideologien vom Menschen und der Welt. Psychotherapeutische Ideologien diagnostizieren bedeutet, festzustellen, wo sich die Macht im Maschennetz unserer Wahrnehmung der Wissenschaft, in den von der Forschung verfolgten Optionen und in der ihr zugewiesenen Rolle, in den Ausbildungsformen und in der Kontrolle der Kontrolleure verbirgt. (vgl. Die grossen Themen in Deutschland und ganz aktuell in der Schweiz mit ihren Gesetzesinitiativen und Akkreditierungsverfahren und ihrem Verhältnis zur Autonomie und der menschlichen Kreativität und Schöpfungskraft.)

Auf klinischer Ebene wird zum Beispiel darauf hingewiesen, wie Konzepte wie „autistische und symbiotische Phase“ und „paradoxe Intervention“ – samt den daraus abgeleiteten Techniken – als von der Forschung überholt zu betrachten sind – beginnend mit der des Psychiaters Janet –, und trotzdem verwendet man sie weiterhin oder man geht darüber hinweg, ohne auch nur ein Minimum an Selbstrelativierung zu zeigen.

D Kulturkritik, Kulturarbeit und engagierte Praxis

In diesem letzten Teil erscheinen – ausser den reichhaltigen und obligatorischen Kapiteln von Petzold, zum Beispiel eines über iatrogene Schäden – verschiedene Schriften, ebenfalls in Zusammenarbeit mit Sieper und Orth, zu den Themen „Mentalisierung“ (ursprünglich ein sozial-kulturelles Konzept, vgl. Moscovici 2001 und Vygotskij 1931) und „infernalisches Schreien“ in der Musik der rechtsextremen Szene.

Eröffnet wird er mit einem Beitrag zum Gedenken des jüdischen Philosophen Emmanuel Lévinas (1906-1995) zu den Themen Intersubjektivität, Identitätskonstruktion und Verantwortungsethik.

Es folgt ein kompaktes Rundfunkinterview über „Patienten als Partner“, das den beruflichen und sexuellen Missbrauch in der Therapie sowie Versuche und Vorschläge für geeignetere Strukturen zur Regelung der deontologischen und teleologischen Aspekte unseres Berufs thematisiert. Auch hier gilt die „*par condicio*“: Es werden die manchmal in zynisch-sadistischer Weise angewandte Abstinenzregel und das ins Wanken geratene Konzept des kollektiven Unbewussten gewisser psychodynamischer Schulen, einige in der Kognitiven Verhaltenstherapie fortgeführte aggressive Desensibilisierungstechniken sowie in der Systemischen Familientherapie noch gebräuchliche Paradoxe an den Pranger gestellt. Alle diese Kunst- und Behandlungsfehler werden manchmal noch durch starre und ideologische Interpretationen verschlimmert. Die wissenschaftlichen Grundlagen der Kritik können sich nur auf die Forschung und ihre Rezeption stützen (z. B. vgl. Fischer).

Schliesslich wird ein kompaktes Essay (2012) über die „Mentalisierung der dunklen Zeiten“ vorgestellt, das (S. 401-618) die Thematik der kognitiv-affektiv-emotionalen Verarbeitung von Ereignissen mit Bezug zum Neolithikum bis in unsere Tage thematisiert: Von der Südtiroler Mumie Ötzi zum III. Reich, Ex-Jugoslawien und dem 11. September. Es wird mit reichhaltigen und vielfältigen Quellen von Luther bis Hitler gearbeitet, um besser verstehen und analysieren zu können, was eine Masse dazu bringt, so stark und homogen an den Mythos zu glauben.

Auch hier handelt es sich um einen auf den Neurowissenschaften, der Forschung und dem kulturpolitischen Engagement begründeten bio-psycho-sozial-ökologischen Ansatz. Es wird ein möglicher „*melioristischer*“ (vom Neologismus „*Meliorismus*“, S. 411) säkularer Prozess erarbeitet, definiert und beschrieben, der es erlaubt, zu einem von den meisten gemeinsam geteilten, auf säkularen Werten, wie den Menschenrechten, aut-/altruistisch dialektisch begründeten Kosmopolitismus zu gelangen, wobei die Themen Familie, Erziehung und Dialog zwischen den Generationen behandelt werden. Diesbezüglich soll daran erinnert werden, dass Petzold als Experte bei den Prozessen der Wiederaussöhnung für die Gebiete des ehemaligen Jugoslawiens und in Zusammenarbeit mit verschiedenen Einrichtungen für das deutsche „Dritte Alter“ arbeitete.

Diese Werte dürfen jedoch zum Beispiel nicht die eigenen jüdisch-christlichen und abendländischen Ursprünge verleugnen, sondern sie laizistisch (auch dies ein hellenistisch-christlicher Terminus) integrieren in der dynamischen Begegnung mit dem Anderen als vollwertigem Subjekt: heute primär von der islamischen Kultur repräsentiert.

Dem schliesst sich ein kürzeres Essay an, in dem man, ausgehend von der Jugendszene, ihrer Musik und ihrem virtuell-ludisch-kinematographischen Milliarden-Konsum (von *Horror* zu *Der Herr der Ringe* zu *Harry Potter*), über den intersubjektiven und psychoedukativen Wert – als Verantwortungsethik (Lévinas und Jonas) – der Interiorisierung durch einen Teil der Individuen in der Gruppe und der Gruppen von Individuen mit gemeinsamen Werten reflektiert: Dies ist die inter- und intrapersonelle, agogische und kulturelle Arbeit, die zu tun ist.

Von einem biologisch-evolutionistischen und ethnologischen Standpunkt aus kann man die These, nach der der Mensch *a priori* gut sei, aber *a posteriori* durch traumatische Ereignisse-Verhalten geschädigt wurde, nicht mehr verteidigen. Der grösste Teil dieser Ereignisse ist in der Tat auch menschlicher Natur. Freud verdanken wir – aus psychotherapie-geschichtlicher Sicht – den Mut, den Menschen auch als aggressiv und destruktiv in sich und für den Anderen anzusehen. Bataille (1933) konnte jedoch in seiner Analyse des „kriminellen Geistes“ des Faschismus noch über Freud hinausgehen, während es Jung wegen eines gut dokumentierten filo-destroiden Schattens nicht gekonnt hätte.

Die todbringenden, selbstverletzenden, misanthropischen und gewalttätigen Mythen (wie im Fall von Allin (USA, 1991) oder der *Burzum* (Norwegen, 2004)) können eine Entladungs- und Transformationsfunktion haben, aber nach Petzold muss – aus neuro-rekursiver und neuro-plastischer Sicht – die Aufmerksamkeit auch auf ihre destruktive anziehende und erzieherische Kraft speziell für Kinder und Jugendliche, aber eben auch für junge Erwachsene und Erwachsene, gerichtet sein. So zeigt sie sich auch in der schnellen und massiven Ausbreitung in den USA, aber auch in der deutschen Neonazi-Szene, über die mit rassistischer und antisemitischer Thematik beladene Musik gewisser *Bands* und Aktion gewisser *Gangs*.

Die Psychotherapie kann nicht in ihrer akademischen Haltung verharren, sondern muss in der Geselligkeit die eigene Rolle als „Bildnerin der Kultur und der transversalen Fundamente des Bewusstseins“ von der Kindheit bis zum Erwachsenenalter (wieder)entdecken und stärken. Sie kann die eigenen unveräusserlichen und unumgehbaren ethischen Positionen nicht mehr leugnen, umso weniger, je impliziter sie sind oder eben unbewusst.

Bei den beiden letzten Essays neueren Datums ist es ein rekursiver Ansatz (wieder-eintretend nach dem neurowissenschaftlichen Modell) von intra- und intermentalen Phänomenen, die aus dem Hirnsubstrat auftauchen (vgl. S. 510) und von der nachgewiesenen Neuroplastizität gestützt werden, die sich nicht nur im pathogenen Sinn, sondern auch im salutogenen und sozial-agogischen Sinn ausdrückt.

Eine transzendente Grundlage für alles dies könnte auch vorliegen, aber nach der wertvollen Lehre von Kant könnte sie nicht Objekt eines naturwissenschaftlichen Diskurses sein.

Dieser Teil schliesst mit dem „Manifest der integrativen Kulturarbeit 2013“, das absolut aktuell ist, gerade auch hinsichtlich eines differenzierten und auch im post-christlichen und hermeneutisch-moderaten islamischen Umfeld notwendigen Dialogs und Engagements.

E Bibliographie

Bei der Bibliographie erstaunt die Abwesenheit jeglicher italienischen Literatur: Man hätte dieses eine Mal über die Alpen schauen können, aber auch die nordamerikanische Literatur ist im Verhältnis nur minimal repräsentiert.

Wie bereits in der Fussnote erwähnt, ist Petzold ziemlich aufmerksam in Hinblick auf die philosophische Literatur, aber nur die kontinentale, und keine analytische. Wobei es eben wegen des „therapeutischen“ Charakters, den diese Denker für sich in Anspruch nehmen, interessant gewesen wäre, wenn er sie integriert hätte.

Zusammenfassung

Der Schreibstil kann manchmal überladen und zu reich an Fremdwörtern oder Verweisen zu anderen Autoren erscheinen, andererseits können genau diese Aspekte einen didaktischen Wert haben und das Werk europäischer wirken lassen. Man hätte da und dort eine Zusammenfassung der Hauptthesen einfügen können, oder ein kurzes Schema, wie es im dritten Teil hingegen optimal gemacht wurde.

Hinsichtlich des grossen Themas der Religionen und der auch in atheistischen Bewegungen und Organisationen (zum Beispiel im Leninismus) vorhandenen religiösen Elemente, und der tiefgreifenden Kritik, die sie der Autor – als Theologe – unterzieht, erlaube ich mir, die Tatsache hervorzuheben, die man, wie mir scheint, manchmal beim Schreiben aus den Augen verliert, das rekursive Element, auch Schlüssel für ein mögliches Verstehen dessen, was in diesen Monaten zwischen dem Isis und dem Westen passiert. Wenn man vom Verhältnis zwischen Religionen und gewalttätiger Macht spricht, muss dies nach der Lehre von Morin von einer stärker dialektischen und komplexeren Basis aus gemacht werden: Wie ein Dreieck, an dessen jeweiligen Scheitelpunkten der Homo sapiens (mit seiner biologisch angelegten aggressiven Ladung) – der Bürger (mit seinem sozial-politisch-organisatorisch-ökonomischem Ökō-Kontext) – der Gläubige (mehr oder weniger Atheist). Der Gewaltakt oder die Repression und die historisch überlieferten Religionskriege entstehen aus dieser Verflechtung und sind im Inneren der Dreiecksfläche angesiedelt, während bei Petzold hier manchmal die Tendenz besteht, sie an den Scheitelpunkten auszurichten.

Die Lektüre ist in jedem Fall angenehm und stimulierend – manchmal merklich stärker „von links“ als „von rechts“ beeinflusst, aber dies wird offen erklärt und kohärent entwickelt.

Ich empfehle sie in besonderer Weise den Auszubildenden aus den folgenden Gründen:

- Lektüre der Geschichte der Entwicklung der Psychotherapie im Allgemeinen und der Integrativen Psychotherapie im Besonderen.
- Kontextualisierung in den entsprechenden sozial-kulturellen, politischen und ökonomischen Panoramen.
- Das Problem der Macht und ihres schlechten Managements in den theoretischen und metatheoretischen Entwicklungen und in der Lehre einer Schule statt einer anderen.
- Das Problem der Transparenz und der Authentizität in der Psychotherapie und in der Ausbildung.
- Das Problem der Kunstfehler und der Psychotherapieschäden.

Die Mythen der Psychotherapie und ihrer Lehrgänge – ich würde auch hinzufügen: der Forschung und ihrer Qualitätsprozesse – ausgraben und explorieren, darf nicht heissen, eine banale und ebenso pseudo-wissenschaftliche *Entmythologisierung* nach Bultmann-Art zu initialisieren – ein Element hier und da ist auch in einigen Beiträgen versteckt vorhanden (zum Beispiel in dem von Ellis) – was sich auf wissenschaftlichen Gebieten, wie dem technologischen und dem exegetischen, als genauso wenig wirksam erwiesen hat.

Als Auszubildender an einem psychoanalytischen Institut in der italienischen Schweiz (Fondazione Istituto Ricerche di Gruppo) möchte ich meine Rezension mit einer Bekräftigung der Idee Petzolds schliessen, dass Gesetzgebung und Akkreditierung nicht Kreativität und private Initiativen ersticken dürfen: In der Tat halte ich den psychoanalytischen Diskurs, in dem ich mich bewege, für ziemlich gesund und resistent gegenüber solchen von unserem Kollegen diagnostizierten Viren.

Meine Absicht ist es, den Blick auf die Zukunft zu lenken und die tragischen Ereignisse unserer Zeit, wie die des Bataclan in Paris, als Indikatoren für die kommende unsichere Zeit (und eine Einzel- und Gruppen-Psychologie) zu lesen. Es handelt sich darum, Lösungsperspektiven zu erdenken, in denen die (transversale) Vernunft gegenüber der Barbarei (Resultat exzessiver Mythotropismen und Mythotrophien) überwiegt, statt wesentlich einzugreifen, um die von der barbarischen Inklination verursachten Schäden zu heilen. Die Psychotherapie der Zukunft kann sich diesem Imperativ nicht entziehen. Deshalb ist es notwendig, die von Bion vorgeschlagenen Kanons einer kritischen Neubetrachtung zu unterziehen und ihre Fruchtbarkeit und tiefe Aktualität zu beurteilen. Ich mache zwei Beispiele: Wie ist es möglich, Konzepte wie „Der Terror ohne Namen“² oder die zur Definition der Unterscheidungskriterien zwischen psychotischem Anteil und nicht-psychotischem Anteil der Persönlichkeit herangezogenen, zu vernachlässigen?

Bedenken Sie zum Beispiel die vier Faktoren, welche die Dominanz der psychotischen Ordnung begünstigen³:

- a) die zerstörerischen Instinkte – so vorherrschend, dass sie auch den Impuls, zu lieben, mit sich tranken, der sich in Sadismus verwandelt;
- b) der Hass gegenüber der inneren und äusseren Realität; ein Hass, der sich auf alles erstreckt, was sie hervortreten lässt;
- c) Angst vor einer imminenten Vernichtung;
- d) die Bildung frühreifer und überstürzter Objektbeziehungen (darunter als erste die Übertragungen), die charakterisiert sind von einer Fragilität gleich der Beharrlichkeit, mit der sie sie unterhalten.

² W.R. Bion, *Analisi degli schizofrenici e metodo psicoanalitico - Una teoria del pensiero*, Roma 1988: cap. VIII, § 104, p. 178.

³ *ibidem*, p. 75.

Sind es nicht vielleicht Züge, die die Persönlichkeit des Terroristen (in uns allen vorhanden) auszeichnen, über die Verweise auf jede Form des religiösen Glaubens hinaus?

Von unserer Seite aus haben wir schon vor längerer Zeit eine Forschungsarbeit über die Gruppentherapie nach Bion begonnen (wie empfohlen auf S. 53), in der in innovativer Weise – auch vom philosophischen und linguistischen Standpunkt aus – der entscheidende und grundlegende Unterschied zwischen „ein Elternteil sein“ und für unsere Patienten „einen Elternteil repräsentieren“ behandelt und vertieft wird, wobei versucht wird, das *setting* an die Bedürfnisse unserer Zeit anzupassen, um dieser mächtigen Metapher mehr Leben zu geben. In dieser Differenzierung zwischen Realität und Metapher – von Petzold wurde letztere mit dem Begriff „ähnlich“ hervorgehoben – verbirgt sich diese zwischen psychotischem Anteil und nicht-psychotischem Anteil der Persönlichkeit. Statt die barbarische Entwicklung der ersten zu fördern (durchzogen von einem Gefühl der Omnipotenz und Allwissenheit), haben wir uns gefragt, wie man die Evolution der Neigung zur Vernunft der zweiten verstärken kann.

In diesem Sinne betreiben wir ausserdem eine originelle therapeutische Praxis (die subjektiv alle Mitarbeiter des Instituts beschäftigt), mit der wir – über eine zeitgemässe Neuauslegung des freudianischen Ödipus – das zu identifizieren versuchen, was uns der zentrale Kern der inter- und intrasubjektiven psychischen Konfliktualität unserer Zeit zu sein scheint, und das wir auf die Spannung zwischen Symbolisierungsmodalitäten zurückführen, welche die Grenze anerkennen und anderen, welche dazu neigen, sie durch Agieren oder Omnipotenzgedanken zu umgehen. Auf der Ebene der intrapsychischen und intersubjektiven Phantasmatisierung findet diese Fähigkeit, die Grenze anzuerkennen, eine Figuration in der Konstruktion dessen, was wir als das „innere Elternpaar“ definieren und das uns als das Ergebnis eines Reifungsprozesses erscheint, der Ödipus – und hier ist der Unterschied zur freudianischen Psychoanalyse offensichtlich – als Punkt der maximalen Entwicklung des menschlichen Geistes. Aufgabe der Therapie kann in der heutigen Zeit – die uns mehr von der Figur des Narziss als der des Ödipus beherrscht zu sein scheint – nicht mehr die Überwindung des Ödipus sein, sondern seine Konstruktion.

Vielleicht kann dieser fruchtbare Nord-Süd-Dialog – mit der Bildung eines Dreiecks mit dem analytischen angelsächsischen Gedanken, der uns fehlt, wie wir bereits sagten – in Zukunft auch in anderen Formen weitergehen.

Korrespondenz

Nicola Gianinazzi ist freischaffender psychoanalytischer Psychotherapeut

Ausbildender am Istituto Ricerche di Gruppo in Lugano (Tessin-Schweiz).

Aktiv in der Berufspolitik in Zusammenarbeit mit der Assoziation Schweizer Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten (ASP)

nicola.gianinazzi@gmail.com

Ralf Vogt (Hg.)

Verleumdung und Verrat.

Dissoziative Störungen bei schwer traumatisierten Menschen als Folge von Vertrauensbrüchen. 2014, 250 S., Festeinband, € 34.50
ISBN 978-3-89334-585-4



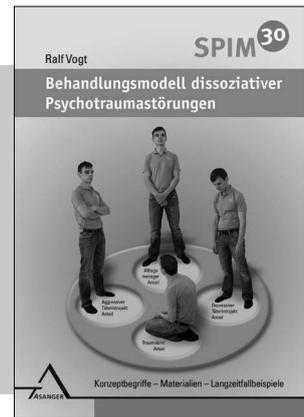
In diesem Sammelband haben international renommierte Psychoanalytiker und Traumatherapeuten in einer historischen und aktuellen Bestandsanalyse herausgearbeitet, welche Motive es für Verleumdung und Verrat im familiären und gesellschaftlichen Umfeld von Traumapatienten gibt, u.a. • J. Freyd: Zwischenmenschlicher und institutioneller Verrat • T. Moser: Problematischer und nützlicher Verrat • E. Nijenhuis: Der widersprüchliche und inkompatible Wille bei Trauma

„Eine Pflichtlektüre für Psychotraumatologen und Psychotraumatologinnen ... Das Buch beschreibt nicht Diskurse sondern Realitäten.“ (Prof. Dr. med. Günter H. Seidler, Trauma und Gewalt)

Ralf Vogt

SPIM-30. Behandlungsmodell dissoziativer Psychotraumastörungen.

Konzeptbegriffe, Materialien, Langzeitfallbeispiele. 2014, 296 S., Festeinband, € 39.50
ISBN 978-3-89334-584-7



Die Behandlung der von Menschen gemachten Psychotraumata bzw. dissoziativen Störungen ist ein brandaktuelles Thema in der modernen Psychotherapie. Es gibt bislang dazu wenig mehrdimensionale Therapiemodelle wie beispielsweise das in diesem Band vorgestellte SPIM 30.

„Erfreulich ist die Beachtung der politischen und gesellschaftlichen Dimensionen der traumatherapeutischen Arbeit, die über den Einzelfall hinausgehen, auf deren Hintergrund der Einzelfall aber wiederum als verständlich und damit als unterstützenswert sichtbar wird. ... Für erfahrene PsychotherapeutInnen im Bereich der Traumatherapie ist das Buch eine Bereicherung.“ (Claudia Fliß in Trauma)

Gaby Breitenbach,
Harald Requardt

Komplex-systemische Traumatherapie und Traumapädagogik.

2. Aufl. 2014, 304 S., 39.- €
ISBN 978-3-89334-547-2



Die Autoren dieses Handwerksbuchs für die Praxis gehen davon aus „Wo Trauma ist, ist Dissoziation – und wo Dissoziation ist, ist Trauma“.

„Kapitel für Kapitel fasziniert und regt zum Nachdenken und Nachfühlen an – und dazu, sich als TherapeutIn und Mensch zum Thema Gewalt gegen Menschen zu positionieren. Ein politisches und wegweisendes Buch, das ich jedem empfehlen möchte, der sich mit dem Thema Traumatisierung von Menschen durch Menschen auseinandersetzen muss und/oder will“ (Claudia Fliß in Trauma und Gewalt)

Alison Miller

Jenseits des Vorstellbaren.

Therapie bei Ritueller Gewalt und Mind Control. Übersetzung von „Healing the unimaginable: Treating Ritual Abuse and Mind Control.“ 2. Aufl. 2015, 464 S., Festeinband, € 49.-
ISBN 978-3-89334-579-3



Alison Miller hat ein einzigartiges Handbuch über die Methoden und Folgen ritueller Gewalt und Mind Control verfasst. Sie beschreibt anhand erschütternder Beispiele, wie vor allem Kinder von religiösen Glaubensgemeinschaften und okkulten Sekten, von organisierten Tätergruppen und Geheimdiensten grauenvoll gequält und gefoltert und auf diese Weise gezielt konditioniert und systematisch programmiert werden.

„Alison Miller gebührt der Verdienst, dass sie sachlich über ein fast unvorstellbares Maß gezielter Gewalt gegen Menschen berichtet und ihre alltägliche praktische Arbeit in verständlicher und klarer Sprache beschreibt.“ (Deutsches Ärzteblatt)

Weiter- und Fortbildungsgang in transdisziplinärem Grundwissen für die Psychotherapiepraxis

- Erkenntnisse der Psychotherapieforschung und ihre Implikationen für die Praxis. **Dozent: Prof. Horst Kächele**
- Kritische Auseinandersetzung mit der Wirksamkeit, den Möglichkeiten und Grenzen der vermittelten Therapiemodelle und ihrer Methoden. **Dozent: Prof. Horst Kächele**
- Ethik, Berufskodex und Berufspflichten. **Dozenten: Dr. Marianne Meister und Erhard Grieder**
- Kenntnisse über das Rechts-, Sozial und Gesundheitswesen und seine Institutionen. **Dozentin: RA Cornelia Kranich**
- Kenntnisse über andere psychotherapeutische Ansätze und Methode. **Dozenten: Dr. Margit Koemeda, Martin Rufer, Ewa Bielska-Content, Peter Schulthess**
- Sein Leben unter den Bedingungen einer Behinderung gestalten – Anregungen für die Kinderpsychotherapie. **Dozentin: Prof. Barbara Jeltsch-Schudel**
- Besonderheiten der Psychotherapie mit älteren Menschen. **Dozent: Dr. Christoph Held**
- Kritische Auseinandersetzung mit gesellschaftspolitischen und ethischen Fragen im Zusammenhang mit dem Psychotherapeutenberuf. **Dozent: Dr. Mario Erdheim**
- Kenntnis von und Auseinandersetzung mit unterschiedlichen demografischen, sozioökonomischen und kulturellen Kontexten der Klientel bzw. der Patientinnen und Patienten und ihren Implikationen für die psychotherapeutische Behandlung. **Dozent: Prof. Wielant Machleidt**

Der Kurs steht TeilnehmerInnen an Weiterbildungsgängen in Psychotherapie als Elemente ihrer Weiterbildung offen sowie praktizierenden PsychotherapeutInnen und anderen Interessierten zur Fortbildung.

Kursdauer: Januar 2016 – Mai 2017

Es können auch einzelne Kurse besucht werden

Informationen und Anmeldung (Flyer zum download): www.psychotherapie.ch www.psychotherapiecharta.ch

M. Schlegel I. Meier P. Schulthess (Hrsg.)



Ein Führer
der Schweizer Charta für Psychotherapie
für die in ihr vertretenen tiefenpsychologischen,
humanistischen und integrativen
Psychotherapieverfahren

Schriftenreihe der Schweizer Charta für Psychotherapie

Die Schweizer Charta für Psychotherapie ist eine Vereinbarung über die Ausbildung, die Wissenschaftlichkeit und die Ethik in der Psychotherapie. In diesem Buch präsentieren die 22 Ausbildungsinstitutionen, welche die Charta unterzeichnet haben, ihre tiefenpsychologischen-, humanistischen und integrativen Psychotherapiemethoden.

Dieser Therapieführer unterscheidet sich von anderen, ähnlichen Publikationen dadurch, dass die einzelnen Verfahren nicht von Aussenstehenden beschrieben werden, sondern von den Schulen selbst dargestellt werden. Sie halten sich dabei an ein Raster, das den LeserInnen einen direkten Quervergleich ermöglicht, so dass Gemeinsamkeiten und Unterschiede deutlich hervortreten.

Die Tatsache, dass die Schulen selbst ihre Psychotherapierichtung vorstellen, macht zudem atmosphärische Unterschiede sichtbar, die sich auch geschichtlich erklären lassen. Da sich die Psychotherapie im 20. Jhd. entwickelt hat, beeinflussten dessen unterschiedliche Geistesströmungen und einschneidende Ereignisse in Form von Kriegen, auch ihre Entwicklung und Verzweigungen.

Diese Schrift vertieft das Verständnis dafür, wie wichtig die Vielfalt unterschiedlicher Psychotherapiemethoden für die Patientinnen und Patienten ist und dass diese Vielfalt auch ein kostbares Kulturgut darstellt.

Preis: gedruckt Fr. 25.- Mitgl. einer Charta-Institution Fr. 15.-

Online: www.psychotherapiecharta.ch (Open Access)

Printausgabe bestellen bei:

Schweizer Charta für Psychotherapie ISSN 1664-395X (Online)

Tel.: 081 250 35 73

ISSN 1664-3941 (Print)

sekretariat@psychotherapiecharta.ch

ISBN 978-3-9523782-0-5

Agnes von Wyl, Volker Tschuschke,
Aureliano Cramer, Margit Koemeda-Lutz,
Peter Schulthess (Hg.)

Was wirkt in der Psychotherapie?

Ergebnisse der Praxisstudie
ambulante Psychotherapie zu 10 unterschiedlichen Verfahren



Psychosozial-Verlag

**Agnes von Wyl, Volker Tschuschke,
Aureliano Cramer, Margit Koemeda-Lutz,
Peter Schulthess (Hg.)**

Was wirkt in der Psychotherapie?

**Ergebnisse der Praxisstudie
ambulante Psychotherapie zu
10 unterschiedlichen Verfahren**

ca. 300 Seiten • Broschur

Preis Euro (D): 34,90

ISBN 978-3-8379-2586-9

Buchreihe: Forschung Psychosozial

Erscheint im August 2016



Psychosozial-Verlag

Walltorstr. 10

35390 Gießen

Tel.: 06 41/96 99 78 18

Fax: 06 41/96 99 78 19

bestellung@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

»Eine Psychotherapiepraxisstudie durchzuführen braucht einen langen Atem! Umso befriedigender ist es, wenn nach der langen Reise der Bestimmungsort erreicht ist und – wenn wir bei dieser Metapher bleiben – die Fracht sicher am Bestimmungsort angekommen ist. Dieses Buch dokumentiert die Vorbereitungen zu dieser Reise, berichtet von der Reise selber und beschreibt schließlich die auf der Reise angesammelte Fracht oder Güter.«

Agnes von Wyl

Die Praxisstudie ambulante Psychotherapie – Schweiz (PAP-S) ist eine der wenigen Studien, die Behandlungsmethoden untersuchen, die tatsächlich in der psychiatrisch-psychotherapeutischen Versorgung angewandt werden. Diese naturalistische Studie bildet somit ein breites Spektrum der heutzutage in der Schweiz zugelassenen Therapiemethoden ab, wobei auch bisher wenig untersuchte Ansätze einbezogen wurden.

Die AutorInnen präsentieren die wichtigsten Ergebnisse der von 2006 bis 2013 durchgeführten Studie zur Wirksamkeit verschiedener Psychotherapiemethoden im ambulanten Bereich. Zudem werden die Befunde dazu dargelegt, welche Faktoren das Therapieergebnis beeinflussen und inwieweit sich die VertreterInnen unterschiedlicher Konzepte bzw. Psychotherapiemethoden bezüglich angewandter Interventionstechniken unterscheiden oder ähneln. Es konnte außerdem gezeigt werden, dass der Einfluss der Schulenzugehörigkeit der BehandlerInnen eine eher untergeordnete Rolle spielt.

Mit Beiträgen von Aureliano Cramer, Hugo Grünwald, Margit Koemeda-Lutz, Peter Müller-Locher, Mario Schlegel, Peter Schulthess, Volker Tschuschke und Agnes von Wyl

Agnes von Wyl, Prof. Dr., ist Leiterin der Fachgruppe Klinische Psychologie und Gesundheitspsychologie an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften und Psychotherapeutin.

Volker Tschuschke, Prof. Dr., ist Professor em. für medizinische Psychologie am Universitätsklinikum zu Köln.

Aureliano Cramer, MSc., ist Dozent für Forschungsmethoden und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften.

Margit Koemeda-Lutz, Dr., Dipl.-Psych., ist eidgenössisch anerkannte Psychotherapeutin in eigener Praxis und Weiterbildungsleiterin.

Peter Schulthess, lic. phil., ist eidgenössisch anerkannter Psychotherapeut in eigener Privatpraxis in Zürich und Dozent für Gestalttherapie, Vorsitzender der Schweizer Charta für Psychotherapie.